CARL GRIMBERG

# Weltgeschichte

Erster Band

CARL GRIMBERG

# Weltgeschichte

## Leben und Kultur der Völker

*

Erster Band

Altertum I

Anfänge der Kultur — Die Ägypter
Die Assyrier und Babylonier — Israeliten und Phönizier
Die Meder und Perser — Die ägäische Kultur

Mit 236 Abbildungen
und einer farbigen Karte

R. Voigtländers Verlag in Leipzig

Für Deutschland bearbeitet von Dr. Fritz Eberhardt

Copyright 1929 by R. Voigtländers Verlag, Leipzig

Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co., Altenburg, Thür.

2403

# Vorwort

Für weite Kreise unseres deutschen Volkes ist diese Weltgeschichte bestimmt. Sie soll jedem, der nach allgemeiner Bildung strebt, Kenntnis vom Werdegang der Menschheit geben und Verständnis für alles historisch Gewordene wecken. Deshalb möchte sie in erster Linie klar und flüssig sein und jede Trockenheit der Darstellung und des Ausdruckes vermeiden. Sie will den Leser zu eigenem Nachdenken anregen, kurz: kein Lehrbuch, sondern ein Hausbuch sein, lebhaft und fesselnd wie ein Roman. Und doch bietet dies Buch durch und durch die letzten Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung. Und zwar läßt der Verfasser die alten Dokumente, Selbstbiographien, Briefe, Tagebücher selbst sprechen. Dadurch treten uns die handelnden Personen menschlich nahe, und wir erhalten eine Zeitstimmung, wie sie noch nicht erreicht worden ist. Alle Abschnitte sind von hervorragenden Fachgelehrten vor der Drucklegung gutgeheißen worden.

Deutschland hat Überfluß an vorzüglichen Geschichtswerken. Aber diese behandeln fast alle einseitig entweder die politische Geschichte oder die Kultur- oder die Wirtschaftsgeschichte, und sie sind so eingehend und reich an Einzelheiten, daß sie zwar dem Studium der Geschichtswissenschaft wertvolle Dienste leisten, aber vom großen Laienpublikum nur selten in die Hand genommen werden. Denn auch der Gebildete hat heute einfach keine Zeit, umfangreiche Spezialwerke aus fremden Wissensgebieten zu lesen. Unsere Darstellung setzt keine besonderen Fachkenntnisse voraus, soll aber für alle Kreise ein fesselnder und wertvoller Lesestoff sein.

Da der Verfasser kein Lehrbuch bringen will, wird von vornherein auf restlose Vollständigkeit und Gleichmäßigkeit im allerstrengsten Sinne in der Auswahl des Stoffes verzichtet. Es soll das geboten werden, was dauernden Wert hat und heute noch wirkt und lebendig ist und zu den Grundlagen auch unserer Zeit gehört. Dabei steht die Kultur im Vordergrunde. Es soll das Leben der Völker dargestellt werden mit ihren Höhepunkten und ihrem Verfall. Daraus zeigt sich, was die Völker von bleibendem Wert auf den Gebieten der Literatur und Kunst, der Ethik und der Weltanschauung geleistet haben.

Ebenso wird das Wirtschaftsleben behandelt: Ackerbau und Handwerk, Verkehr und Handel, das rechtliche, staatliche und religiöse Leben, schließlich der Völkerverkehr, der Austausch von wirtschaftlichen und geistigen Gütern; denn sie alle haben das Leben der Völker stark beeinflußt und kulturbildend gewirkt.

Daneben ist die politische Geschichte keineswegs vergessen oder in den Hintergrund gedrängt worden. Der Verfasser behandelt sie nicht geringschätzig, sondern bemüht sich, ihren Verlauf wahrheitsgetreu zu schildern und die Folgerungen daraus zu ziehen. Nur bewertet er sie nicht einseitig. Er sieht nicht Kriege und Staatsverträge als einzige oder auch nur hauptsächlichste Grundlagen der Entwicklung des Völkerlebens an.

Besonderer Wert wird auf die eingehende Behandlung der großen führenden Geister gelegt, die das Denken und Wirken der Menschheit entscheidend beeinflußt haben. Aber auch hier beschränkt sich die Darstellung keineswegs auf die großen Herrscher, Staatsmänner und Feldherrn, sondern gedenkt ebenso der Lehrer und Meister auf den Gebieten der Religion, Wissenschaft, Literatur und Kunst.

Auch die Volkssagen sind nicht übergangen worden, hat sich doch im Gegensatz zur früheren Auffassung gezeigt, daß in vielen ein geschichtlicher Kern steckt. Und auch, wenn dieser nicht erkennbar ist, sind manche Sagen zur Geschichte geworden, denn sie haben auf den Charakter und das Geistesleben der Völker eingewirkt. Man denke nur an die Homerischen Gedichte oder an den Weisheitsgehalt der Sage von Krösus und Solon. Auch spiegelt sich die Weltanschauung alter Völker am besten in ihrer Sagenwelt wider. Natürlich ist alles, was nicht historisch erwiesen ist, als Sage gekennzeichnet.

Das Gesamtwerk soll aus 12 Bänden bestehen, von denen Band 1 bis 3 das Altertum (die Zeit bis zu den Völkerwanderungen) behandeln, Band 4 und 5 das Mittelalter und die übrigen Bände die Neuzeit. Der Inhalt dieser 7 Bände ist so berechnet, daß Band 6 die Renaissance, die großen Entdeckungen und Erfindungen und die Reformation bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts behandeln soll, Band 7 die Zeit der Gegenreformation, der Religionskriege und der ersten englischen Revolution, Band 8 die Zeit Ludwigs XIV., Wilhelms III. und

des großen Nordischen Krieges, Band 9 das Zeitalter Friedrichs des Großen, Band 10 die Französische Revolution und die napoleonische Zeit, Band 11 die Zeit nach 1815 bis auf die Einigung Deutschlands und die Großindustrialisierung der Welt, Band 12 das Zeitalter des Industrialismus und des Weltkrieges. Die Geschichte der außereuropäischen Kulturvölker wird immer dort behandelt, wo diese in Berührung mit der Weltgeschichte treten.

Der Verfasser dieser Weltgeschichte ist der schwedische Historiker Dr. Carl Grimberg, ehemaliger Dozent der Geschichte. Sein Werk hat in Schweden und Finnland große und schnelle Verbreitung gefunden. Seine Lehrbücher der Geschichte beherrschen seit zwanzig Jahren den schwedischen Schulbüchermarkt.

Grimbergs Weltgeschichte ist nun von Dr. Gustav Morgenstern in die deutsche Sprache übertragen worden. Aber da das vorliegende Buch für das deutsche Volk bestimmt ist, war es mit der Übersetzung nicht getan; es mußte für deutsche Leser bearbeitet werden. Diese Arbeit hat Dr. Fritz Eberhardt besorgt, er trägt demnach auch mit dem Verfasser die Verantwortung für den Inhalt und die Gestaltung des Werkes.

Dr. Fritz Eberhardt R. Voigtländers Verlag
Leipzig
Sommer 1929

# Inhalt


Seite

Vorwort . . . . . V

Anfänge der Kultur . . . . . 1

Vom Urmenschen zum Kulturmenschen . . . . . 3

Der Urmensch . . . . . 3

Wie wurde der Urmensch Kulturmensch? . . . . 16

Die Ägypter . . . . . 27

Das Nilland . . . . . 29

Das Land der Toten . . . . . 32

Die historischen Perioden des Nillandes . . . . . 50

Die Urzeit und das Alte Reich (etwa 3400—2500 v. Chr.) . . . . . 52

Das Mittlere Reich (etwa 2100—1800 v. Chr.) . 70

Das Neue Reich (etwa 1600—1100 v. Chr.) . . 77

Totmes I. . . . . 80

Hatschepsut . . . . . 85

Totmes III. . . . . 89

Amenhotep II. und Amenhotep III. . . . . 93

Der Ketzerkönig Echnaton . . . . . 102

Tutanchamon . . . . . 123

Die neunzehnte und zwanzigste Dynastie . . . . 125

Das Wiederhergestellte Reich (663—525 v. Chr.) . 144

Wie die ägyptische Vorzeit wieder lebendig wurde . 146

Wilde Mutmaßungen und Wirklichkeit . . . . . 147

Der Schlüssel gefunden . . . . . 150

Wie unersetzliche Altertümer zerstört und Tote wieder ans Tageslicht gebracht wurden . . . . . 156

Der Greuel der Verwüstung . . . . . 156

Die Rettungsarbeit der Archäologen . . . . . 159

Einige besonders erfolgreiche Ausgrabungen . . . 162

Am Hofe des Pharao . . . . . 187

Gesetz und Recht . . . . . 192

Die Tierverehrung der alten Ägypter . . . . . 196

Literatur und Lebensanschauung der alten Ägypter . 205

Weisheitslehren . . . . . 209

Die ältesten Weisheitslehrer . . . . . 209

Die Lehre des weisen Ani . . . . . 210

Seite
Das Weisheitsbuch des Amenemope und die Sprüche Salomonis . . . . . 212
Einige der ältesten Märchen der Welt . . . . . 218
Der schiffbrüchige Seemann . . . . . 219
Das Märchen von den drei Brüdern, die Könige werden sollten . . . . . 221
Die Klage des beraubten Bauern . . . . . 224
Das Märchen von den zwei Brüdern . . . . . 226
Das Märchen von dem zum Tode verurteilten Prinzen 229
Die Sage von den sieben Hungerjahren in Ägypten . 232
Die ägyptische Dichtkunst . . . . . 233
Trinklieder . . . . . 237
Die wissenschaftlichen Leistungen der Ägypter . . . 241
Die mathematischen Kenntnisse der Ägypter . . . . 241
Die astronomischen Kenntnisse der Ägypter . . . . 244
Die Heilkunde in Ägypten . . . . . 245
Das Erwerbsleben im alten Ägypten . . . . . 250
Ackerbau, Jagd und Fischerei . . . . . 250
Bergbau . . . . . 253
Der erste Streik der Weltgeschichte . . . . . 258
Die vorhistorische Zeit Ägyptens . . . . . 262
Die Assyrier und Babylonier . . . . . 267
Das Geschenk der Schwesterströme . . . . . 270
Das älteste babylonische Reich . . . . . 273
Sargon I. und Naramsin . . . . . 276
Hammurapi, der Landesvater und Gesetzgeber . . . 278
Das assyrische Reich . . . . . 296
Das neubabylonische Reich . . . . . 311
Wie wir Kunde über die Vorzeit Assyriens und Babyloniens bekommen haben . . . . . 315
Die Deutung der Keilschrift . . . . . 329
Das Erwerbsleben im Zweistromland . . . . . 340
Ackerbau, Fischerei und Jagd . . . . . 340
Ein echtes Handelsvolk . . . . . 344
Soziale Verhältnisse in Babylonien . . . . . 347
Königsmacht, Kapitalisten und Kleinbauern . . . . 347
Die Stellung der Frau in Babylonien . . . . . 351

Seite

Die Sklaven . . . . . 351
Babylonische Streiks . . . . . 354
Ein religiöses Volk . . . . . 355
Die Götterwelt der Babylonier . . . . . 355
Weissager und Zeichendeuter . . . . . 361
Böse Geister und Beschwörungen . . . . . 368
Klagelieder und Bußpsalmen . . . . . 375
Sittlichkeit und Lebensweisheit . . . . . 379
Die Toten . . . . . 381
Babylonische Mythen und Heldensagen . . . . . 382
Schöpfungslegenden . . . . . 384
Die Erzählungen von der großen Wasserflut . . . . 386
Das Gilgameschepos. Babylonische Andeutungen über den Sündenfall . . . . . 391
Die Sage von Ischtars Fahrt in die Unterwelt . . . 395
Die Geburtsstätte der Astronomie . . . . . 397
Die babylonische Heilkunst . . . . . 401
Israeliten und Phönizier . . . . . 403
Die syrischen Völker . . . . . 405
Die Israeliten . . . . . 406
Die Phönizier . . . . . 420
Die Entstehung des Alphabets . . . . . 430
Die Meder und Perser . . . . . 435
Die Urheimat der Indoeuropäer . . . . . 437
Meder und Perser . . . . . 440
Zarathustra . . . . . 441
Cyrus . . . . . 446
Kambyses . . . . . 459
Darius I. . . . . 463
Die ägäische Kultur . . . . . 471
Kreta als Kulturbrücke . . . . . 473
Die Sage von Theseus und seiner Befreiung aus dem Labyrinth . . . . . 474
Die kretische Kultur . . . . . 478
Die mykenische Kultur . . . . . 489
Der Weltverkehr in der kretisch-mykenischen Zeit . . 508
Der Untergang der ägäischen Kultur . . . . . 514
Literaturverzeichnis . . . . . 521

# Anfänge der Kultur

# Vom Urmenschen zum Kulturmenschen

## Der Urmensch

Im Jahre 1856 machten einige Arbeiter in einer Höhle des Neandertals unweit Düsseldorf einen außerordentlich wichtigen Fund. In der Höhle lagen, in Sand und Lehm eingebettet, einige Skeletteile. Sie erwiesen sich bei genauer Untersuchung als Überreste eines menschlichen Geschöpfes, das selbst unter den Kannibalen Australiens und den Feuerländern gestanden haben muß. Die Höhe der Hirnschale war nämlich bedeutend geringer als bei den tiefststehenden Menschen unserer Zeit. Die Stirn war niedrig und zurückfliehend; sie erinnerte eher an die eines Affen als an die eines heutigen Menschen. Auch die dicken Knochenwülste über den Augen, die diesen bei den Kämpfen des Höhlenmenschen mit wilden Tieren ein guter Schutz waren, haben dazu beigetragen, diesem vorgeschichtlichen Menschen ein tierisches Aussehen zu geben.

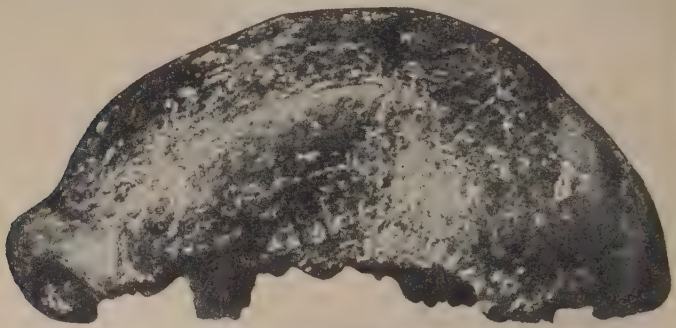
Allmählich setzte sich immer mehr die Überzeugung durch, daß man hier Skeletteile des ältesten damals bekannten Menschen der Welt gefunden hatte, des Vertreters einer heute ausgestorbenen Rasse, die nach dem Fundorte den Namen Neandertalrasse erhielt. Wahrscheinlich hat dieser Mensch vor und während der Eiszeit gelebt, gleichzeitig mit ausgestorbenen Tieren wie dem wollhaarigen Nashorn, dem Höhlenbären und der Höhlenhyäne. Man fand nämlich später einige Skelette dieser Tiere in der Nähe der Neandertalhöhle. Aus derselben Zeit stammen der Höhlenlöwe, der Auerochse, das Wildpferd, das riesige Mammut.

Alle diese Tiere waren größer und gewaltiger als ihre jetzt lebenden Verwandten. Der Höhlenmensch hatte also in jeder Beziehung einen härteren Kampf ums Dasein zu führen als die Menschen späterer Zeit.

Die Ansichten über den Wert des Neandertalfundes waren lange sehr geteilt, besonders da der Schädel stark beschädigt war.

Manche bedeutende Naturforscher waren der Meinung, die gefundenen Schädelteile gehörten einem krankhaft entstellten Schädel späterer Zeit an.

Im Jahre 1886 bekam der Streit eine neue Grundlage. Damals machte man am Eingang einer Höhle in Spy bei der belgischen Stadt Namur einen neuen Fund, nämlich zwei Skelette, die demselben Menschentypus angehörten wie der Neandertalfund. Freilich waren auch diese Überreste sehr beschädigt und unvollständig, doch weit besser erhalten als das Neandertalskelett. Vor allem war an einem Skelett die Kiefer-



Neandertalschädel.

partie teilweise erhalten, und dieser Teil des Gesichts trägt sehr dazu bei, den Eindruck des Tierischen im Aussehen der Höhlenmenschen zu verstärken. Der Oberkiefer springt nämlich stark vor, und die Zähne sind kräftig entwickelt, während das Kinn, ein „Adelszeichen" des heutigen Menschen, fehlt. Das Kinn ist ein besonders wichtiger Körperteil, weil an der Innenseite des Kinnbackens einige Muskeln befestigt sind, die die Bewegungen unseres vornehmsten Sprechwerkzeugs, der Zunge, ausführen. Da nun der Neandertaler kein Kinn hat, hat man gemeint, daraus den Schluß ziehen zu können, daß diese Menschenrasse weit weniger zungenfertig war als der heutige Mensch, und dies ergibt sich auch aus dem Vergleich der Schädel der beiden Menschenarten. Sonst ist das Skelett des Höhlenmenschen nach heutiger Auffassung im wesentlichen ganz menschlich. Sein grober Knochenbau beweist, daß er sehr stark gewesen sein muß, wäh-

rend seine Länge etwas unter dem Mittelmaß der heutigen Europäer geblieben zu sein scheint.

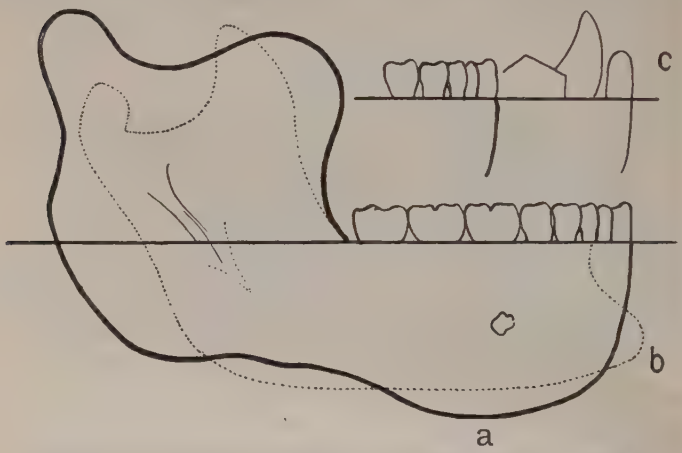
In derselben Erdschicht, die jene Knochenreste barg, lagen auch Knochen des Mammuts, des wollhaarigen Nashorns, des Auerochsen, des Wildpferdes, des Höhlenbären, der Höhlenhyäne und des Höhlenlöwen. Mehrere von diesen Tieren haben dem Höhlenmenschen zur Nahrung gedient, was daraus hervorgeht, daß viele Knochen auf gleiche Weise zerbrochen waren, offenbar von Menschen, die zu dem Mark vordringen wollten. Die Werkzeuge der Höhlenmenschen waren grob zugehauene Feuersteine und Knochen, wie sie für das sogenannte ältere Steinalter bezeichnend sind. Im übrigen weiß man von diesen Menschen, daß sie die Kunst des Feuermachens verstanden haben. In derselben Erdschicht wie die Skelette lagen nämlich auch verkohlte Holzstücke.

Im Jahre 1899 wurde die gelehrte Welt von der Nachricht überrascht, daß man im nördlichen Kroatien in einer Höhle eine Menge Skelettreste von Menschen des Neandertaltyps gefunden hatte, und zwar von Menschen aus verschiedenen Lebensaltern, etwa vom sechsten bis zum dreißigsten Lebensjahre und darüber, dazu einfache Steinwerkzeuge, verkohlte Holzstücke und verbrannte Nashorn-, Höhlenbären- und Auerochsenknochen. Dann wurde im Jahre 1907 ein neuer, aufsehenerregender Fund in der Nähe von Heidelberg gemacht, auf dem Grunde einer 20 m tiefen Kiesgrube. Der Fund bestand aus einem Unterkiefer von sehr primitivem Neandertaltyp; er lag in geologischen Schichten, die weit älter waren als sonstige Ablagerungen, in denen man bisher fossile Menschenknochen gefunden hatte. Nach seiner Form steht dieser Kiefer denn auch dem Urzustande der Menschheit näher als irgendeiner der bisher gefundenen Schädelteile.

Um diese Zeit glaubten die Gelehrten, die sich mit der Urgeschichte des Menschen befaßten, so festen Boden unter die Füße bekommen zu haben, daß man mit *systematischen* Ausgrabungen beginnen konnte. Solche wurden denn auch unter wissenschaftlicher Leitung in Angriff genommen, und zwar in der französischen Landschaft Dordogne im Vézèretale, das wegen seiner zahlreichen Überreste von jetzt ausgestorbenen Tier-

formen bekannt ist. Im Jahre 1908 wurden die Mühen auch durch den Fund von Schädeln und anderen Skeletteilen typischer Neandertalmenschen belohnt. Ein Schädel zeigte die „geradezu bestialischen" Augenbrauenwülste, die für die Neandertalmenschen bezeichnend sind.

Auch in Spanien hat man Schädel des Neandertaltyps gefunden, und neuerdings hat man einen ähnlichen Fund in Palästina gemacht. Noch interessanter ist es, daß man auch in weiter



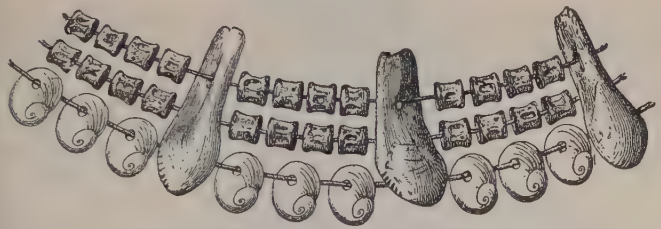

Unterkiefer: a des Neandertalmenschen, b des heutigen Menschen, c Gebiß des Schimpansen.

Ferne, in Rhodesia in Südafrika im Jahre 1921 einen fossilen Menschenschädel (doch ohne Unterkiefer) gefunden hat, der überraschend an den des Neandertalers erinnert. Stellt man nun diese Entdeckung mit dem Funde zweier typischer Neandertalzähne zusammen, der 1917 auf Malta in einer Höhle gemacht wurde, so spricht mancherlei für die Annahme, daß die Neandertalrasse aus Afrika stammt.

Heute rechnet man sogar mit der Möglichkeit, eines Tages nicht nur wie bisher Skeletteile, sondern die vollständige Leiche eines vorgeschichtlichen Menschen zu finden. Und weshalb nicht? Der gefrorene Erdboden Sibiriens hat uns ja jahrtausendelang

ganze Mammutkörper und wollhaarige Nashörner erhalten. Weshalb sollte man also nicht auch hoffen dürfen, dort Exemplare der menschlichen Geschöpfe zu finden, die gleichzeitig mit diesen Tieren lebten?

Vielleicht könnten solche Funde uns Klarheit darüber verschaffen, ob die Menschen der Neandertalrasse unsere Vorfahren gewesen sind, oder ob sich die heutigen Europäer wie die Neandertalrasse aus einem noch älteren Menschentyp entwickelt haben. Daß die Neandertalrasse ausgestorben ist, während andere Rassen am Leben blieben und die Erde bevölkerten, würde dann



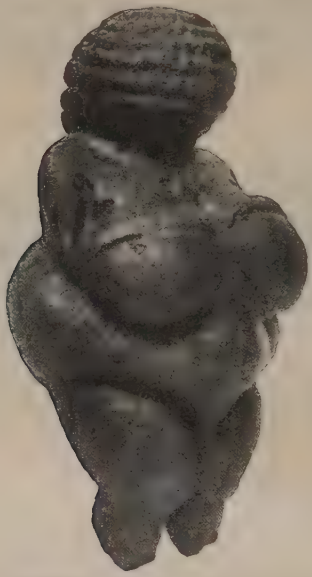
Teil des Halsschmucks eines Skeletts aus einer Höhle bei Mentone. Die zwei obersten Reihen bestehen aus Rückenwirbeln vom Lachs, die unterste aus Schneckenhäusern. Sie sind in regelmäßigen Abständen durch Hirschhornstücke unterbrochen.

darauf beruhen, daß die letzteren besser für den Kampf ums Dasein ausgerüstet waren.

Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die heutigen Europäer *nicht* von der Neandertalrasse abstammen. Man hat nämlich auch Skelette und Skeletteile anderer Eiszeitmenschen gefunden, die bedeutend höher stehen als die Neandertaler und so große Verschiedenheiten von dieser Rasse aufweisen, daß man unmöglich eine nähere Verwandtschaft zwischen ihnen annehmen kann. Wenn die Neandertalrasse und die andere Eiszeitrasse gemeinsame Vorfahren gehabt haben, so müssen diese undenkliche Zeiten früher gelebt haben.

Im Departement Dordogne kam man auch dem höherstehenden Eiszeitmenschen auf die Spur. Im Jahre 1909 wurde das Skelett eines Menschen gefunden, der allem Anschein nach nicht nur in der Höhle, in der er lag, gestorben, sondern dort

auch wirklich begraben worden war. Den Toten schmückte ein Halsband aus durchlöcherten Meerschnecken, und bei Kopf und Brust des Skeletts lagen schön gearbeitete Steinwerkzeuge, die eine verhältnismäßig hoch entwickelte Kultur und einen gewissen Schönheitssinn verrieten. Die Glieder des Toten sind auffallend fein gebaut, die Stirn ist hoch und schön gewölbt, die Hirn-



Venus Willendorff, gefunden in der Nähe von Wien.

schale verhältnismäßig bedeutend länger und schmäler als die des Neandertalers. Die Form ist langschädelig, d. h. die Länge des Schädels übertrifft seine Breite um wenigstens ein Drittel. Das Kinn springt zwar nicht vor wie beim heutigen Europäer, „flieht" aber auch nicht zurück wie bei den Neandertalern und den menschenähnlichen Affen, sondern ist vorn gerade abgeschnitten.

Der neue Fund ermöglichte es, einige frühere Funde von Skeletteilen höherstehender Eiszeitmenschen systematisch zu

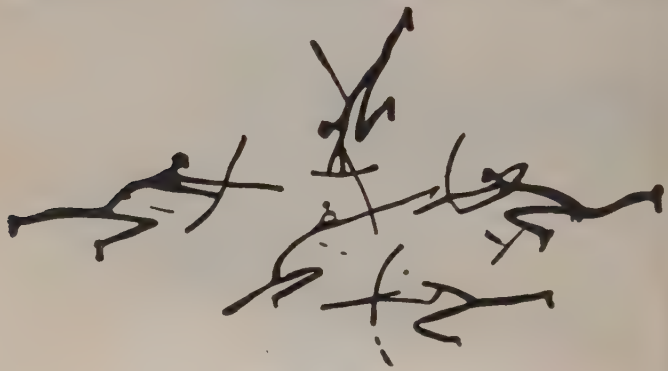
ordnen. Die Fundorte liegen weit verstreut, bei London, bei Paris, in Mähren und in Kroatien.

Diese höherstehende Menschenrasse hat man mit Rücksicht auf die Kulturperiode, der sie angehört, nach der südfranzösischen Stadt Aurignac, den Aurignacmenschen genannt. Man nimmt an, daß diese Rasse während der Eiszeit aus Asien nach Europa eingewandert und am südlichen Grenzrande des schmelzenden großen Inlandeises nach Norden gezogen ist. Manches deutet darauf hin, daß die Aurignac- und Neandertalmenschen miteinan-

Rentiermalerei in einer Höhle von Font-de-Gaume (Dordogne, Südfrankreich).

der in Kampf geraten sind, schließlich sich aber versöhnt und miteinander vermischt haben. Als das Ergebnis dieser Rassenmischung betrachtet man das Skelett eines fossilen Menschentyps, den man an der Riviera in den berühmten Höhlen bei der Stadt Mentone, in Deutschland in der Nähe von Bonn und in Mähren gefunden hat. Die Skelette sind ungewöhnlich groß und kräftig, wie das oft bei Mischvölkern der Fall ist; man hat die Länge einiger Körper auf ganze zwei Meter und noch mehr berechnet. Im übrigen weisen die Schädel und andere Skeletteile mehrere Züge auf, die den beiden Rassen gemeinsam sind, aus denen diese Höhlenmenschen hervorgegangen sein sollen. Die Entdeckung dieser fossilen Menschen hat man auch mit den ältesten bekannten

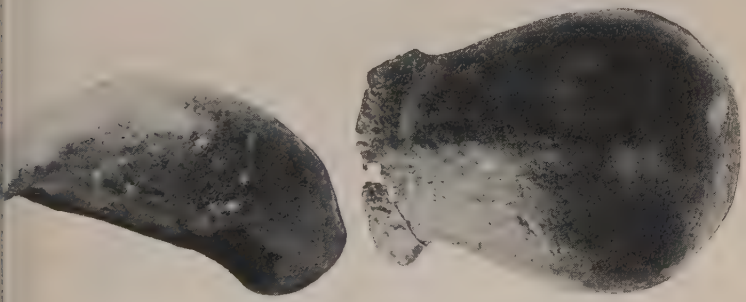
Kunstwerken in Zusammenhang gebracht. Diese bestehen aus einigen mehr oder weniger vollständig erhaltenen, äußerst naturwahren Figuren aus Sandstein und aus Elfenbein, die man in verschiedenen Gegenden Süd- und Mitteleuropas gefunden hat. Ähnliche Figuren findet man auch in Steinrelief ausgeführt, andere auf Hörnern und Knochen eingeritzt. Sie stellen Frauenkörper dar, deren gewaltige, euterähnliche Brüste und unförmliche Rückenschlußpartien an das Frauenideal einiger Negervölker wie der Buschmänner und Somalineger erinnern. Wahrscheinlich sind sie als Göttinnen der Fruchtbarkeit aufzufassen.



Kämpfende Bogenschützen.

Besonders interessant sind auch einige Zeichnungen und Malereien, mit denen Höhlenbewohner der Aurignac- und der anderen höheren vorgeschichtlichen Rasse Decken und Wände ihrer Wohnungen geschmückt haben. In Nordspanien und Südfrankreich hat man eine Menge solcher Höhlenmalereien gefunden. Die oft vorkommenden Rentierbilder und eine Menge Funde von Skeletteilen dieser Tiere weisen darauf hin, daß in den Alpen und den Pyrenäen einst große Rentierherden geweidet haben. Gegenwärtig sind bereits mehr als fünfzig Höhlen mit etwa tausend solchen Zeichnungen und Malereien bekannt. Ein großer Teil dieser 10000 bis 30000 Jahre alten Kunstwerke ist auch nach heutigen Begriffen wirkliche Kunst, besonders wenn man sie vom Standpunkte der modernen, Vereinfachung anstrebenden

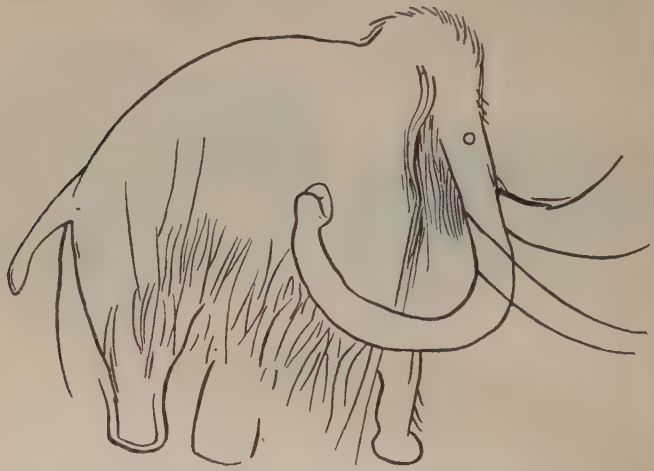
Kunst betrachtet. Welche Geschmeidigkeit und Kraft entwickeln nicht die kämpfenden Bogenschützen auf dem obenstehenden Bilde, das aus einer Bergschlucht in Spanien an der Küste des Mittelmeeres stammt! Der unbekannte Künstler hat hier ein höchst modernes Problem in Angriff genommen, das der Bewegung, und seine Aufgabe auf eine Weise gelöst, die an die kühnsten Versuche der heutigen Futuristen erinnert. Diese Zeichnung stammt jedoch aus verhältnismäßig später Zeit, dem Ende des älteren Steinalters.



Schädel des Javamenschen.

Wenn nun aber die heutigen Europäer nicht von der Neandertalrasse abstammen, sondern von einem uns und dem Neandertaler gemeinsamen, noch tieferstehenden Menschentyp, wo kann man da noch einige Überreste dieses wirklichen Urmenschen zu finden hoffen? Im Malayischen Archipel, antwortete einmal einer der hervorragendsten Naturforscher unserer Zeit, neben den Skeletten der jetzt ausgestorbenen Säugetiere, die dort in der Erde liegen. Man nimmt an, daß diese Inselwelt früher einmal ein zusammenhängendes Land gewesen ist, das die Brücke zwischen Asien und Australien bildete. Und wie erstaunt war man, als anfangs der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts berichtet wurde, ein holländischer Gelehrter habe im Innern Javas unter einer 15 m tiefen Sandbank Überreste eines Geschöpfes gefunden, das er den „aufrecht gehenden Affenmenschen" nannte, und das einige Naturwissenschaftler für das lange gesuchte „fehlende Mittelglied" zwischen Mensch und

Affe erklärten. Der fossile Affenmensch wurde unter einer Masse von Knochenresten verschiedener Säugetiere gefunden, von denen die meisten Arten längst ausgestorben sind. Leider war das menschliche Skelett sehr unvollständig erhalten, aber der wichtigste Teil, die Hirnschale, wurde gefunden. Später fand man dazu in der Nähe drei Backenzähne und fünfzehn Meter davon entfernt einen Schenkelknochen. Die Hirnschale und der Schenkelknochen waren völlig versteinert.



Höhlenzeichnung eines Mammut. Dordogne.

Bei näherer Untersuchung der Hirnschale stellte sich heraus, daß diese niedriger war als die der Neandertalrasse, aber höher als die der höchststehenden Affen. Der Rauminhalt der Hirnschale wurde auf ungefähr 0,9 bis 1 cdm berechnet, während er bei den Neandertalern 1,2 und bei dem heutigen Europäer ungefähr 1,5 cdm beträgt[1]. Tatsache ist also, daß man ein

[1] Eine Entwicklung des Rauminhalts der menschlichen Hirnschale kann bereits in historischer Zeit nachgewiesen werden. Eine gründliche Untersuchung von Schädeln verschiedener Zeiten hat ergeben, daß im jüngeren Steinalter der größte Teil der Bevölkerung im Gebiete des heutigen Frankreichs einen Schädelraum von 1,3 bis 1,4 cdm

Schädelstück gefunden hat, das seiner Größe nach eine Mittelstellung zwischen den tiefststehenden aller bisher bekannten Menschenkranien und den höchststehenden der Affen einnimmt. Wenn aber festgestellt werden soll, ob der Javamensch zu den affenähnlichen oder den menschenähnlichen Geschöpfen zu rechnen ist, dann ist natürlich von ausschlaggebender Bedeutung die Formentwicklung, die Proportionen, und nicht die Größe. Über

Höhlenzeichnung eines Nashorns. Dordogne.

diesen Punkt hat aber noch kein Fachmann einen sicheren Bescheid geben können. Deshalb halten einige die Hirnschalendecke aus Java für das Fragment eines Schimpansen, andere für

hatte. Im zwölften Jahrhundert war das Volumen auf 1,4 bis 1,5 cdm gestiegen, und bei der Mehrzahl der heute lebenden Pariser beträgt es 1,5 bis 1,6 cdm. Nicht weniger interessant sind die Ergebnisse von Vergleichungen der Menschenschädel im alten und im heutigen Ägypten. In den 2000 Jahren, die seit der kulturellen Blütezeit des Landes verstrichen sind, hat der Rückgang der geistigen Kultur auch darin seinen Ausdruck gefunden, daß die Schädel der Bevölkerung an Volumen abgenommen haben. Merkwürdig ist auch, daß bei den Tieren gleichfalls die Kultivierung mit einer Vermehrung der Gehirnmasse verbunden ist.

das eines kleinen Neandertalers, während wieder andere meinen, sie gehöre zu einer Übergangsform zwischen Affe und Neandertaler, sei also ein Überbleibsel von einem Exemplar des „fehlenden Glieds".

Auch ein anderer fossiler Fund machte seinerzeit viel von sich reden. Bei Piltdown im südlichsten England fand man beim Ausschachten einer Sandgrube in den Jahren 1911 bis 1913 nach und nach so viele Stücke einer menschenähnlichen Hirnschale, daß man sie wenigstens in den charakteristischen Zügen herstellen konnte. Mehr aber nicht. Denn die Knochenstücke waren so beschädigt, daß sie sich unmöglich zu einer ganzen Hirnschale zusammenfügen ließen; sie waren nicht einmal die Hälfte dessen, was dazu nötig gewesen wäre. Man fand auch eine verhältnismäßig ebenso defekte Unterkieferhälfte mit ein paar Zähnen. Nun ergibt sich der interessante Fall, daß der Schädel durchweg Menschentypus hat, der Unterkiefer aber affenähnlichen. Der Entdecker „rekonstruierte" indessen kühn einen vollständigen Schädel des „Piltdownmenschen". Nach Gutdünken gab er seinem „Urmenschen" eine Kinnpartie, die zwischen der der damals bekannten primitiven Menschenrasse und der der höchststehenden Affen in der Mitte stand, und modellierte eine dazu passende Gesichtspartie. Daß man nicht einen einzigen Gesichtsknochen gefunden hatte, störte ihn nicht. Auch dieser Fund wurde als Urahne des jetzigen Menschengeschlechts bezeichnet.

Nun wurde aber bald darauf bekannt, daß nicht der ganze Fund in bisher unberührten Kiesschichten gemacht worden war, sondern daß ein Teil unter Abfallsteinen und Gerümpel angetroffen worden war, das sich im Laufe der Jahre in der Sandgrube aufgehäuft hatte, ein Teil sogar auf einem angrenzenden Acker. Von einigen amerikanischen, französischen, deutschen und schwedischen Naturforschern wurden auch Zweifel darüber geäußert, ob die Hirnschale und der Unterkiefer des Piltdownfundes jemals zusammengehört hätten, und der angesehene schwedische Anatom Ramström ist jetzt nach gründlichen Untersuchungen zu dem Ergebnis gelangt, daß die Hirnschale des „Piltdownmenschen" die eines Menschen, wahrscheinlich von der Aurignacrasse ist, während der Unterkiefer und die Zähne von einem Schimpansen stammen. Der Unterkiefer paßt ganz und gar nicht

mit dem Schädel zusammen. Ein deutscher Gelehrter stellt denn auch treffend fest, daß „der Piltdownmensch keine Zwischenform zwischen Mensch und Affen darstellt, wohl aber eine Zusammenstellung von Mensch und Affe"! Dies beweist aufs neue, wie vorsichtig man auf diesem schwierigen Forschungsgebiete mit Schlüssen sein muß, besonders wenn man daran denkt, welche großen individuellen Abweichungen zwischen verschiedenen

Bisonzeichnung in der Höhle von Altamira (Nordspanien).

menschlichen Hirnschalen bestehen. Man braucht ja bloß Schädel und Kiefer von Menschen unseres täglichen Umgangs zu vergleichen.

Hier und anderwärts hat man aus einzelnen Schädelknochen den ganzen Schädel ziemlich willkürlich rekonstruiert und dann weitgehende Schlüsse gezogen. Solche „Rekonstruktionen" sind nur geeignet, zu verwirren. Was wir brauchen, um die vorgeschichtliche Entwicklung des Menschen verfolgen zu können, das sind mehr und vollständigere fossile Skeletteile, besonders aus dem Orient. Denn verschiedene Anzeichen deuten darauf hin, daß wir dort unsere ältesten Urahnen zu suchen haben.

Auch der Fund eines fossilen Kinder- oder Affenschädels 1925 in Betschuanaland hat wohl zu weitschweifenden Vermutungen

geführt, aber die Wissenschaft wenig gefördert. Aus all dem Merkwürdigen, was über den fossilen Betschuanafund berichtet worden ist, scheint bis auf weiteres so viel als unbestreitbar hervorzugehen, daß er zum langschädligen Typ gehört, während die allermeisten Affen kurzschädlig sind, daß ferner seine Form und seine Proportionen, besonders was Stirn, Nase und Kinn anlangt, weit menschenähnlicher sind als beim Schädel des Gorillas und Schimpansen, und daß der Rauminhalt der Hirnschale ungefähr so groß ist wie bei einem ausgewachsenen Gorilla. Für den, der die Sache ruhig und leidenschaftslos betrachtet, deuten diese Tatsachen darauf hin, daß der Schädel einem Kinde einer vorgeschichtlichen Menschenrasse angehört hat, und es liegt am nächsten, an einen Schädel vom Typus des Rhodesiaschädels zu denken. Noch bleibt manche Lücke im Stammbaum des Menschen auszufüllen.

Damit wollen wir das interessante Kapitel von der Urgeschichte des Menschen verlassen und uns mit dem Ergebnis begnügen, daß die mühevolle Forschung wirklicher Gelehrter die Entwicklung des Menschengeschlechts aus einer niedrigeren Form festgestellt hat, die mehrere Züge mit den menschenähnlichen Affen gemeinsam hat. Die niedrigststehende Menschenrasse, die wir kennen, ist tatsächlich der Neandertaler, der viel primitiver war als die niedrigststehenden heutigen Menschenrassen. Von Neandertalern hat man, wie wir gesehen haben, eine Menge Skelette gefunden, freilich kein vollständiges. Dagegen hat sich ergeben, daß die unbedeutenden fossilen Knochenreste, die man einem noch niedrigerstehenden Menschentypus hat zuschreiben wollen, entweder zum Neandertaltypus gehörten oder zu einer anderen, höherstehenden Eiszeitrasse, oder daß sie Reste von Affen waren. Das fehlende Mittelglied zwischen Menschen und Affen läßt aber immer noch auf sich warten.

## Wie wurde der Urmensch Kulturmensch?

Den ersten Schritt auf der endlosen Bahn der Kulturentwicklung tat der Mensch, als er sich das Feuer dienstbar machte. Das war der Anfang seiner Herrschaft über die Naturkräfte. Er hatte sich einen Schutz gegen die Kälte und gegen die Angriffe der Raubtiere verschafft, ein Mittel, das Dunkel zu erhellen, und

eine Hilfe bei der Zubereitung seiner Nahrung und der Beschaffung besserer Werkzeuge. Er hatte sich in entscheidender Weise über alle anderen Geschöpfe erhoben. Die Tiere können sich kunstfertige Wohnungen bauen und Vorräte an Lebensmitteln einsammeln. Einige Schimpansenarten bauen sogar eine Art Regenschutz, den sie in Zwischenräumen von einigen Wochen erneuern. Die Tiere können auch Gemeinwesen mit streng durchgeführter Arbeitsteilung bilden; einige Ameisenstaaten widmen sich ja sogar dem Ackerbau und der Viehzucht, sie treiben Pilzkultur und halten sich Blattläuse als eine Art Milchkühe. Kein Tier aber versteht die Kunst, Feuer zu machen, trotzdem viele von ihnen die angenehmen Wirkungen der Wärme kennen. Dagegen ist keine Menschenrasse, so tief sie auch stehen mag, der Verwendung des Feuers unkundig.

Ohne das Feuer hätten die Menschen niemals vermocht, die Metalle auszunutzen. Und die Einteilung der ersten Kulturperioden in ein Stein-, Bronze- und Eisenzeitalter, wie wir sie aus unserer eigenen Geschichte kennen und in der Entwicklung so gut wie aller Völker wiederfinden, setzt ja die Anwendung dieser Naturkraft voraus, die bald so vernichtend, bald so segensreich wirken kann.

*Als der Mensch in grauer Vorzeit einst das Feuer verwenden lernte, war die bedeutungsvollste aller Entdeckungen und Erfindungen gemacht.* Ein so wichtiger Fortschritt in der Entwicklung verdient ein eigenes Kapitel.

In vulkanischen Gegenden fiel es dem Menschen natürlich am leichtesten, das Feuer in seinen Dienst zu nehmen. Dort bedurfte es keiner Anstrengungen, es hervorzubringen. Die einzige Schwierigkeit bestand darin, es zu erhalten. Mit der Zeit aber lernte man, auf dem Herde immer einige Kohlen unter der Asche glühend zu erhalten, so daß man also bei Bedarf das Feuer nur wieder anzublasen brauchte.

Indessen hatten es nur einige wenige so bequem, daß sie das Feuer aus einem feuerspeienden Berge holen konnten. Die anderen mußten es mühselig hervorbringen. Ursprünglich ist dies wahrscheinlich so geschehen, daß man zwei Stücke dürres Holz aneinanderrieb. In abgelegenen Waldgegenden kommt es z. B. noch heute vor, daß man in Ermangelung eines anderen Feuer-

zeugs Reibefeuer erzeugt, indem man einen möglichst trockenen Birkenstock auf einem gleichfalls trockenen, umgestürzten Baumstamm aus weicherem, am besten aus Fichtenholz, schnell hin und her bewegt. Man setzt sich dazu auf den Baumstamm und hält den Stock rechtwinklig zu dem Baum an beiden Enden. Dann reibt man hin und her, bis der Baumstamm zu rauchen anfängt und schließlich ein Funke entsteht, den man mit Zunder auffängt. Zunder erhält man aus einem Baumschwamm, der an alten Birken und Espen wächst. Das innere Schwammfleisch wird mit einem Hammer geklopft, bis es geschmeidig und weich wie Sämischleder wird. Ist es dann ordentlich getrocknet, fängt es vom geringsten Fünkchen Feuer. Doch brennt es nicht hell, sondern glüht nur. Man muß daher etwas leicht Entzündliches zur Hand haben, z. B. die oberste dünne Haut von Birkenrinde, es um den glühenden Schwamm wickeln und blasen, bis die Rinde zu brennen anfängt.

Man kann Feuer auch erzeugen, indem man Holz mit Holz sägt, indem man z. B. eine Stange der Länge nach auf einem dürren Baumstumpf hin und her bewegt, dessen vermoderter, mehliger Inhalt dann als Schwamm dient. Ist das Holz ordentlich trocken und sonnenheiß, bringt man es leichter zum Brennen, als man glauben sollte. Es bedarf dann nur ganz geringer Reibung, bis es raucht. Von glaubwürdigen Personen wird aus verschiedenen Gegenden sogar berichtet, daß Feuer dadurch entstanden sei, daß der Sturm zwei trockene Baumstämme aneinander gerieben habe.

Eine andere Art der Feuererzeugung, die im Notfall hier und da noch in unserer Zeit angewandt wird, ist die, daß man eine Weidengerte um einen dürren Baumstamm schlingt und bald an dem einen, bald am anderen Ende zieht, bis der Stamm zu rauchen anfängt und ein Feuerfunke entsteht.

Auf ähnliche Art erzeugen noch heute Indianer und andere wilde Völker Feuer durch Reibung. Einige von ihnen sind Meister darin, sogenanntes Drehfeuer zu erzeugen, indem sie Pflöcke gegen ein dürres Stück Holz bohren. Die Apachenindianer haben im Beisein zuverlässiger Zeugen durch Bohren Feuer in acht Sekunden, ja unter günstigen Ausnahmeverhältnissen sogar in zwei Sekunden erzeugt. Das Bohren geschieht natürlich

leichter und sicherer mit Hilfe einer Schnur, die um den Bohrerpflock gewickelt wird, besonders wenn dieser wagerecht zwischen zwei senkrechten Stöcken befestigt ist, in denen er rotieren kann.

Bedeutend einfacher als Reibe- und Drehfeuer ist jedoch im allgemeinen Schlagfeuer hervorzubringen, indem man mit einem Stück Feuerstein oder Quarz gegen Schwefelkies schlägt. Versteht man sich ordentlich darauf, so gibt es sofort eine Menge kleiner Funken, und dann kommt es nur darauf an, daß man Schwamm und Rinde zur Hand hat.

*

Die ersten Waffen des Menschen im Kampfe ums Dasein waren sicherlich Holzknüttel und Steine. Allmählich lernte er auch aus Rentier-, Hirsch- und Elchhorn und aus Tierknochen Waffen, z. B. Speer- und Pfeilspitzen, ferner Werkzeuge, wie Meißel und Pfrieme, herstellen. Die Meißel schärfte und die Pfeile spitzte er durch Schleifen auf einem Steine, unter Benutzung feuchten Sandes. Die Pfrieme benutzte er zum Nähen von Kleidern und Schuhen. Man bohrte nämlich in die Tierhäute Löcher und band sie dann mit feinen Sehnenfäden zusammen, die man mit Nägeln und Zähnen entzweigerissen hatte. Die Häute verschaffte man sich durch Jagd mit Hilfe von Hunden. Der Hund, das geselligste und gelehrigste von allen Raubtieren, ist das älteste Haustier des Menschen. Er half seinem Herrn auf der Jagd und hütete die Höhle oder Hütte, in der sein Besitzer wohnte. Man hat unter den ältesten bekannten Hundeskeletten Überbleibsel einer Rasse gefunden, die dem Schakal nahestand. Dies deutet darauf hin, daß wenigstens einige Hunderassen von gezähmten Schakalen abstammen. Außer von der Jagd lebten die Menschen jener Zeit vom Fischfang. Natürlich nährten sie sich auch von Beeren, Nüssen und wildem Obst, sowie von gewissen nahrhaften Wurzelgewächsen. Doch verstanden sie sich weder auf Viehzucht noch auf Ackerbau.

*

Der nächste große Fortschritt in der Entwicklung des Menschen ist die Anfertigung von Waffen und Werkzeugen aus Stein. Damit wird das Knochenzeitalter, wie einige Archäologen es

nennen, vom Steinzeitalter abgelöst. Zu Äxten und Hämmern taugte jeder beliebige harte Stein; zu Sägen, Meißeln, Dolchen, Pfeilspitzen und anderen scharfen Werkzeugen und Waffen werden aber solche Steinarten verwendet, die beim Klopfen scharfe, schneidende Kanten bilden: Feuerstein oder Obsidian.

Dank den Steinwerkzeugen wurden die Menschen weit besser als früher für den Kampf ums Dasein gerüstet. Man sollte es nicht für möglich halten, für wie vielerlei Zwecke beispielsweise eine Feuersteinart taugte. In unseren Tagen unternommene Versuche haben gezeigt, daß man mit diesem einfachen Werkzeug erstaunlich gut Bäume fällen und zu Bauholz zurechthauen kann. Die Steinaxt hat sich als fast ebenso brauchbar erwiesen wie eine stumpfe Stahlaxt — und das ist ja gar nicht so übel. Mit scharfen Feuersteinsägen konnten die Steinzeitaltermenschen auch schon Angeln aus Knochen mit richtigen Widerhaken herstellen, mit denen man sehr gut Fische fangen kann.

Aufschlußreiche Denkmäler des Steinzeitalters sind die Überreste von Pfahlbauten, die man mehrfach in Seen und Torfmooren gefunden hat. Die besterhaltenen hat man in Schweizer Torfmooren ausgegraben, die früher einmal Seen gewesen sind. Der Torf hat nämlich eine wunderbare Fähigkeit, Holz vor dem Verfaulen zu bewahren. Die Pfahlbauten bestanden, wie schon der Name sagt, aus Pfählen, die man auf dem Grunde des Sees einschlug. Darüber legte man dann mehrere wagerechte Schichten von Stöcken, die mit Lehm und Sand bedeckt wurden, und auf dem so geschaffenen künstlichen Boden errichtete man dann seine Schilf- und Binsenhütten. An mehreren Orten haben diese Pfahlbauten ganze Dörfer gebildet, die eine Fläche von reichlich einem Hektar einnahmen.

Auf solchen Pfahlinseln haben sich die Bewohner vor Überfällen von Menschen und wilden Tieren sichergefühlt, da man dorthin ja nur im Boot gelangen konnte. War dagegen das Wasser seicht und der Grund schlammig, so konnte man zu den Hütten nur auf Stegen gelangen, die die Pfahlbauer zur Nachtzeit oder wenn Gefahr im Verzug war, leicht wegnehmen konnten.

In den Hütten hatte man auch Raum für Schafe und Ziegen, ja mancherorts sogar für Rinder und Schweine. Die Menschen

des Steinzeitalters lernten nämlich mit der Zeit neben dem Hund auch noch andere Haustiere zähmen und Viehzucht treiben. Daß sie allmählich auch anfingen Ackerbau zu treiben, geht daraus hervor, daß man in ihren Hütten Saatkorn gefunden hat, ja zuweilen ganze Vorräte von Weizen, Gerste und Hirse. Die Körner zermalmte man mit einem Stein in einem größeren ausgehöhlten Stein, der als Mühle diente. Verkohlte Holzäpfel und Massen von Nußschalen beweisen, daß die Menschen jener Zeit Nahrungsmittel verschiedener Art im Herbst für den Winter einsammelten. Eine ziemlich bedeutende Rolle als Nahrungsmittel spielte im Steinzeitalter auch die eigenartige Wassernuß (Trapa natans), eine Wasserpflanze mit schwimmenden, birkenlaubähnlichen Blättern und Früchten mit eßbarem Kern. Im südlichen Europa, in China, Indien und anderen Gegenden Asiens wird diese Pflanze auch heute noch der Körner wegen in Teichen und Seen gezüchtet. Man ißt sie roh oder vermahlt sie zu Mehl, aus dem man Grütze bereitet oder Brot bäckt, wendet sie auch als fieberstillendes Mittel an. Im Steinzeitalter war die Pflanze viel weiter nach Norden verbreitet als jetzt, sogar bis in die Gegend von Stockholm. Das Klima war eben damals lange bedeutend wärmer als jetzt. Eine Klimaverschlechterung etwa ein halbes Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung machte dann dem Gedeihen dieser wärmebedürftigen Pflanze im Norden ein Ende.

Der Speisezettel der Pfahlbauer wurde auch insofern abwechslungsreicher, als sie sich nicht länger damit begnügten, Fleisch und Fisch auf dem Herd zu braten, sondern die Speisen auch in Tongefäßen kochten, die über das Feuer gehängt wurden. Solche Gefäße formten sie aus mit Sand gemischtem Ton, den sie über schwachem Feuer brannten.

Mit der Ausführung des Ackerbaus gelangten die Menschen auf eine neue Lebensstufe, die die erste Voraussetzung für Kultur bietet. Kultur zu schaffen vermag der Ackerbau jedoch nur, wenn der Handel mit anderen Völkern mit ihm verbunden wird. Im Gefolge von Handel und Verkehr kommen neue anregende und befruchtende Eindrücke und Erfahrungen verschiedener Art. Einer der bedeutungsvollsten Schritte auf dem Wege zur Kulturentwicklung war indessen bereits im Steinzeitalter getan. Die Kunst des Ackerbaus und der Viehzucht, um aus der

Milch, dem Fleisch, dem Fett und der Arbeitskraft der Tiere Nutzen zu ziehen, war eines der ersten Geschenke, die wir aus dem Morgenland, vermutlich den fruchtbaren Ebenen am Euphrat-Tigris und am Nil, erhielten. Auf verschiedenen Wegen haben sich diese Kenntnisse im Lauf der Jahrhunderte von Land zu Land verbreitet. Eine Hauptstraße dieser kulturfördernden Entwicklung ist die Nordküste Afrikas und die Westküste Europas entlanggegangen. Was der Ackerbau für die Völker bedeutet hat, die seines Segens teilhaftig geworden sind, können wir uns kaum im vollen Umfange vorstellen. Seine Einführung bezeichnet die durchgreifendste Umwälzung, die ihre Lebensverhältnisse je durchgemacht haben. Getreide und Vieh verschafften den Menschen auch im Winter einen sicheren Vorrat von Lebensmitteln. Ihr ganzes Dasein wurde dadurch gesicherter.

Ein Zeichen für zunehmenden Wohlstand und beginnende Kultur sind auch die großen steinernen Grabdenkmäler, die man nun zu errichten anfängt. Die Sitte, den Toten Steinkammern zu bauen, hat sich wahrscheinlich von Ägypten aus weiter verbreitet, vermutlich im Zusammenhang mit der Kenntnis der Getreidearten.

*

Eine neue Stufe in der Kulturentwicklung begann, als die Menschen darauf verfielen, das Feuer nicht nur zu benutzen, um sich zu wärmen und ihre Nahrung zuzubereiten, sondern auch, um sich mit seiner Hilfe bessere Werkzeuge und Waffen herzustellen. Damit fängt die Verwendung der Metalle an, zuerst des Kupfers, dann der Bronze, endlich des Eisens.

Daß der Mensch das Kupfer eher verwenden gelernt hat als das Eisen, hat offenbar zwei Ursachen. Einmal fallen die Erze, die Kupfer enthalten, mehr in die Augen als die Eisenerze, andererseits ist Kupfer bedeutend leichter zu schmelzen als Eisen. Es war ein großer Fortschritt, als man hinter die Kunst kam, Kupfer durch Zusatz einer geringeren Menge Zinn, gewöhnlich etwa ein Zehntel, zu härten. Damit beginnt das Bronzezeitalter, am frühesten in Gegenden, in denen die Kultur bereits eine hohe Stufe erreicht hatte und in denen sich Kupfer und Zinn vorfanden.

Die gröberen Bronzesachen wurden in Steinformen gegossen;

für die feineren fertigte man ein Wachsmodell des Gegenstands an, den man gießen wollte, und bestrich das Modell mit einer ziemlich dicken Tonschicht. Dann wurde das Ganze über schwaches Feuer gehalten, und nun trocknete die Tonhülle, und das Wachs schmolz und lief durch ein Loch ab. Auf diese Weise erhielt man eine Hohlform aus gebranntem Ton. Diese wurde dann mit geschmolzener Bronze gefüllt und zerschlagen, sobald das Metall fest geworden war.

Die Bronze wurde ein wichtiger Handelsartikel, der auf Flüssen und Meeren von Land zu Land befördert wurde. Die Wasserwege waren zu jener Zeit, als in den meisten Ländern noch keine Fahrstraßen vorhanden waren, die besten Handelsstraßen. So blieb es jahrhundertelang. Ja, noch heute, im Zeitalter der Eisenbahnen, werden schwere, viel Raum einnehmende Waren am besten auf Schiffen verfrachtet.

Am stärksten war im Bronzezeitalter der Handelsverkehr im Mittelmeerbecken, besonders im Ägäischen Meer; recht lebhafte Handelsverbindungen bestanden aber auch zwischen Mittel- und Nordeuropa. Von den mitteleuropäischen Kupfergruben wurde das gesuchte Metall, mit Zinn gemischt, auf den großen Flüssen befördert, besonders auf Donau und Elbe, deren größter Nebenfluß, die Moldau, nicht weit von der Donau entspringt.

Im Austausch gegen Bronze und andere Waren aus südlicheren Ländern lieferten die Nordländer Pelzwerk und Bernstein, der schon im Steinzeitalter eine wertvolle Ausfuhrware gewesen war. Bernstein ist versteinertes Harz von einem jetzt ausgestorbenen Nadelbaum. Solches Harz wird in reichlichen Mengen an der Südküste der Ostsee, besonders im heutigen Ostpreußen, und an der Westküste Jütlands in der Erde gefunden. Das bernsteinreichste Gebiet ist das Samland in Ostpreußen zwischen Frischem und Kurischem Haff, dann die Küste von Westpreußen. In diesen beiden Provinzen wird viel Bernstein von den Meereswogen auf den Strand geworfen. So wurden im Jahre 1862 nach einem Herbststurm an der bernsteinreichsten Stelle in Ostpreußen 2000 kg des wertvollen Stoffes gesammelt. Aber unvergleichlich viel mehr wird durch Bergbau in tieferen Erdschichten gewonnen. Die jährliche Rohstoffproduktion in Ost- und Westpreußen und in Pommern betrug in den letzten Jahren

vor dem Weltkrieg über 400 Tonnen. Das größte bisher bekannte Stück Bernstein wurde im Jahre 1868 in Westpreußen gefunden; es wiegt fast 10 kg und wird im Berliner Museum für Naturkunde aufbewahrt. In älterer Zeit war der jütländische Bernstein für den Handel von größerer Bedeutung als der preußische.

Daß der Handelsaustausch zwischen Süden und Norden schon vor mehr als 3000 Jahren bedeutend war, geht daraus hervor, daß man in griechischen Gräbern aus der Mitte des zweiten Jahrtausends vor Christus eine große Menge Bernsteinperlen gefunden hat, deren chemische Untersuchung ergeben hat, daß sie aus jener Art Bernstein bestehen, die sich nur an der Ostsee und Nordsee vorfindet. Unzählige Altertumsfunde in Italien und anderen Teilen Südeuropas, ja sogar in Ägypten, enthalten auch Bernsteinschmuck, zuweilen in großer Menge.

Als die ältesten Kulturvölker unserer Kulturwelt, Ägypter, Assyrier und Babylonier, aus dem Dunkel der vorhistorischen Zeit in das Licht der Geschichte traten, standen sie noch auf dem Standpunkt des Bronzezeitalters. Das Eisen trat in den Mittelmeerländern in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends vor Christus auf. In Mitteleuropa kam es erst um das Jahr 1000 vor Christus in Gebrauch.

*

Das große Problem, wo die Urheimat der Zivilisation zu suchen ist, war vor noch gar nicht so langer Zeit einfacher als jetzt. Früher schwankte man nur zwischen Ägypten oder Babylonien. Jetzt haben die Ausgrabungen in Ägypten und Babylon und an mehreren anderen Orten in Asien wie im südöstlichen Europa das Problem viel verwickelter gemacht. Diese vorgeschichtlichen Forschungen haben sich in der letzten Zeit auch auf ein anderes uraltes Kulturland erstreckt, auf China. Dort hat unter anderem der schwedische Geologe J. G. Anderssson höchst bemerkenswerte Entdeckungen auch auf dem Arbeitsgebiete der Archäologie gemacht. Jetzt weiß man ziemlich viel vom Steinzeitalter auch des ostasiatischen Riesenreichs. Man hat dort eine Menge Gegenstände aus dem jüngeren Steinzeitalter entdeckt, besonders irdene Gefäße. Und merk-

würdigerweise zeigen diese Tongefäße eine auffällige Ähnlichkeit mit der Keramik, die man aus einer ganzen Reihe von westlicheren Fundorten her kennt — von Inner- und Westasien bis in das südwestliche Rußland und nach Galizien hinein.

Vor fünftausend Jahren bestand keine chinesische Mauer zwischen der Kultur des äußersten Ostens auf der einen Seite, der Vorderasiens und Südosteuropas auf der anderen. Und jetzt erscheinen diese schönen, buntfarbigen Krugscherben aus der Erde Chinas als Zeugnisse einer uralten Kulturgemeinschaft, von der wir früher keine Ahnung gehabt haben. So wird unser Gesichtskreis durch eine archäologische Entdeckung nach der anderen mehr und mehr erweitert. Die Frage aber, wo die ältesten Wurzeln dieser Kultur liegen, wird auf diese Weise viel schwerer zu beantworten sein als zu der Zeit, da die Grenze des Gesichtsfeldes die Länder am Nil und Euphrat und Tigris bildeten.

Überall, wo die Archäologen auf uralten Kulturgebieten der Erde mit Hacke und Spaten arbeiteten, haben sie der Wissenschaft neues Land erobert. Andererseits haben sie aber auch auf ihrem Forschungsgebiete die Begrenzung des menschlichen Wissens feststellen müssen. In der Frage der ägyptischen Kultur, wie der assyrisch-babylonischen, der indischen wie der chinesischen müssen wir bei der Tatsache haltmachen, daß ihr Ursprung sich im Dunkel vorhistorischer Zeitalter verliert. In allen diesen Ländern weisen die ältesten bekannten Kulturgegenstände einen so hohen Grad von Kunstfertigkeit auf, daß eine sehr lange Entwicklungsperiode vorausgegangen sein muß. Unter solchen Verhältnissen zu entscheiden, wo auf der Erde die Kultur am ältesten ist, das übersteigt menschliches Vermögen. Dagegen ist es eine Tatsache, daß kein uraltes Kulturgebiet der Erde so gründlich durchforscht worden ist wie das des Nillandes.

* *
*

# Die Ägypter

# Das Nilland

„Die großen Flüsse sind die Muttermilch der Kultur." Die besten Beispiele dafür sind der Nil, Euphrat und Tigris und die Hauptflüsse von Indien und China. In der Nähe dieser Flüsse sind die ersten geordneten großen Gemeinwesen entstanden, in denen Wissenschaft, Literatur und Kunst am frühesten geblüht haben. Es beruht dies nicht allein darauf, daß die Erde in diesen Gegenden besonders fruchtbar ist, sondern auch darauf, daß sich die Menschen hier in gemeinsamer Arbeit die Ernten gewissermaßen haben *erzwingen* müssen. Wo die Natur alles von selber gibt, dort braucht sich der Mensch nicht anzustrengen. Dort bleibt er jahrtausendelang auf demselben Standpunkte stehen. Das kann man noch heute an Völkern der Südseeinseln beobachten, die zum Teil noch auf der Kulturstufe der Steinzeit stehen. Kultur wird von der *Arbeit* geschaffen, die aufgewendet wird, um die Hindernisse der Natur zu überwinden.

In Ägypten ist die Erde, wie in Babylon und in China, außerordentlich fruchtbar. Aber in allen diesen Ländern herrscht zu einem großen Teile des Jahres Regenmangel. Deshalb muß das Flußwasser durch ein Netz von Kanälen auf die Saatfelder geleitet werden. Um solche Kanäle graben und unterhalten zu können, müssen viele Menschen sich zusammentun und geordnete Gemeinwesen bilden. Durch gemeinsames Bemühen und unter zielbewußter Führung können sie dann ihr Leben so günstig gestalten, daß ihnen Zeit bleibt, sich auch an Literatur, Kunst und Wissenschaft zu erfreuen, und so entwickelt sich eine geistige Kultur in beständiger Wechselwirkung mit der materiellen, denn diese beiden hängen voneinander ab. Letzten Endes aber ist es der große Fluß, von dem das alles ausgeht.

Auf doppelte Weise hat der Nil im Laufe der Jahrtausende kulturschaffend gewirkt: er hat den ganzen Boden, aus dem die ägyptische Kultur erwuchs, aufgebaut und andererseits Jahr für Jahr die trockene Erde mit seinem Wasser erquickt und ihr neues Leben verliehen. Der bewohnbare Teil Ägyptens ist nichts

als eine langgestreckte Oase, entstanden aus dem fruchtbaren Schlamm, den der eine Quellfluß des Nils in ungezählten Jahrtausenden von den Bergen Abessiniens herangeschleppt und auf dem Felsgrunde und Wüstensande abgelagert hat. Treffend hat man den angebauten Teil Ägyptens mit einer Lotosblume mit gebogenem Stengel verglichen. In vorhistorischer Zeit saß an dem Stengel noch keine Blume. Der Nil mündete damals an der Stelle, wo heute Kairo liegt. Später, vom Nil selber gebildet, ist in gewaltigen Zeiträumen die Blume hinzugekommen.

Ägypten hat immer als eins der fruchtbarsten Länder der Erde gegolten. Oft geben die Äcker in diesem von der Natur reich gesegneten Lande drei reife Ernten im Jahre. Aber trotz seiner fruchtbaren Erde würde Ägypten doch ohne den Nil eine Wüste werden, da in einigen Gegenden Jahre vergehen können, ohne daß Regen fällt. Um so mehr regnet es dagegen zu gewissen Zeiten des Jahres in den Gegenden der heißen Zone, in denen die Quellen des Nils liegen. Dann steigt das Wasser im Strombette des Nils, der gewaltige Fluß überschwemmt die Ufer, bewässert sie und fügt neue Schichten fetten Schlammes zu den vielen tausend alten. Wenn aber das Wasser dann wieder bis zu einem gewissen Grade gesunken ist, dann beginnen zahllose Wasserhebemaschinen ihre Arbeit und befördern das lebenspendende Naß auf die Saatfelder. Dort verteilt es sich in einem Netz von größeren und kleineren Kanälen und schließlich in kleinen Rinnsalen wie das Blut in den Adern unseres Körpers. Jedes Stück Feld ist von Erdwällen umgeben, die die Rinnsale einschließen und sie zwingen, sich über ein Stück Land nach dem andern auszubreiten, sobald sie zu trocken geworden sind. So hat Ägypten im Wasser des Nils einen Ersatz für Niederschläge erhalten, und man versteht, wie die alten Ägypter in ihren Götterhymnen das Regenwasser anderer Länder „einen vom Himmel herabkommenden Nilfluß" nennen konnten. Mit gutem Grund sagten bereits die Gelehrten des Altertums, Ägypten sei ein Geschenk des Nils, und noch heute feiert der Fellah[1] ein

[1] Fellah ist der arabische Name der ackerbauenden Bevölkerung Ägyptens zum Unterschiede von den Städtern und den Beduinen, den Nomaden der Wüste.

Dankfest, wenn die Freudenbotschaft eintrifft, daß der Nil anfängt zu steigen.

Der Wohlstand Ägyptens beruhte aber nicht bloß darauf, daß das Nilwasser das Land überschwemmte, sondern auch darauf, wie dies geschah: darauf, daß der Wasserstand eine gewisse Höhe erreichte, weder eine zu große, noch eine zu geringe. Ein paar Fuß zu hoch — und das Deltaland wurde von dem Flusse furchtbar verwüstet; drei bis vier Fuß zu niedrig — und es trat in Oberägypten Dürre und Hungersnot ein, zuweilen mehrere Jahre hintereinander, eine Landplage, die oft im Altertum erwähnt wird. Mit Rücksicht auf die ungeheure Bedeutung, die der Wasserstand für Ägypten hatte, baute man Pegel, die die Wasserhöhe des Jahres angaben. Der bekannteste befand sich in Syene, dem heutigen Assuan am ersten Katarakt[1].

Damit aber die Überschwemmungen des Nils für die Bevölkerung des Nillandes ein wirklicher Segen werden, bedarf es und bedurfte es von Anfang an der sorgsam geordneten Arbeit von Menschen, die sich zusammengeschlossen hatten. Der einzelne konnte keine so großen anspruchsvollen Arbeiten bewältigen, wie Kanal- und Deichbauten, die notwendig sind, um das Nilwasser so lange wie möglich zu erhalten. Hier konnte nichts ohne Zusammenschluß, Ordnung und Disziplin erreicht werden. Hier wurde es notwendig, sich einem Staatsoberhaupte unterzuordnen. Ein starkes Staatsbürgergefühl lag daher den Ägyptern seit den frühesten Kulturstufen im Blute. Der Nil ist auf diese Weise zu allen Zeiten ein mächtiger staatenbildender Faktor gewesen.

*

Ägypten hat in der Weltgeschichte eine so wichtige Rolle gespielt, daß man es sich unwillkürlich als ein sehr großes Land vorstellt. Das ist es aber ganz und gar nicht. Wohl ist die Oase — vom ersten Katarakt bis zum Mittelmeer — 900 km lang, aber so schmal, daß sie einen geringeren Flächeninhalt hat als Belgien. Die kulturelle Bedeutung eines Landes hängt eben nicht von der Anzahl der Quadratmeilen ab. Das beweist

[1] So nennt man die über zehn Kilometer lange Reihe von Stromschnellen, die der Nil dort bildet, wo er die Granitklippe durchbricht.

uns nicht nur die Geschichte Ägyptens; das beweist uns auch, und noch schlagender, die Athens und Palästinas.

Das Nilland bietet keine reiche Abwechslung der Landschaft. Sein Reiz liegt dafür in den wunderbaren Farben- und Lichteffekten. Wollte ein Maler die Farbenpracht des Sonnenaufgangs, wie er hier zu sehen ist, mit seinem Pinsel festhalten, so würde ihm niemand glauben, der nicht mit eigenen Augen dieses einzigartige Schauspiel gesehen hat, wenn die Dunkelheit weicht und die Berge sich purpurn färben und die Sonnenreflexe den Nil in einen Streifen geschmolzenen Goldes verwandeln, oder wenn die Dämmerung in den kühlen Morgen übergeht und eine fast überirdische, durchscheinend hellblaue Kuppel sich über der gelben Unendlichkeit der Wüste wölbt. Von unglaublicher Pracht ist der Sonnenuntergang, wenn der flammende Horizont über den grünen Palmen der Oasen einen purpurnen Baldachin bildet. Nicht minder herrlich ist die Nacht, wenn Mond und Sterne im kühlen Silberlicht am Firmament stehen. Gewaltig, aber still strömt die Wassermasse des Nils dem Meere zu. Das große Schweigen über dem Flusse, dem Lebensspender von Millionen Menschen, unterbricht nur Hundegebell aus den Lehmhütten am Flußufer oder der melancholische Schrei eines Esels oder die monotonen Schifferlieder, die von vorübergleitenden Booten herüberklingen.

## Das Land der Toten

Wer in das Wunderland der Pharaonen kommt, um nach dem Ursprung der Kultur zu suchen, den packt sicher früher oder später der Gedanke: „Ägypten ist ja von höheren Mächten geradezu dazu vorausbestimmt, eine Schatzkammer der Geschichte zu sein, die gewaltigste Urkunde für Ursprung, Blüte und Verfall der Kultur." Hier wirkt schon das Klima erhaltend. Selbst die empfindlichsten Erzeugnisse menschlicher Arbeit, selbst Kleider und Papyrusrollen bewahren sich hier jahrtausendelang, wenn nur die Überschwemmungen des Nils sie nicht erreichen oder Menschenhände sie nicht zerstören. Gegenstände, die in einem feuchteren Lande schon vor langen Zeiten zerfallen wären, finden sich hier noch heute, oftmals beinahe unbeschädigt.

Eine in ihrer Art einzig dastehende konservierende Kraft ist

auch die ägyptische Religion gewesen. Unter dem Einfluß ihrer religiösen Vorstellungen sind die Ägypter mehr als irgendein anderes Volk darauf bedacht gewesen, ihren Toten Wohnungen von ewiger Dauer zu bauen und sie mit Opfergaben der verschiedensten Art zu versehen, mit Kunstwerken, mit Inschriften, Reliefbildern und Gemälden, die alle zusammen für uns das schönste kulturhistorische Bilderbuch bedeuten. Dank dem festen Glauben der Ägypter an ein Leben nach dem Tode und dank dem Gewicht, das sie darauf legten, den Körper als eine Wohnung der Seele zu erhalten, kennen wir heute die Kultur Ägyptens aus fernen Zeiten, die sonst fast überall auf Erden in fast undurchdringliches Dunkel gehüllt sind.

Ober- und Unterseite eines Skarabäus aus einem Königsgrab.
Nach Carter, Tut-ench-Amun. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Das Bestreben der alten Ägypter, die Toten vor dem Untergang zu bewahren, führte zur Erfindung der Balsamierungskunst, deren Ursprung viereinhalb Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung liegt. Als diese Kunst ihre volle Ausbildung erhalten hatte, ging die Balsamierung in der Weise vor sich, daß man zuerst das Gehirn und die Eingeweide aus dem toten Körper herausnahm und ihn inwendig mit Palmwein wusch. Dann lag er siebzig Tage in einer starken Lösung von Natriumsalz (Natriumsalz gab es in großen Mengen in den großen Natronseen der Libyschen Wüste westlich vom Delta), bis der Körper in eine Mumie verwandelt war. Er war nun so zusammengeschrumpft, daß die hart gewordene braune Haut nur ein Skelett umschloß. Die Mumie wurde dann mit Myrrhe[1]

[1] Ein balsamisch duftendes Gummiharz, das von Bäumen in Arabien, Abessinien und auf der Somalihalbinsel gewonnen wurde.

Mumienfutteral.

und anderen wohlriechenden Stoffen gefüllt und mit Leinenbinden umwickelt, worauf sie mit einer weichen, bald hart werdenden Masse überzogen wurde. Zum Schutze gegen allerhand Gefahren wurde der Tote mit Amuletten versehen, unter anderen mit Skarabäen, d. h. Darstellungen des heiligen ägyptischen Käfers in Stein, Fayence, Glas oder sonst einem Stoff. Dieses kleine Tier galt für besonders geheimnisvoll und heilig. Der merkwürdige Käfer hat die Gewohnheit, einen Dungball zusammenzukneten und fortzurollen, den er schließlich in den Boden eingräbt, nachdem er darin seine Eier abgelegt hat. Dieser Ball wurde für ein Sinnbild der Sonne gehalten, und man stellte sich den Sonnengott u. a. in der Gestalt eines Skarabäus vor, der die Sonnenscheibe vor sich herrollt. Und da dieser Himmelskörper jeden Morgen aufs neue am Firmament aufgeht, wurde der Skarabäus auch ein Sinnbild des wieder erwachenden Lebens. Deshalb gab man den Toten gern solche Skarabäen mit ins Grab, oft in großen Mengen. Man legte sie den Mumien in die Brusthöhle, da, wo früher das Herz gelegen hatte, befestigte sie an den Gliedern des Toten, legte sie zwischen die Mumienbinden und an verschiedene Stellen in dem Sarkophag und in der Grabkammer. Die gewaltige Sammlung von Skarabäen, die sich im Britischen Museum befindet, die größte Sammlung dieser Art in der ganzen Welt, gibt eine Vorstellung davon, welche Rolle der kleine Mistkäfer in der Vorstellungswelt der Ägypter gespielt hat.

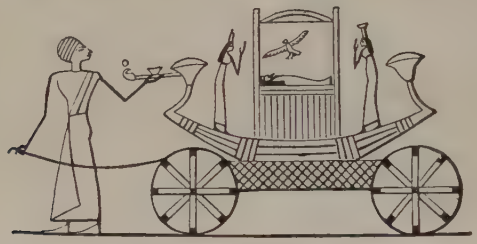
War die Mumie in ihre Binden eingewickelt und mit Amuletten versehen, so legte man sie in ein Futteral, das die Form eines menschlichen Körpers mit Kopf hatte. Die Gesichtszüge des Toten wurden daraufgemalt. Dieses Futteral wurde dann

Frauen und Mädchen stimmen die Totenklage an.

in einen oder mehrere ähnliche Särge gepackt und, war der Tote eine vornehme Person, so umgab man diese Särge noch mit einem steinernen Sarkophag. Das Herz und andere innere Organe des Toten pflegte man in besonderen Alabastertöpfen aufzubewahren, deren Deckel mit Menschen- oder Tierköpfen, die die Schutzgeister des Abgeschiedenen darstellten, geschmückt waren.

Schließlich wurde der Tote unter lauten Trauerrufen und Klagegesängen von Angehörigen und gemieteten Klageweibern an seine letzte Ruhestatt geleitet.

Nun konnte die Seele den Toten wieder besuchen, eine Szene, die man oft auf Papyrusrollen und Mumienbinden dargestellt findet. Der Tote mußte vor dem Richterstuhl des Gottes Osiris erscheinen, der über sein Schicksal in der anderen Welt entschied. In einem großen Saale saß der Gott nebst 42 schreckeneinjagenden Dämonen zu Gericht. (Ägypten war in 42 Regierungsbezirke eingeteilt.) Vor jedem dieser Dämonen mußte der Verstorbene



Die Seele besucht den Toten, der in einem Sarkophagboote zur Bestattung gefahren wird.

seine Unschuld an einer bestimmten Sünde nachweisen, und währenddem wurde sein Herz auf einer Wage gewogen, deren Gewicht eine Feder, das Sinnbild der Wahrheit, war. Die 42 Sünden, die der Tote nicht begangen haben durfte, wenn er vor dem Richterstuhl des Osiris bestehen wollte, können unter die Begriffe Schmähung, Meineid, Unzucht, Diebstahl, Lüge, Verleumdung und falsches Zeugnis zusammengefaßt werden. Besonders mußte sich der Tote darüber verantworten, ob er Witwen und Waisen übervorteilt, ob er seine Untergebenen mit zu schwerer Arbeit geplagt, ob er das Überschwemmungswasser in seinem Laufe aufgehalten oder auf irgendeine andere Art Hunger und Leiden über die Menschen gebracht habe. Und damit nicht genug; um selig zu werden, mußte der Tote erklären können, daß er die Hungernden gespeist, den Dürstenden zu trinken gegeben, die Nackten gekleidet und diejenigen, die kein Boot hatten, über den Fluß gefahren habe.

In dem Glauben der Ägypter an dieses Gericht über die Toten zeigt sich zum ersten Male in der Geschichte der Menschheit der Gedanke voll ausgebildet, daß das Schicksal der Verstorbenen in einer anderen Welt von ihren irdischen Taten abhängt. Noch ein reichliches Jahrtausend später ist diese Ansicht über die persönliche Verantwortlichkeit noch nicht in das Bewußtsein irgendeines anderen Volkes eingedrungen. In Babylon wie in Assyrien glaubte man, Gute und Böse müßten nach ihrem Tode in das düstere Totenreich hinabsteigen, in dem es kaum einen Unterschied zwischen ihren Schicksalen gab.

Gott Anubis mit dem Hunde- oder Schakalkopf wiegt das Herz des Toten. Der Götterschreiber Tot mit dem Ibiskopf verzeichnet das Ergebnis, das der falkenköpfige Horus dem Osiris mitteilt.

Wer vor dem Richterstuhl des Osiris nicht bestanden hatte, wurde in Feuer oder kochendes Wasser geworfen oder einem Ungeheuer, einem Mittelding zwischen Krokodil, Löwe und Flußpferd, zum Zerreißen übergeben.

Über das Dasein der Seligen bestanden unter den Ägyptern verschiedene Vorstellungen. Die beliebteste aber, die dem Fellah als der Inbegriff des Erstrebenswerten erschien, war die, daß die Toten in ein wunderbares Land im Westen kamen, wo das Getreide in meterlangen Ähren wuchs und die Felder von lieblichen, fischreichen Kanälen durchzogen wurden. In Binsen und Röhricht am Ufer nisteten Vögel in Massen. Hier war das Dasein eitel Freude und Glück.

Daß der Glaube an eine Verantwortlichkeit nach dem Tode volkserzieherisch gewirkt hat, ist offenbar. Den allgemeinen Wunsch, für einen Wohltäter und untadeligen Mann wenigstens

angesehen zu werden, können wir aus zahlreichen Grabinschriften erkennen, z. B. aus dieser: „Ich habe den Hungrigen Brot und den Durstigen zu trinken gegeben. Die Nackten kleidete ich, und die Reisenden setzte ich über den Fluß." In einem fast 4000 Jahre alten Grab hat ein mächtiger Lehnsfürst sich folgenden Nachruf einhauen lassen: „Keine Bürgerstochter habe ich geschändet. Keine Witwe habe ich in Not gebracht. Keinen Bauer habe ich von mir gestoßen. Keinen Hirten habe ich vertrieben. Niemand nahm ich seine Arbeiter wegen unbezahlter Steuern. Niemand war zu meiner Zeit arm, und niemand brauchte zu hungern. Wenn Notjahre kamen, ließ ich alle Felder bis zur südlichen und nördlichen Grenze meines Regierungsbezirkes pflügen und bestellen und versah die Menschen mit Lebensmitteln. Ich gab der Witwe ebenso wie der, die ihren Mann hatte. Wenn ich gab, begünstigte ich nicht den Großen vor dem Kleinen. Als dann große Nilüberschwemmungen Getreide und allerhand Lebensmittel einbrachten, trieb ich doch die unbezahlten Steuern nicht ein. Deshalb war ich auch beim Volke sehr beliebt, von Tag zu Tag immer mehr."

Ein anderer Lehnsfürst hat sich folgendes Zeugnis ausgestellt: „Ich war reich an Getreide. War das Land in Not, so versorgte ich den Staat mit Korn. Ich ließ den Bürgersmann für sich und seine Frau, für die Witwe und ihren Sohn Korn holen. Ich ließ alle Steuern nach, die seit der Zeit meiner Väter unbezahlt geblieben waren. Ich füllte die Weiden mit Vieh. Alles war fruchtbar. Die Kühe warfen doppelt so viel wie früher, und die Pferche waren voller Kälber."

Wenn auch ein solches Protzen mit guten Taten auf uns überwiegend komisch wirkt, so bergen doch solche Selbstbiographien auch einen höheren Wert. Sie zeigen uns nämlich, wie sich die alten Ägypter vor 4000 Jahren das Ideal eines guten Regenten dachten. Und wir müssen feststellen, daß die orientalischen Herrscher, die diesem Maßstabe entsprechen, auch nach 4000 Jahren leicht aufzuzählen sind.

Die Toten, die vor dem Richterstuhl des Osiris die Prüfung bestanden hatten und in das Land der Glückseligkeit wandern durften, wurden jedoch auf ihrem Wege noch von mehreren Gefahren bedroht, vor denen sie durch Beschwörungen geschützt

werden mußten. Solche Beschwörungsformeln wurden auf den Mumiensarg und an die Grabwände geschrieben. Diese Formeln wuchsen sich allmählich zu einem ganzen Buche aus, dem berühmten Totenbuch, das auf eine Papyrusrolle[1] geschrieben wurde, die der Tote mit in das Grab bekam. Sobald er Dämonen in Form von giftigen Schlangen, riesigen Krokodilen und feuerspeienden Drachen begegnete, wußte er nun, wie er sie vertreiben konnte, und wenn er an Türen kam, die zu öffnen waren, oder an Flüsse, die er kreuzen mußte, so konnte er die nötigen Zauberworte aussprechen. Andere magische Formeln verliehen der Seele des Toten die Kraft, aus dem Grabe herauszusteigen, eine beliebige Gestalt anzunehmen und sich wieder mit dem Körper zu vereinigen.

Diese uralten Beschwörungsformeln entsprechen natürlich noch ganz den Anschauungen einer dürftig entwickelten Kultur. Ein paar Beispiele mögen das beweisen. Zunächst die Zauberformel gegen Krokodile: „Weg mit dir! Geh weg, du verfluchtes Krokodil! Komme nicht in meine Nähe; denn ich bin lebendig durch magische Worte, die aus der mir innewohnenden Kraft hervorgehen.“ Und dann schreckt der Tote das Krokodil weiterhin, indem er beteuert: „Meine Zähne beißen wie Feuersteinmesser und zerreißen wie die des Schakalgottes, und du, der du verhext dort liegst mit deinen durch meine Zauberkraft festgenagelten Augen, dir soll es nicht gelingen, mich meiner magischen Kraft zu berauben, du Krokodil, das selber von Zauberei lebt.“

Eine Beschwörung gegen Schlangen hat folgenden feierlichen Wortlaut: „Halt, du Schlange Rerek, und komme mir nicht

[1] Der Papyrus, von dessen Namen sich unser Wort Papier herleitet, ist eine mit unserer Binse verwandte Sumpfpflanze, die oft 5 m hoch und armdick wird. Aus seinem weichen, weißen Mark machten die alten Ägypter eine Art Papier. Sie schnitten das Mark in fingerbreite Streifen, die man bis zu der Breite zusammenklebte, die das gewünschte Papier haben sollte. Auf diese Lage wurde dann eine neue geklebt, worauf das Ganze gepreßt, getrocknet und geglättet wurde. Die Papyrusblätter wurden dann zu Rollen zusammengeklebt, die oft mehrere Meter lang waren. Die längste Papyrusrolle des Britischen Museums ist 40 m lang.

nahe! Sonst wirst du gezwungen, die Ratte zu fressen, die für Ra ein Greuel ist, und an den Gebeinen einer verfaulten Katze zu kauen!"

Neben solchen alten Zauberformeln findet man im Totenbuch aber auch erhabene Gedanken darüber, daß jeder Mensch, je nachdem er auf Erden gelebt hat, gerichtet wird. Diese himmelweiten Gegensätze in ein und derselben Schrift erklären sich daraus, daß das Totenbuch kein einheitliches Werk ist, sondern daß die einzelnen Kapitel in verschiedenen Entwicklungsstufen entstanden sind, angefangen mit den primitiven vor fünf bis sechs Jahrtausenden, endend mit denen des siebenten Jahrhunderts v. Chr. Dank der konservativen Gesinnung, die die Ägypter auszeichnet, schleppten sie eine Menge uralten Gutes mit sich, das eigentlich ihrer veränderten religiösen Gesinnung widersprach. Sie machten sich keine Gedanken darüber, daß es veraltet war. Was für ihre Vorfahren gut gewesen, das war es auch für sie selber. Sie zweifelten keinen Augenblick daran, daß die Zauberformeln, die die Geister ihrer Väter in das Land der Seligkeit geleitet hatten, auch sie selber dorthin führen würden.

Die zähe konservative Gesinnung der alten Ägypter tritt in allen ihren Lebensäußerungen zutage: in Religion und Kunst, in Schrift, Literatur und ebenso in der Verwaltung. Mit einer Treue, die man auch Starrsinn nennen kann, hielten die Ägypter an dem Ererbten fest, ohne darüber nachzudenken, ob es zeitgemäß war oder nicht. Kurz, sie waren die Chinesen des Altertums. Arbeitsam und genügsam wie diese, hingen auch sie liebevoll an ihrer Heimat und ihrer Familie und konnten sich kein größeres Unglück denken, als ihre Tage in fremdem Lande fern von Verwandten und Freunden beschließen und in fremder Erde ruhen zu müssen.

Dank der Ehrfurcht der Ägypter vor allem, was vergangen und alt war, ist das Totenbuch allmählich ein Spiegel aller Entwicklungsstufen der ägyptischen Religion von der Urzeit bis zu ihrem Verfall geworden.

Eine spätere Beschwörung, die dem Toten das ewige Leben sichern sollte, lautet, etwas gekürzt, folgendermaßen: „Heil dir, mein göttlicher Vater Osiris! Wie du lebst und unvergänglich bist, werden auch meine Glieder ewiges Leben haben. Ich

werde nicht vergehen. Ich werde nicht vermodern. Ich werde nicht verfaulen. Ich werde nicht von Maden verzehrt werden. Ich werde leben, leben! Ich werde blühen. Meine Eingeweide werden nicht verwesen. Meine Augen werden nicht vergehen. Mein Gesicht wird sich nicht verwandeln. Meine Ohren werden nicht taub werden. Mein Kopf wird nicht von meinem Hals getrennt werden. Meine Zunge wird nicht weggerissen werden.

Holzsoldaten. Aus einem Grabe.

Mein Haar wird nicht abgeschnitten werden. Meine Augenbrauen werden nicht wegrasiert werden. Mein Körper wird unbeschädigt bleiben. Er wird in dieser Welt weder verfallen, noch zerstört werden."

Damit es den Toten in einer anderen Welt recht gut gehen sollte, stellte man ihnen auch Töpfe mit Brot, Wein und anderen Lebensmitteln in die Grabkammer. Da aber diese Vorräte an Essen und Trinken nicht ewig reichten, mußte man auf andere Weise für das Wohlbefinden des Toten sorgen, und so ließ man auf die Wände der Grabkammer Bilderreihen von solchen Szenen malen oder einhauen, wie sie der Tote in seinem jenseitigen Dasein erleben sollte. Fast überall kehren dieselben

Motive wieder. Wir sehen den Verstorbenen, wie er an reich gedecktem Tische die Gaben genießt oder sich mit seiner irdischen Arbeit beschäftigt. In beiden Fällen warten ihm in der Regel Sklaven und Diener auf. Zuweilen sieht man ihn auch auf dem Fischfange oder bei der Jagd auf Flußpferde, Löwen, Schakale, Gazellen oder Vögel am Strande des Nils, wo der Papyrus am dichtesten steht. Zuweilen genießt er auch Speise und Trank im Schoße seiner Familie, und Musikanten und Tänzerinnen verschönen ihm das Dasein.

Damit der reiche Ägypter nach dem Tode seine fruchtbaren Äcker nicht selber zu bestellen, das Korn nicht zu mahlen, sein Brot nicht zu backen, sein Bier nicht zu brauen, sein Vieh nicht zu hüten und sein Boot nicht zu rudern brauchte, stellte man ihm auch kleine Holzfiguren ins Grab, die Diener und Haustiere aller Art vorstellten, und Modelle von Häusern und Booten.

Fürsten und andere vornehme Personen bekamen außerdem ganze Kriegsheere von kleinen Holzsoldaten mit. So stand dem Abgeschiedenen eine kleine künstliche Welt zur Verfügung, die ihm die wirkliche ersetzte. Das Grabgut und die Bilder an den Grabwänden geben uns deshalb ein ausgezeichnetes Bild von dem Leben, das man in ferner Vorzeit in Ägypten führte.

Ein amerikanischer Archäologe erzählt, welchen Eindruck es auf ihn machte, als er im Jahre 1921 in der Nähe von Theben eine Grabkammer entdeckte und durch einen Spalt in der Wand einen ersten Blick in eine viertausendjährige Liliputwelt warf. Dort drinnen wimmelte es von ganz kleinen, nur ein paar Dezimeter hohen Menschen, die ihren täglichen Beschäftigungen nachgingen. Einige schwangen ihre Stöcke über Herden kleiner Kühe und Ochsen. Andere waren mit Schlachten und Backen beschäftigt oder füllten das frischgebraute Bier in Tonkrüge. Einige warfen von Booten Netze aus, andere fischten mit Angelhaken. In einigen Booten führten Männer die Ruder, in anderen Fahrzeugen kletterten die Matrosen auf Befehl des Schiffers zum Segelsetzen die Masten empor. „Ein junges Mädchen, das größer als die anderen und in prächtige Gewänder gehüllt war, richtete seine ernsten Augen auf mich," erzählt der

Entdecker, „als wollte es mir Vorwürfe machen, daß ich eine viertausendjährige Ruhe störte."

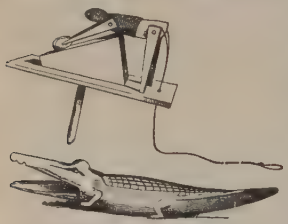
Drei Tage und drei Nächte lang arbeitete die Expedition daran, die sorgfältig geschnitzten und bemalten Holzfiguren, viele Hundert an der Zahl, ans Tageslicht zu befördern. Alles war erstaunlich gut erhalten, sogar die spinnwebfeinen Leinenfäden an den Spindeln und Webstühlen der Frauen. Zwölf Boote waren vorhanden, die den verstorbenen Großen und sein Ge-

Zu einer Grabausstattung gehöriges Boot.

folge auf seinen Nilfahrten beherbergen sollten. Auf dem größten Schiffe standen in der Kajüte unter seinem Bett zwei Reisekoffer aus Kupfer, und vor der Tür der Kajüte saßen ein Sänger und ein Harfenspieler und unterhielten ihren Herrn. Ein anderes Schiff war als Küche mit Kochtöpfen und anderen Küchengefäßen ausgestattet. Am eindrucksvollsten ist die Gruppe, die den mächtigen Mann darstellt, wie er auf dem Hofe vor seinem Hause sitzt, neben ihm auf der einen Seite sein Sohn und Erbe auf dem Boden hockend, auf der anderen vier Schreiber, die eifrig damit beschäftigt sind, sein Vieh zu zählen. Viehhirten treiben und führen die Tiere an ihm vorüber, rote, schwarze und gefleckte Rinder. Das Ganze ist mit einem Wort eine Nachbildung des Besitzes des reichen Mannes, den er auf diese Weise mit in das andere Leben hinübernehmen will. Diese

Hunderte von kleinen Menschen sollen auch im Jenseits für ihn arbeiten, seine Äcker pflügen und ernten, sein Vieh hüten und schlachten, sein Brot backen und sein Bier brauen, spinnen und seine Kleider nähen und hin und wieder ihn auf den Nil hinausrudern.

In der Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. hörte die Sitte auf, Dienerfiguren mit ins Grab zu geben. Dafür verfiel man auf das einfachere Verfahren, den Verstorbenen mit einem Doppelgänger seiner selbst zu versehen: einem kleinen Abbild aus Ton, Holz oder Metall, gewöhnlich in Gestalt einer Mumie, die in einem kleinen Sarg ruhte. Der Doppelgänger war dazu ausersehen, im Totenreich die Arbeiten des Verstorbenen auszuführen. Daß er auch wirklich fleißig arbeitete, dessen versicherten sich die vornehmen Ägypter dadurch, daß sie die kleine Figur mit einer magisch wirkenden Inschrift versehen ließen, die sie ausdrücklich als „Stellvertreter" des Toten bezeichnete. Der Verstorbene sagt da zu seinem Doppelgänger: „Wenn mir auferlegt wird, in der anderen Welt eine Arbeit auszuführen, so wirst du diese auf alle Fälle an meiner Stelle tun. Du wirst die Äcker bestellen, du wirst das Wasser heraufpumpen, du wirst die Kanäle und Teiche reinigen. Wenn man mich ruft, wirst du antworten: hier bin ich!"



Hampelmann und Holzkrokodil aus einem Kindergrab.

Die Kinder bekamen oft ihre Spielsachen mit ins Grab. Man hat in ägyptischen Gräbern Holzkreisel gefunden, mit denen die Kleinen gespielt hatten, Holzpuppen mit beweglichen Armen und Beinen, ein hölzernes Krokodil, das den Rachen aufsperren konnte usw. Weniger angenehme Erinnerungen an das Erdenleben waren wahrscheinlich die Schreibhefte und Schreibtafeln, die man mit ins Grab gab. Für unsere Kenntnis der ägyptischen Literatur aber sind diese Schreibübungen unschätzbar; denn sie ist uns zu einem großen Teil ausschließlich in dieser, allerdings nur wenig befriedigenden Form erhalten.

*

„Vor dem Tode sind wir alle gleich." Dieser Satz hatte bei den alten Ägyptern keine Geltung. Der soziale Unterschied blieb auch nach dem Tode bestehen: zwischen dem Reichen, der in seiner Grabkammer vor Schakalen und anderen wilden Tieren der Wüste geschützt war, und dem Armen, der nicht die Mittel hatte, seinen toten Körper balsamieren und in kostbaren Grabkammern aufbewahren zu lassen, sondern ohne Sarkophag und Binden einen Meter tief im Wüstensand gebettet wurde. Seine Überreste wurden bald vom Zahn der Zeit zernagt, und er konnte daher niemals an der Seligkeit einer anderen Welt teilnehmen. Soviel als möglich versuchten jedoch auch die Minderbemittelten einem solchen Schicksal zu entgehen, und das Ziel ihres Lebens war, so viel durch ihrer Hände Arbeit zu verdienen, als zu einem anständigen Begräbnis nötig war. Wenigstens versuchte man in späterer Zeit so viel zusammenzubringen, daß man sich einen Platz in einem der Massengräber mieten konnte, die geschäftstüchtige Unternehmer in den Felsen anlegten.

Ja, es konnte so weit kommen, daß man die Steine für sein eigenes Grab stahl. Eine über 3000 Jahre alte, auf Papyrus verzeichnete gerichtliche Eingabe erzählt von einem Werkmeister: „Er ließ seine Leute Steine aus dem Bauwerke des Königs Seti II. brechen, und sie stahlen davon täglich für das Grab des Mannes. Und er errichtete aus diesen Steinen in seinem Grabe vier Pfeiler." Aus einem anderen Grabe versah er sich mit zwei Exemplaren des Totenbuchs, gleichfalls für eigenen künftigen Gebrauch, und aus einem dritten Grabe eignete er sich sogar das Bett an, worauf der Tote lag, sowie alles, was er sonst erreichen konnte. Er stahl auch Gefäße mit Weihrauch und Wein, die zum Totenopfer für den König bestimmt waren. Weiterhin fand man in seinem Hause auch einen besonders wertvollen Gegenstand, der aus dem Grab einer Königin abhanden gekommen war, trotzdem er mit heiligen Eiden versichert hatte, daß er unschuldig sei. Zu der Geschichte gehört im übrigen, daß der um seine Seligkeit so sehr besorgte Mann in dieser Welt als ein übler Bösewicht umherwandelte. Er lebte in Unzucht mit den Frauen der ihm unterstellten Arbeiter und mit anderen Frauen, mit denen sie „zusammen wohnten". Er stahl, wo er konnte, brach des Nachts in das Haus eines Kameraden ein und

„prügelte in dieser Nacht neun Menschen durch". Zuweilen machte er sich den Spaß, auf eine Mauer zu steigen und seine Leute mit Ziegelsteinen zu bombardieren. Er zwang die Knechte, ohne Lohn für seine eigene Rechnung zu arbeiten, und ihre Frauen mußten ihm Stoffe weben. Die Krone setzte er allem auf, als seine armen gequälten Untergebenen einige Männer zum Könige schicken wollten, um dort Klage gegen ihn zu führen. Da ließ er die Boten alle töten, damit sie dem Pharao keine Meldung überbringen konnten.

Auf diese Weise hat er sich für seinen sündigen Leib zwar nicht Unsterblichkeit erworben, aber in der Weltgeschichte lebt sein Name fort.

*

Das Grauen der alten Ägypter vor der Vernichtung des Leibes hat einen starken Ausdruck gefunden in einer ihrer merkwürdigsten Dichtungen, dem Streite des Lebensmüden mit seiner Seele. Der Lebensmüde sagt, das Beste wäre, er nähme sich das Leben, denn sein Name sei „heißer verwünscht als der Geruch von Aas an einem Sommertage unter glühendem Himmel, mehr als der Duft eines Mannes, der an einem heißen Tage Fische empfängt, mehr als der Gestank von Gänsen in ihrem Neste und von Krokodilen und dem Platze, wo die Krokodile sich zu versammeln pflegen". Nun, dann kann ja das Leben nicht besonders wertvoll sein. Der Mann fügt denn auch hinzu: „Der Tod steht vor mir wie ein Heiltrank vor dem Kranken — wie der Duft der Myrrhen und der Lotosblumen am kühlen Strande — wie die Heimkehr nach langjähriger Gefangenschaft."

Aber seine Seele schreckt doch vor dem Tode zurück; denn da Angehörige und Freunde ihn verlassen haben, wird ja niemand dafür sorgen, daß er ein ehrliches Begräbnis erhält. —

So stark war die Liebe des Ägypters zu seinem künftigen Grabe, daß die Vorbereitungen für eine würdige Instandsetzung seiner letzten Wohnung oft einen großen Teil seines Lebens in Anspruch nahmen. Könige und Königinnen sowie andere vornehme Männer und Frauen widmeten sich den Vorbereitungen für ihr kommendes Begräbnis, man möchte fast sagen: mit Lust und Liebe. In einem fremden Lande zu sterben und in einem

Grabe beigesetzt zu werden, das nicht allen standesgemäßen Anforderungen entsprach, war für einen vornehmen Ägypter ein schrecklicher Gedanke. Deshalb sehnte er sich, wenn er außerhalb der Landesgrenzen war, immer danach, wenigstens zum Sterben nach Hause zu kommen. Diese Sehnsucht ist das Hauptmotiv einer Erzählung aus dem zwanzigsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, der Geschichte des Sinuhe, eines Dieners des Sesostris I. Als Sesostris noch Thronfolger war, befand sich Sinuhe mit ihm auf einem Feldzuge gegen die Libyer. Eines Tages gelangte die Nachricht von dem Tode des alten Pharao in das Lager. „Schweigen herrsche nun in der Hauptstadt, aller Herzen seien voller Trauer, die weiten, großen Tore seien geschlossen, die Hofleute säßen mit dem Kopf auf den Knien und die Menschen jammerten." Diese Nachricht versetzte Sinuhe in großen Schrecken, und aus Angst vor den zu befürchtenden Thronstreitigkeiten floh er in die Wüste. Nach langem Umherirren gelangte er zu einem freundlich gesinnten Häuptling in Syrien, der ihn einlud, bei ihm zu bleiben, ihm eine angesehene Stellung gab und seine Tochter mit ihm vermählte. Sinuhe durfte sich auch in seiner neuen Heimat ein Besitztum auswählen. „Es war ein gutes Land," sagt er. „Es gab dort Feigen und Weinstöcke, und es hatte mehr Wein als Wasser. Es war reich an Honig und hatte viel Öl und allerlei Früchte auf seinen Bäumen. Gerste gab es dort und Weizen und unzähliges Vieh. Man brachte mir Brote als Tageskost und Wein als tägliches Getränk und gekochtes Fleisch und gebratene Vögel und Wild aus der Wüste. Das fing man für mich und legte es vor mich, außer dem, was meine Hunde noch brachten."

So lebte Sinuhe lange Jahre in seinem neuen Heimatlande glücklich, und eine große Schar Kinder wuchs ihm heran. Und doch verließ ihn nie die Sehnsucht, einmal das Land wiederzusehen, in dem er geboren war. Und als er alt wurde und das Ende herannahen fühlte, schrieb er an den Pharao einen demütigen Brief und bat ihn, er möge ihm erlauben, in sein liebes Ägypten zurückzukehren, um dort seine letzte Ruhestätte zu finden. Und siehe, eines schönen Tages kam ein Bote des Pharao mit köstlichen Geschenken, die Sinuhes Herz erfreuten, und mit einem Briefe, der ihn noch mehr beglückte. Denn er enthielt die

Aufforderung, nach Ägypten zurückzukehren. „Nun hast du begonnen, alt zu sein," stand in dem Briefe. „Du hast deine Manneskraft verloren und gedenkst des Tages, wo man begraben und zur Ehrwürdigkeit geleitet wird. Ein Abend wird dir gewidmet mit Zedernöl und mit Mumienbinden. Man macht dir den Leichenzug am Tage der Beerdigung. Die Mumienhülle ist aus Gold und ihr Kopf aus Lapislazuli, und der Himmel ist über dir, und du bist in einen Schlitten gelegt. Die Ochsen ziehen dich, und Sänger gehen vor dir. Man vollzieht Tänze vor der Tür deines Grabes. Man liest dir die Opfersprüche, und man schlachtet an deinem Opfersteine. Die Pfeiler deines Grabes sind aus weißem Stein erbaut inmitten der Gräber der Königskinder. Nicht wirst du dann in der Fremde sterben, nicht werden dich die Asiaten bestatten, und man wird dich nicht in ein Widderfell legen."

Sinuhe dankte natürlich mit überschwenglicher orientalischer Unterwürfigkeit. Er beteuerte in einem Briefe an den Pharao, er sei seinerzeit in einem Anfall von Sinnesverwirrung geflohen: „Diese Flucht, die der Diener da vollführt hat, die hatte ich nicht beabsichtigt, sie war nicht in meinem Herzen, und ich hatte sie nicht erdacht. Ich weiß nicht, was mich hinweggeführt hat. Es war wie ein Traum, wie wenn ein Mann vom Delta sich plötzlich in Elephantine sähe oder ein Mann aus den Sümpfen in Nubien. Ich hatte nichts zu fürchten, man verfolgte mich nicht. Kein übles Gerede vernahm ich, und man hörte meinen Namen nicht im Munde des Herolds."

Der alte Sinuhe verschenkte nun all seinen Besitz an seine Kinder und machte sich auf die lange Reise in die Stadt des Pharao. Als er vor den König kam, „warf er sich auf seinen Bauch". „Als dann Pharao mich ansprach," erzählt er, „war ich wie einer, der in der Dunkelheit fortgeschleppt wird. Meine Seele war verschwunden, mein Leib schauderte, mein Herz war nicht mehr in meinem Leib, und ich wußte nicht, ob ich lebte oder tot war." Er versuchte eine Verteidigung hervorzustammeln, aber die Verhandlung gestaltete sich sehr komisch. Sesostris sagte nämlich zu der Königin: „Siehe, das ist Sinuhe, der als Asiat wiedergekommen ist, ein Geschöpf der Beduinen." „Da stieß," erzählt Sinuhe, „die Königin einen lauten Schrei aus, und die

Königskinder kreischten alle zusammen: „O Herr König, dieser Mann kann Sinuhe nicht sein.“ Aber der Pharao sagte: „Ich versichere Euch, das ist er.“

Sistrum.

Darauf ergriffen die Königskinder ihre Musikinstrumente und ihre Sistren[1] und traten damit vor den König und sprachen: „Sei um unsertwillen gnädig zu diesem Wüstenkrieger, der in Ägypten geboren ist. Er ist aus Furcht vor dir in das fremde Land geflohen. Aber ein Auge, das dich gesehen hat, fürchtet sich nicht mehr.“ Da gab der König seine Gnade zu erkennen und sagte, alle Furcht solle nun ein Ende haben, und er ernannte Sinuhe zu seinem vertrauten Ratgeber. Auch die Königskinder bezeugten dem Alten ihre Gewogenheit, indem sie ihm die Hände drückten.

In dem Hause, das ihm angewiesen war, „wurde ich,“ erzählt er, „geschoren und mein Haar gekämmt. Eine Ladung Schmutz wurde der Wüste überlassen und die groben Kleider den Beduinen. Ich wurde in feinstes Leinen gekleidet und mit dem besten Öle des Landes gesalbt.“ Er erhielt eine prächtige Wohnung, und drei-, viermal am Tage wurde ihm aus der Küche des königlichen Palastes Speise gebracht, abgesehen von dem, was die Königskinder ihm immer wieder brachten. Schließlich kommt aber das Beste von allem: „Ein Grabmal wurde mir aus Stein gebaut,“ sagt er, „im Bezirk der Pyramiden.“ Und dann beschreibt er, wie dieses Grab errichtet und mit Inschriften und all dem versehen wurde, was einem vornehmen Manne in seiner letzten Wohnung gebührt. „Meine Statue war mit Gold überzogen, und ihr Schurz war aus feinem Gold. Der König ließ sie verfertigen. Es gibt keinen geringen Mann, dem Gleiches gemacht worden wäre. So lebe ich belohnt vom Könige, bis der Tag meines Hinscheidens kommt.“

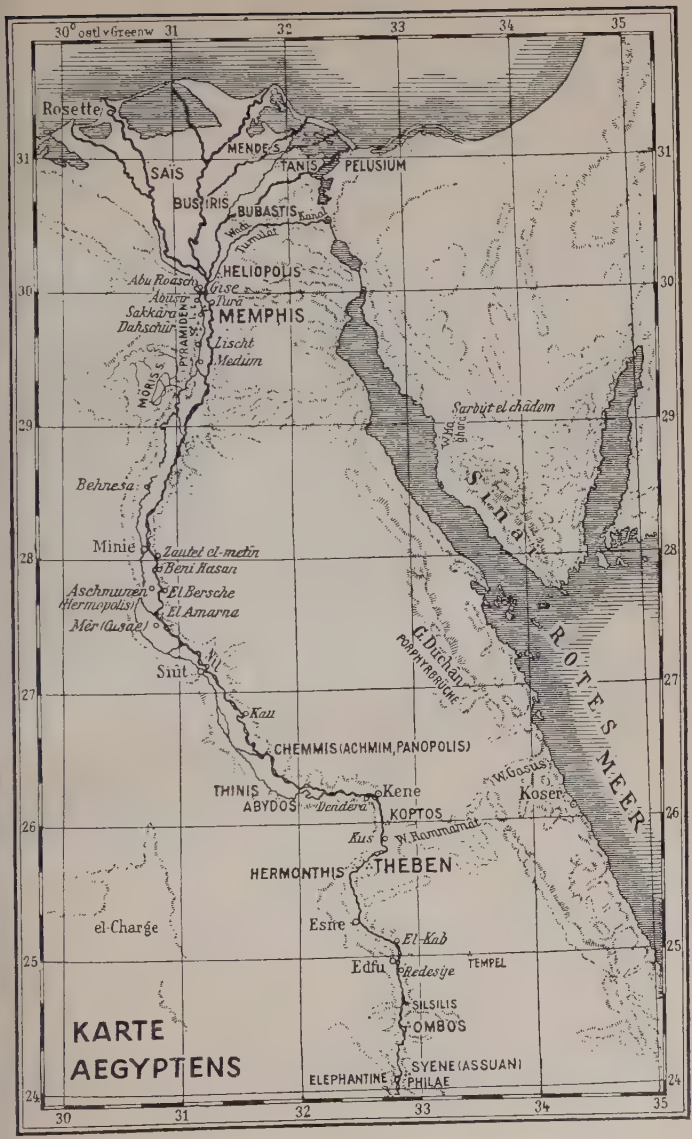
[1] Das Sistrum war eine mit klingenden Schellen versehene Klapper, ein Instrument, das für die ägyptische Musik besonders kennzeichnend ist. Sein Klang erinnert an den der Meßglöckchen der katholischen Kirche.

# Die historischen Perioden des Nillandes

Das ägyptische Reich ist wahrscheinlich, wie andere Staaten des Altertums, aus einer Menge kleiner Stadtstaaten entstanden, die sich allmählich in zwei Reiche, in Ober- und Unterägypten, zusammenfügten. Unterägypten bestand aus dem Deltaland, Oberägypten umfaßte das Land im Süden bis zum Ende des ersten Katarakts beim heutigen Assuan, gerade gegenüber der Insel Elephantine. Beim ersten Katarakt verläuft seit alter Zeit die Grenze zwischen Ägypten und Nubien oder Äthiopien, wie es von den Griechen genannt wurde. Griechische Reisende wußten vieles Merkwürdige von dem Märchenlande Äthiopien zu berichten, in dem es geschwänzte Menschen gab, die wie unvernünftige Tiere auf allen vieren gingen, und andere, die ausschließlich von Hunde- und Pavianmilch lebten.

Man hat lange geglaubt, Nubien sei bereits in den frühesten Zeiten von Negern bevölkert gewesen. Neuere Untersuchungen haben jedoch zu der Annahme geführt, daß Nubien in der älteren Zeit des ägyptischen Reichs von einer den Ägyptern ähnlichen Rasse bewohnt war, nämlich von dem sogenannten hamitischen Zweig der weißen Rasse. Erst um das Jahr 2000 v. Chr. begann sich die Bevölkerung Nubiens mit Negern zu vermischen, aber noch um 1500 v. Chr. mußte man bis in das Land südlich vom vierten Katarakt reisen, um wirkliche Vollblutneger zu finden. Erst nach dieser Zeit begann die große Völkerwanderung der Eingeborenen Zentralafrikas, die sie immer weiter nach Norden und nach Ägypten hinein trieb. Einige Forscher vertreten auch die sehr wahrscheinliche Annahme, daß die Vermischung der hamitischen Ägypter mit dem durchaus kulturfeindlichen Negerblut die Hauptschuld am Untergang der ägyptischen Kultur trägt.

Der erste König, der über Ober- und Unterägypten zugleich herrschte, also das ganze Nilland zu einem Staate vereinigte, soll Menes gewesen sein. Sein Leben wird von den vorsichtigeren Ägyptologen in die Zeit um 3400 v. Chr. verlegt. Danach hat also Menes vor etwa 5300 Jahren gelebt. Andere Geschichtschreiber aber setzen seine Regierung in eine Zeit vor mehr als 6000 Jahren. Von jeher hat man die Reihe der ägyptischen



30° ostl v Greenw
31
32
33
34
35
Rosette
MENDES
TANIS
PELUSIUM
SAÏS
BUSIRIS
BUBASTIS
Kanal
Wadi Tumilat
HELIOPOLIS
Abu Roasch
Gise
Abusir
Tura
Sakkâra
MEMPHIS
Dahschûr
PYRAMIDEN
Lischt
Medûm
MÖRIS S.
Sarbût el châdem
W. Haghara
Sinai
Behnesa
Minié
Zautet el-metîn
Beni Hasan
Aschmunên (Hermopolis)
El Bersche
El Amarna
Mêr (Cusae)
Nil
Siût
G. Dûchân
PORPHYRBRÜCHE
ROTES MEER
Kau
CHEMMIS (ACHMIM, PANOPOLIS)
W. Gasûs
Koser
THINIS
ABYDOS
Dendera
Kene
KOPTOS
Kus
W. Hammamât
HERMONTHIS
THEBEN
el-Charge
Esne
El-Kab
Edfu
Redesije
TEMPEL
SILSILIS
OMBOS
SYENE (ASSUAN)
ELEPHANTINE
PHILAE
KARTE
AEGYPTENS

Könige von Menes bis zu Alexander dem Großen, der im Jahre 332 v. Chr. Ägypten eroberte, in dreißig Dynastien geteilt. Zu dieser Periodeneinteilung ist man an der Hand der Königsregister gelangt, die die Priester mit Angabe der Regierungsjahre führten. Diese Register sind, freilich sehr bruchstückweise, in der Form von Papyrusrollen und Steintafeln erhalten. Im Rahmen der dreißig Dynastien unterscheidet man in der ägyptischen Geschichte vier Zeiträume des Fortschritts, die voneinander durch Perioden der Reichsauflösung und der Herrschaft fremder Eroberer getrennt sind, nämlich das Alte Reich von etwa 3000 bis 2500 v. Chr., das Mittlere Reich von etwa 2000 bis 1800 v. Chr., das Neue Reich von etwa 1600 bis 1100 v. Chr. und das Wiederhergestellte Reich von 663 bis 525 v. Chr.

## Die Urzeit und das Alte Reich

### Etwa 3400 bis 2500 v. Chr.

Von den Königen der beiden ersten Dynastien wissen wir kaum mehr als die Namen. Erst mit der dritten Dynastie, etwa 3000 v. Chr., beginnt die Zeit der großen Pyramidenbauer, deren Hauptstadt in der Gegend des heutigen Kairo lag. Aber diese Lage wechselte mit den Pharaonen, denn die Forschungen der Archäologen haben uns gelehrt, daß fast jeder König seine eigene Hauptstadt gründete, und zwar in der Nähe seines zukünftigen Grabes, dessen würdige Ausschmückung mancher Pharao als seine wichtigste Lebensaufgabe betrachtete. Schließlich wurde das schon lange wegen seines Osiristempels berühmte Memphis die Hauptstadt von Ägypten. Diese Stadt blieb auch nach dem Untergang des Alten Reiches und nachdem die Hauptstadt weiter nach Süden verlegt worden war, einer der wichtigsten Plätze in Unterägypten.

Die ältesten bekannten ägyptischen Königsgräber bestehen aus Felsenhöhlen, die mit Ziegelwänden versehen sind. Aber bereits in der zweiten Dynastie finden wir ein aus behauenem Kalkstein errichtetes Königsgrab. Das ist wohl der älteste erhaltene Steinbau der ganzen Welt. Die nächstältesten Königsgräber haben rechteckige Form mit flachem Dach und nach oben zu allmählich abfallenden Wänden. Sie werden Mastabas genannt. Der Name

ist arabisch und bedeutet Bank, und die Mastaba hat auch die Form einer riesengroßen Bank. Sie kann bis zu 50 m lang sein und an die 30 Räume enthalten, darunter Kapellen, in denen die Priester zum Heile des Toten opferten und Verwandte und Freunde Speisen für ihn niederlegten.

In zwei Gräbern vornehmer Ägypter vom Ende des Alten Reichs hat man Inschriften gefunden, die den Besucher des

Mastabas bei der Cheopspyramide.
Grabungen der Akademie der Wissenschaften in Wien.)

Grabes auffordern, dem Toten Opfer zu bringen. Der Tote verspricht in diesem Falle, für den Geber bei seinem Gotte ein gutes Wort einzulegen. Die Toten haben nämlich in beiden Fällen die Priesterwürde. Die eine von diesen merkwürdigen Grabinschriften befindet sich in der Nähe von Kairo und lautet folgendermaßen: „Für jeden, der mir Opfergaben bringt, verspreche ich folgendes zu tun: Ich will für ihn bei Gott ein gutes Wort einlegen und ihn seiner Gnade angelegentlichst empfehlen. Ich will dies als Belohnung dafür tun, daß er mir Brot, Bier, Kleider, Salben und Getreide geschenkt hat." Das zweite von diesen Gräbern ist das des Statthalters und Priesters Herschuf. In seiner Grabinschrift heißt es: „O ihr, die ihr lebt und auf

Erden seid! Für jeden von euch, der an diesem Grabe vorübergeht und sagt: tausend Brote, tausend Krüge Bier für den Besitzer dieses Grabes, will ich in der Unterwelt ein gutes Wort einlegen."

In vielen Mastabas berichten Inschriften, daß irgendein Angehöriger des Toten, gewöhnlich sein Sohn, das Grab gebaut hat oder wenigstens auf andere Weise um den Dahingeschiedenen besorgt gewesen ist. So schreibt einer im Grab seines verstorbenen Vaters: „Als mein Vater im schönen Westen begraben wurde, baute ich ihm dieses Grab so, wie er es selber haben wollte, als er noch auf seinen beiden Füßen stand." Ein anderer, der seinem Vater dieselbe Ehre erwiesen hat, nennt sich selber „einen, dessen Sohn für ihn dasselbe tun solle, wenn er in das Land im Westen eingegangen sei". Einmal erzählt ein Mann, daß er „seine Frau in diesem schönen Grabe begraben habe". Ein andermal erzählt ein Vater, er habe dieses Grab für „seinen ältesten Sohn" gebaut, „den Schatzmeister des Gottes, während der Verstorbene noch ein Kind war". Folgende Inschrift, die ein Statthalter des Pharao in dem Grabe anbringen ließ, das er für seinen Vater und sich selber gemeinsam errichtete, hat etwas Rührendes: „Ich ordnete an, daß ich in demselben Grabe begraben werden sollte wie dieser Zau, weil ich mit ihm zusammen sein wollte; aber nicht deshalb, weil ich nicht ein anderes Grab für mich selber zu bauen vermocht hätte, sondern ich tat das, damit ich diesen Zau Tag für Tag sehen und mit ihm an demselben Orte zusammen sein kann."

Oft war das Grab, oder wenigstens ein Teil der Grabausstattung, ein Geschenk des Pharao. In einem Grabe aus der Zeit der vierten Dynastie berichtet z. B. eine Inschrift: Pharao selber habe fünfzig Mann von denen, die für den König selbst eine Pyramide bauten, abgeordnet, damit sie täglich an der Mastaba arbeiteten, und „der Herrscher befahl, daß keiner von diesen Männern zu einer anderen Arbeit verwendet würde, bevor das Grab fertig wäre". „Nie ist etwas Ähnliches für einen königlichen Diener getan worden; denn ich stand dem Herzen meines Herrn nahe, ich gefiel seinem Herzen, denn der König liebte mich und lobte mich für alles, was ich tat."

Von großem kulturhistorischen Wert sind die mit Inschriften

versehenen Bilder, die die Wände der Mastaba schmücken. Sie liefern ein ausgezeichnetes Material zum Studium des ägyptischen Lebens zur Zeit des Alten Reichs, und sie geben auch manchen psychologischen Hinweis; denn sie bezeugen die Schwäche der alten Ägypter für Titel und äußere Ehren. Mit deutlicher Zufriedenheit zählt der Tote alle die hohen Würden auf, die er innegehabt, alle die Gnadenbeweise, die ihm der Pharao gegeben, und alle die Geschenke, die er von ihm empfangen. Und welche Vertrauensbeweise konnte Pharao seinen Getreuen geben! Einer von ihnen hatte sogar bei gewissen Familienzwisten des Königshauses das Protokoll führen dürfen. „Noch nie zuvor," versichert er, „hat einer in meiner Stellung die Geheimnisse des königlichen Hareins zu hören bekommen."

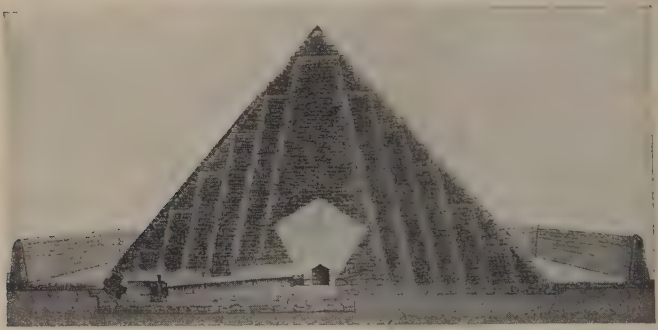
*

Aus den Mastabas entwickelten sich dann noch größere Königsgräber: die Pyramiden, die gewaltigsten Bauwerke auf Erden — abgesehen natürlich von solchen Schöpfungen wie die Chinesische Mauer. Die Entwicklung von der Mastaba zur Pyramide denkt man sich so, daß die Stufen einer stufenförmigen Mastaba mit schräg aufsteigenden Bekleidungsflächen bedeckt wurden. Auf diese Weise sind die eigentümlichen Stufenpyramiden entstanden. Indem man später solche Pyramiden mit glattpolierten Granit- und Kalksteinblöcken bekleidete, erhielt man die übliche Pyramidenform mit glatten Flächen.

Die Pyramiden sollten, wie die Mastabas, den Königen als Grabkammern dienen. Aber die Pharaonen bauten sie nicht nur für sich selbst, sondern auch für die Königinnen. So liegen neben dem Grabmonument des Cheops drei kleinere Pyramiden, in denen seine Gemahlinnen beigesetzt worden sind. Um die Königspyramide gruppieren sich weiterhin Mastabas für Prinzen und Prinzessinnen, Beamte und Hofleute, und je höher diese Herrschaften im Hofrange standen, um so näher liegt ihre letzte Ruhestätte bei der des Pharao. So ist auf dem Boden des alten Memphis und anderer Hauptstädte am linken Nilufer auf einer Strecke von mindestens fünf Meilen eine Totenstadt entstanden, die auf Erden nicht ihresgleichen hat.

Die Königspyramiden waren immer der Mittelpunkt der

Totenstadt, aber zugleich auch der jeweiligen Hauptstadt. Aus neueren Forschungen ergibt sich nämlich, wie bereits erwähnt, daß zur Zeit des Alten Reichs fast jeder König eine neue Hauptstadt anlegte, die auch seine Totenstadt wurde, ja dies vor allem. Denn den Königspalast stellte das mächtige Grabmonument in den Schatten. Die Pyramiden sollten ja „ewige Wohnungen" sein und wurden infolgedessen, ähnlich wie die Tempel, aus dauerhafterem Baustoff errichtet als die Königspaläste, die nur für die Regierungszeit eines Königs berechnet waren. Daher begnügte man sich damit, diese aus in der Sonne getrockneten



Querschnitt der Sahure-Pyramide in Abusir. Aus der Zeit der fünften Dynastie.

Ziegeln zu erbauen. Infolgedessen hatten sie natürlich auch weniger Widerstandskraft gegen den Verfall. Zur Zeit des Mittleren Reichs wurden zwar auch Pyramiden aus in der Sonne getrockneten Ziegeln errichtet, doch wurden sie dann mit Natursteinen bekleidet. So wurde Ägypten mit der Zeit vor allem ein Land der Tempel und Gräber.

Die meisten Pyramiden sind aus Kalkstein errichtet. Es ist erstaunlich, daß man mit den einfachen Hilfsmitteln jener Zeit Blöcke im Gewicht von hundert und mehr Tonnen handhaben konnte. Man hat ja sogar einen Pyramidenblock aus Granit gefunden, der gegen fünfhundert Tonnen wiegt. Und die gewaltigen Bekleidungsblöcke sind in den am besten gebauten Pyramiden so sorgfältig zusammengefügt, daß es fast unmöglich ist,

zwischen ihnen einen Spalt zu finden. Noch heutigen Tages kann man nicht einmal ein Blatt Papier in die Fugen schieben.

Man kennt jetzt an die achtzig Königspyramiden, wahrscheinlich liegen aber noch viele andere unter dem Wüstensande begraben. Vor Kairo erheben sich die drei gewaltigsten und eindrucksvollsten dieser Welttwunder. Die größte und berühmteste ist die, die König Cheops vor ungefähr 5000 Jahren erbauen ließ. Sie war ursprünglich mit polierten, blendend weißen Kalksteinen bedeckt. Die beiden anderen großen Pyramiden bei Kairo waren gleichfalls mit sorgfältig polierten Blöcken, unten aus

Stufenpyramide bei Sakkara.

rotem Granit, weiter oben aus Kalkstein, bekleidet. Die Spitze war meist aus Granit. Wie glänzten diese glitzernden, unbesteigbaren „Glasberge" in der Sonne! Die Höhe der Cheopspyramide betrug ursprünglich 146 m, jetzt aber nur noch 137 m. Im Mittelalter verwendeten nämlich die arabischen Herrscher Ägyptens die schützende Steinbekleidung der Pyramiden zu Bauwerken in Kairo, infolgedessen begann der darunterliegende Kalkstein, besonders an der Spitze, zu verwittern. Wer um die Pyramide herumgehen will, hat fast einen Kilometer zurückzulegen.

Der weitgereiste griechische Geschichtsschreiber Herodot, der Ägypten in der Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr. besuchte, berichtet, daß an der Cheopspyramide hunderttausend

Mann zwanzig Jahre lang gearbeitet hätten. Sie arbeiteten jedoch nur drei Monate im Jahre, nämlich in der Überschwemmungszeit, wo alle Arbeit auf den Feldern ruhte.

Seit den Tagen Herodots sind die Pyramiden jahrtausendelang als Denkmäler der Sklaverei und drückender Willkür angesehen worden. Hierüber sagt der berühmte Ägyptologe Flinders Petrie: „Viel Unsinn ist im Verlauf der Zeiten über die Unterdrückung des Volkes durch Cheops und andere Pyramidenbauer, über seine Tränen und Seufzer geschrieben worden. Tatsächlich war es für das Volk von unermeßlichem Vorteil, daß es zu gemeinsamer Arbeit diszipliniert wurde und eine gewisse technische Ausbildung erhielt." Wie Petrie berechnet hat, brauchte jeder Ägypter nur zweimal in seinem Leben zu dieser Arbeit einberufen zu werden. Weit mehr aber drückte den arbeitenden Teil des ägyptischen Volkes die große Menge von unproduktiven Personen, besonders die Hofbeamten und Priester, für die er im Schweiße seines Angesichts den Unterhalt aufbringen mußte.

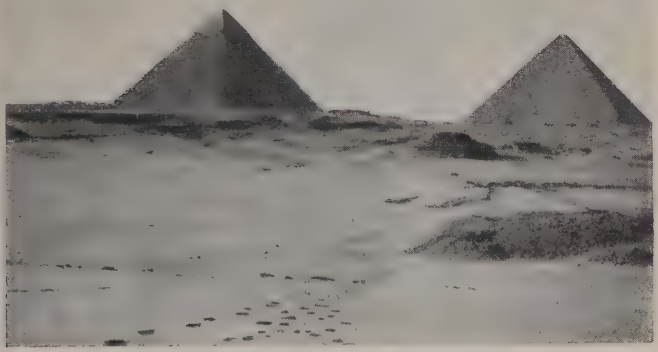
Im Innern dieser gewaltigen Steindenkmäler oder tief unter ihnen in der Erde ruhte der tote Pharao in seinem Steinsarkophag. Es hat unendliche Mühe, viel Geld und großen Scharfsinn gekostet, die Gänge zu entdecken und zu öffnen, die zu den königlichen Grabkammern führen. Und wenn der Forscher herausgefunden hatte, welche Steinblöcke im besonderen Falle den Eingang versperrten, hat er zuweilen ein wahres Labyrinth von Gängen vor sich gehabt, wo der Weg von schweren Falltüren aus Granit versperrt wurde, die vor dem Begräbnis gestützt wurden, so daß der Durchgang freiblieb, dann aber in ihren Fugen herunterglitten.

An den Wänden der Grabkammern und der Gänge, die dorthin führen, findet man in den Pyramiden vom Schlusse der fünften Dynastie an Grabtexte verzeichnet, die die Begräbnisrituale mit ihren uralten Hymnen wiedergeben, das Leben der verstorbenen Pharaonen in Gesellschaft der Götter schildern und Beschwörungen enthalten, die sie jenseits des Grabes vor allen Übeln bewahren sollten. Diese Pyramidentexte enthalten mancherlei aus weit älterer Zeit als der, in der sie aufgezeichnet wurden. Denn in Ägypten starb das Alte niemals vollständig aus, sondern wuchs mit dem Neuen zusammen. Die

Pyramidentexte wurzeln zu einem großen Teile in der graueſten Vorzeit und bilden, wie ein Ägyptologe treffend geſagt hat, das „älteſte Kapitel in der Geiſtesgeſchichte der Menſchheit". Sie gehören demſelben Literaturkreis an wie die älteſten Teile des Totenbuchs.

*

Man kann ohne Übertreibung ſagen, daß kein Werk aus Menſchenhand einen ſo gewaltigen, nachhaltigen Eindruck auf die Phantaſie des Beſchauers macht wie die drei großen Pyra-



Zwei der großen Pyramiden bei Giſeh vor Kairo.

miden. Die ſchönſten Kunſtſchöpfungen, die herrlichſten Bauwerke, die kühnſten Offenbarungen der modernen Technik — nichts von allem haftet ſo tief, ſo unauslöſchlich in der Erinnerung des Beſchauers.

Beſonders überwältigend und majeſtätiſch wirken die Pyramiden, wenn man ſie in einer hellen Mondſcheinnacht betrachtet. Scharf und gewaltig zugleich zeichnen ſich ihre Formen auf dem graublauen Nachthimmel ab, und aus dem gelben Wüſtenſande erhebt ſich die Sphinx, dieſes rätſelvolle Weſen mit Menſchenkopf und Löwenleib, das wahrſcheinlich einen der großen Pyramidenbauer darſtellt, dem man in der üblichen Weiſe ſymboliſche

Löwengestalt gegeben hat. Man vermutet, daß der Kopf der Sphinx die Gesichtszüge von Cheops' Sohn Chefren wiedergibt, der die zweitgrößte Pyramide gebaut hat. Am Fuße der Pyramiden fühlt sich der Mensch überwältigt, und das Bild der Pyramiden verläßt den, der einmal diese Wunderwerke geschaut, nicht wieder. Es verfolgt ihn über das Meer hinweg und läßt ihn nie wieder los.

Welche unerhörte Bedeutung hat nicht der Glaube an das Fortleben der Toten für die ägyptische Kultur gehabt! Welch ungeheure Macht hat nicht der Unsterblichkeitsgedanke auf die Entwicklung der Menschheit ausgeübt!

Kein Volk des Altertums hat so eifrig wie das ägyptische Arbeitskraft und irdischen Besitz geopfert, um das Dasein nach dem Tode zu sichern. Und zwar nicht bloß durch Einbalsamierung und monumentale Grabbauten: Könige wie Privatpersonen setzten bereits zu ihren Lebzeiten einen ganzen Stab von Priestern ein, die dafür zu sorgen hatten, daß sie in ihrer letzten Ruhestatt die gehörigen Totenopfer und Ehrenbezeugungen empfingen. Diesen Priestern wurde durch förmliche Verträge der Unterhalt aus dem Ertrage eines Teils des festen Eigentums des Verstorbenen zugesichert. Ein Prinz der vierten Dynastie warf z. B. für seinen Totenkult die Einkünfte von zwölf Städten aus. Ein Hofbeamter bestimmte acht Priester zum Dienste an seinem Grabe. So wurden in Ägypten in immer größerem Ausmaß Teile des Nationalvermögens für unproduktive Zwecke verbraucht, wodurch der Staat verarmte und seine Aufgaben nicht mehr voll erfüllen konnte.

*

Bis diese und andere Mißstände aber im Nilland überhand nahmen, war die Memphisperiode ein Zeitalter reicher kultureller Blüte. Das Reich wurde durch eine einheitliche, straffe Verwaltung fest zusammengehalten. Alle Fäden liefen in der Hand des Pharao zusammen. Seine Statthalter regierten ihre Bezirke selbständig und waren verantwortlich für die Aufrechterhaltung der Ordnung und für den Eingang der Steuern in Form von festgesetzten Naturalleistungen.

Der ganze Staatshaushalt war ein Naturalhaushalt. Münzgeld war in Ägypten noch unbekannt. Der Staat mußte seinen

Anteil am Ertrag des Bodens, an den Baumfrüchten und dem Ergebnis der Viehzucht an Ort und Stelle erheben und dann alles in die staatlichen Magazine befördern lassen. Von dort aus wurden die Waren entweder zum Unterhalt des Hofes geholt oder als Lohn an die Beamten verteilt oder als Zahlungsmittel für Erzeugnisse fremder Länder ausgeführt. „Wir können uns," sagt der dänische Ägyptologe H. O. Lange, „kaum eine

Die Sphinx bei der Chefren-Pyramide.

richtige Vorstellung von dem bureaukratischen Apparat machen, der zu diesem Zwecke in Anwendung kam. Auf Papyrusrollen sind uns aus den ägyptischen Regierungsarchiven Reste von Volkszählungslisten erhalten geblieben, von Steuerlisten, Lohnverzeichnissen, Inventarverzeichnissen, Rapporten usw., die uns vermuten lassen, daß die ägyptische Bureaukratie eben so wenig Papier gespart hat wie die moderne."

Hoch stand zur Zeit des Alten Reichs auch die Kunst. Das bezeugen die Statuen des sogenannten Dorfschulzen und eines Schreibers, die beide einen verblüffend ausgeprägten Wirklichkeitssinn des Künstlers verraten. Ist das nicht ein Prachtkerl, dieser brave Werkmeister, wie er den Akazienstecken als Zeichen

Statuen von König Snofrus Sohn Rabotep und seiner schönen Gemahlin Nofrit im Museum von Kairo. Diese 4800 Jahre alten Statuen mit ihren gut erhaltenen Farben gehören zu den schönsten Werken der ägyptischen Kunst. Der Körper des Mannes ist rotbraun bemalt. In seiner kräftigen Hautfarbe und seinem nicht minder kräftigen Körperbau wirkt er bäurisch im Vergleich zu seiner verfeinerten Gemahlin, die die mattgoldene Hautfarbe der vornehmen Ägypterin hat. Von Vornehmheit zeugt auch ihr etwas überlegen mürrischer Gesichtsausdruck, die sorgfältige Hofperücke und feingepflegte Hand.

seiner Würde in der Hand hält? Mag man immerhin später dahintergekommen sein, daß die Statue einen Priester darstellt, auf jeden Fall wirkt der Mann ganz wundervoll. Mit seiner untersetzten Gestalt, seinem kurzen, dicken Hals, seinem gewöhnlichen, aber energischen Kopfe und der wichtigen, selbstzufriedenen Miene ist er vom Scheitel bis zur Sohle das Urbild der braven Mittelmäßigkeit. Der „Schreiber" braucht sich wahrhaftig auch nicht zu verstecken. Das ist ein ganz ausgezeichnetes Augenblicksbild, gerade in dem Augenblick erfaßt, als das Modell seine sitzende Stellung eingenommen hat. Die lebhaften Augen erwartungsvoll, beinahe andächtig auf den Mund des Dik-

Gansefries von Medum. Eine besonders schöne Wandmalerei aus einem Frauengrabe. Vortrefflich hat der Künstler die selbstgefallige Haltung und die Bewegungen der Tiere wiedergegeben.

tierenden gerichtet, sitzt er da, bereit, das erste Wort aufzufangen, das von dort ausgeht, und es mit dem Griffel auf dem Papyrusblatt festzuhalten, das er auf einem Schreibbrett vor sich liegen hat.

Betrachtet man diese Werke einer jugendfrischen impulsiven Schöpferkraft, die von späteren ägyptischen Künstlern nicht wieder erreicht worden ist, dann schwindet die unrichtige Vorstellung, daß die Zeit des Alten Reichs das Gepräge der Altertümlichkeit getragen habe. Sie atmet im Gegenteil etwa dieselbe Schöpferfreude wie zwei Jahrtausende später die Kulturtaten der Griechen. So stehen die „alten" Ägypter vor uns nicht nur als ein begabtes, sondern auch als ein geistig regsames Volk, das zu bewußter Kulturarbeit erwacht war und mit klaren Augen ins Dasein blickte zu einer Zeit, als fast alle anderen Völker auf Erden in kultureller Hinsicht noch schlummerten.

*

Schon die Pharaonen des Alten Reichs fingen an, ihre Aufmerksamkeit auf das Land jenseits des Katarakts zu richten. Unter der sechsten Dynastie wurde der Katarakt kanalisiert und für kleinere Schiffe fahrbar gemacht. Aus derselben Zeit besitzen wir im Grabe eines mächtigen Statthalters einen Bericht

Der Dorfschulze. Holzstatue aus einem Priestergrabe bei Sakkara.

über einen Kriegszug, an dem der Tote im Gefolge des Königs Pepi I. teilnahm. Der Kriegszug galt dem „Sandvolke", wie die Ägypter die Beduinen nannten, an der Südgrenze Ägyptens gegenüber dem Katarakt. „Pharao," heißt es, „rüstete eine Armee von mehreren zehntausend Mann aus, die glücklich zurückkehrte, nachdem sie das Land der Sandbewohner verheert, ihre Feigenbäume und Weinstöcke niedergehauen, ihre Saat in Brand gesteckt und viele Zehntausende von Männern getötet und eine

große Anzahl Gefangene gemacht hatte." Auch friedlichere Expeditionen wurden ausgesandt, die schwere Ladungen von kostbaren nubischen Erzeugnissen wie Elfenbein, Ebenholz und Gold-

Der Schreiber. Kalksteinstatue aus einem Grabe bei Sakkara. In die Pupille aus schwarzem Stein ist ein kleines Stück Bergkristall eingesetzt, was das Auge außerordentlich lebendig macht.

staub mit nach Hause brachten. An der Spitze solcher Unternehmungen standen meist die hohen Beamten, die über die Insel Elephantine und andere Gebiete am ersten Katarakt herrschten. Sie waren Vasallen des Pharao und Grenzwachen und führten

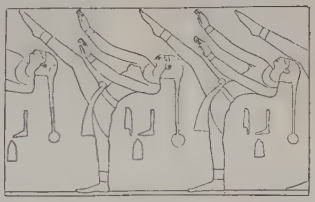
in dieser Eigenschaft den hochtrabenden Titel „Wächter am südlichen Tore des Reichs".

Es war keine Kleinigkeit, eine Karawane durch Nubien zu führen und sie unbeschädigt mit ihrer kostbaren Last durch alle die wilden dunkelhäutigen Volksstämme hindurchzugeleiten, die dort wohnten. Mehr als einer von den Vasallen des Königs verschwand auf diesen Zügen, und ihre Gebeine und die ihrer Begleiter bleichten im Wüstensande. In den Felsengräbern am linken Nilufer gegenüber Elephantine, wo die alten Grenzstatthalter ihre letzte Ruhestatt gefunden haben, erzählen stolze Inschriften von den unerschrockenen Männern, die auf Befehl ihres Königs zum ersten Male in geschichtlicher Zeit in das Innere Afrikas eindrangen.

Gymnastische Übungen. Grabbild aus der Zeit der 5. Dynastie.

Ein Vasall des Pharao namens Herchuf hat auf den Wänden seiner Grabkammer in der Nähe des heutigen Assuan über vier große Züge berichtet, die er nach Nubien unternahm. Der erste dauerte sieben Monate, der zweite acht. Auf der dritten Fahrt brachte er so viel Weihrauch, Elfenbein, Ebenholz, Panther- und Leopardenfelle und andere kostbare Güter zusammen, daß dreihundert Esel daran zu schleppen hatten. Als er seine vierte Reise nach Nubien unternahm, etwa 2550 v. Chr., saß auf dem Throne der Pharaonen ein siebenjähriger Knabe namens Pepi II. Die Regierungszeit des jungen Königs sollte die längste von allen werden, die die Weltgeschichte kennt. Sie erstreckte sich nämlich, wenn man der ägyptischen Überlieferung trauen darf, über einen Zeitraum von mindestens neunzig Jahren. Bei ihrer Rückkehr brachte die Karawane einen Zwerg mit, worüber sich der kleine Pharao noch mehr freute als über

alle sonstigen Kostbarkeiten. Auch Entdeckungsreisende unserer Zeit sind ja in den Urwäldern Zentralafrikas auf Zwergenvölker gestoßen. Zur Zeit des Königs Pepi II. lebte diese Menschenrasse wahrscheinlich nicht weit von den Grenzen Ägyptens entfernt. Herchuf hatte einen solchen kleinen Mann eingefangen, damit der kleine König sich an seinen Tänzen und Possen erfreuen solle. Als Pepi von dem Zwerge hörte, geriet er ganz außer sich vor Entzücken, schrieb Herchuf selber in einem Briefe, wie sehr er sich freue, und bat ihn um alles in der Welt, darauf zu achten, daß dem kleinen Manne unterwegs nichts zustoße. „Wenn er mit dir das Schiff besteigt," schrieb der Pharao, „so laß die zuverlässigsten Männer zu beiden Seiten des Schiffes



Tänzerinnen im alten Ägypten.

mit ihm sein und aufpassen, daß er nicht ins Wasser fällt. Wenn er des Nachts schläft, so laß pflichttreue Leute in seinem Zelte neben ihm wachen und zehnmal in der Nacht nachsehen, ob alles in Ordnung ist. Wenn du den kleinen Mann gesund und wohlbehalten an den Hof bringst, so wird der Pharao mehr für dich tun, als seinerzeit König Asosi (ein König der fünften Dynastie) für den Mann tat, der ihm einen Zwerg aus Punt mitbrachte." Aus diesem Wunderlande, der Heimat des Weihrauchs, auf der jetzigen Somalihalbinsel am Südende des Roten Meers hatte einmal eine Karawane Gold, Weihrauch und andere kostbare Produkte heimgebracht. Herchuf war so stolz auf den Brief des kleinen Pharao, daß er ihn Wort für Wort auf der Wand seiner Grabkammer wiedergeben ließ, und dort ist er noch heutigentags zu lesen.

*

Statthalter und andere Beamte wurden zur Zeit des Alten Reichs durch Belehnungen mit erblichen Gütern entlohnt. Diese Entlohnungsart führte aber dazu, daß allmählich gewisse Fami-

Pepi I. und sein Sohn. Kupferstatuen

lien, deren Mitglieder mächtige Ämter bekleidet hatten, in den Besitz großen Grundeigentums kamen und so mächtig wurden, daß sie eine Art Vorrecht auf die einflußreichsten Staatsämter beanspruchen konnten. Als dann schließlich die reiche Beamtenschaft und die festgefügte Priesterschaft dem Pharao über den

Kopf wuchsen, kam eine Zeit der Auflösung, und das Reich zerfiel in eine Menge kleine Fürstentümer, die oft miteinander in Fehde lagen. Es ist bezeichnend für die Auflösung der Reichseinheit, daß die Gräber der vornehmen Beamten nun nicht mehr mög-

Ein Zwerg. Kalksteinfigur im Museum von Kairo.

lichst nahe bei den Pharaonengräbern lagen, sondern daß sich die Statthalter und andere Große ihre letzte Ruhestätte in ihrer eigenen Heimat auswählten.

Der Untergang des Alten Reichs war mit einem furchtbaren wirtschaftlichen und sozialen Umsturz verbunden, dessen Verlauf uns einer der ägyptischen Weisen jener Zeit anschaulich geschildert hat. „Das befruchtende Wasser des Nils fließt über," sagt er, „aber die Saatfelder werden nicht bereitet. Räuber und

Landstreicher machen die Wege unsicher und lauern dem nichtsahnenden Wanderer auf. Überall dringen fremde Völker ein. Krankheiten wüten, und die Frauen sind unfruchtbar. Alle staatliche Ordnung ist aufgelöst, die Steuern werden nicht bezahlt, die Heiligtümer und Königspaläste geschändet. Die einstmals prächtige Kleider trugen, gehen jetzt in Lumpen. Die vornehmen Damen ziehen im Lande umher, und die Frauen klagen, wenn wir doch etwas zu essen hätten. Der Reiche muß durstig schlafen gehen; wer aber früher um die Neigen bettelte, der hat jetzt starkes Bier. Wer früher kein Brot hatte, hat jetzt die Kornkammern gefüllt. Überall hört man: ‚Schlagen wir die Mächtigen tot!' Die Krokodile überfressen sich. Die Menschen gehen aus freien Stücken zu ihnen, so sinnlos sind sie vor Schreck. Das Lachen ist überall verstummt. Trauer und Wehklagen zieht durch das Land. Alt und jung sagt: ‚Ich wünschte, ich wäre tot', und die kleinen Kinder klagen: ‚Wenn man mich doch nicht zur Welt gebracht hätte'. Nicht mehr segeln die Männer nordwärts nach Byblos (einem syrischen Hafen am Fuße des Zedern tragenden Libanon). Woher sollen wir jetzt Zedernholz für unsere Mumiensärge bekommen und Öl für die Balsamierung?" Und mit Freimut wendet sich der Weise an König Pepi selber, der jetzt alt und hinfällig geworden ist: „Weisheit, Kenntnisse und Gerechtigkeit hast du zu deiner Hilfe erhalten, aber Aufruhr und Feindeslärm läßt du über das Land ergehen. Sieh, wie der eine den anderen schlägt und wie man deine Befehle umgeht! Jahrelang hat der Bürgerkrieg gewütet." So sucht die warnende Stimme den alten König an seine Pflichten zu erinnern — aber vergebens.

## Das Mittlere Reich

Etwa 2100 bis 1800 v. Chr.

Der Zustand der Auflösung dauerte etwa bis zum Jahre 2100. Da gelang es einer Fürstendynastie, die in der Stadt Theben im südlichen Ägypten regierte, sich zu Herren über das ganze alte ägyptische Reich aufzuwerfen und so die Reichseinheit wieder herzustellen. Mit der zwölften Dynastie beginnt ums Jahr 2000 v. Chr. eine neue Blütezeit, die ein paar Jahrhunderte anhält. Unter der Regierung kraftvoller Könige werden die Ämter der

Lehnsfürsten aufgehoben, und im Zusammenhange damit scheint eine rücksichtslose Wiedereinziehung des fortgeschenkten Staatseigentums erfolgt zu sein. Bezeichnend für diese durchgreifende Veränderung ist es, daß die großen prächtigen Gräber des Lehnsadels allmählich vollständig aufhören.

Die Könige der zwölften Dynastie trugen fast alle die Namen Amenemhet oder Sesostris. Sie waren fleißige Bauherrn und haben uns nicht nur Grabmäler, sondern auch Tempel hinterlassen. Kunst und Literatur trieben nun ihre schönsten Blüten. Auch späteren Geschlechtern galt die Zeit des Mittleren Reichs als die klassische Periode, deren Meister als hohe Vorbilder gepriesen wurden. Noch ein halbes Jahrtausend später

Ringkämpfer. Szene aus der Zeit des Mittleren Reiches.

studierte man die Literatur dieser Zeit in den Schulen, und jeder, der wirklich schön sprechen wollte, nahm sie sich zum Muster.

Die Hauptstädte der Pharaonen lagen nun lange in der Gegend von Memphis, zeitweise etwas südwestlich davon in Fajum. Diese sumpfige, ungesunde Landschaft stand durch einen natürlichen Kanal mit dem Nil in Verbindung und wurde nun auf Befehl der Pharaonen in eine der herrlichsten und fruchtbarsten Oasen Ägyptens verwandelt. Noch heute stehen die Apfelsinen, Pfirsiche, Feigen und Weintrauben Fajums in gutem Rufe, nicht weniger berühmt sind die Baumwolle und die herrlichen Rosen der Oase.

Das Wunder von Fajum kam in erster Linie durch Verbesserungen der Kanalverbindungen zwischen Fajum und dem Nil zustande, besonders durch Schleusen, mit deren Hilfe die Wasserzufuhr vom Fluß her nach den Bedürfnissen der Jahreszeiten geregelt werden konnte. Und mit Hilfe eines neu-

geschaffenen Kanalsystems innerhalb der Oase selber wurden die alten Sumpfflächen in fruchtbare Äcker verwandelt. Das zurückbleibende Wasser bildete den wegen seines Fischreichtums berühmten See Moeris. Der See war eingedämmt, und diese Dämme kann man als die ersten Vorläufer der heutigen großen Nildämme bei Assuan und Assiut betrachten. Daraus hat man früher den unrichtigen Schluß gezogen, der See Moeris sei künstlich geschaffen worden als Staubecken für das Nilwasser und als Regler der Überschwemmungen des Nils, und man hat viel über die gewaltigen Massen von Sklaven gefabelt, die hier

Kämpfende Stiere. Bild aus der Zeit des Mittleren Reiches.

auf Befehl des Königs gearbeitet hätten. Tatsächlich trifft das Gegenteil zu. Die Pharaonen haben nicht Fajum mit Wasser zum Vorteile für andere Landesteile gefüllt, sondern haben im Gegenteil die Wassermenge vermindert und reguliert zum Nutzen der dortigen Landschaft. Als Staubecken für einen so gewaltigen Fluß wie der Nil hätte ein See wie der Moerissee nicht viel ausrichten können.

In Fajum ließ Amenemhet III. seine Pyramide errichten und daneben einen riesengroßen Grabtempel, der zusammen mit den umgebenden Priesterwohnungen einen solchen Wirrwarr von Säulengängen, Höfen und dunklen Räumen gebildet haben soll, daß man sich nicht ohne Führer darin zurechtfinden konnte. Dieses Bauwerk soll den Anstoß zu den griechischen Erzählungen vom Labyrinth gegeben haben, dem größten Wunderwerk der

Welt. Vermutlich ist das ägyptische Labyrinth das Vorbild für das durch die Theseussage berühmt gewordene Labyrinth auf Kreta gewesen. Jetzt ist der Grabtempel des Amenemhet so gut wie ganz vom Erdboden verschwunden.

In der griechischen volkstümlichen Überlieferung lebten die Herrscher der zwölften Dynastie unter dem gemeinsamen Namen Sesostris als mächtige Bauherrn und Eroberer weiter, deren

Amenemhet III.

Taten im Verlaufe der Zeiten märchenhaft ausgeschmückt wurden. Tatsächlich erweiterten sie die Grenzen des Reiches nach Süden „bis ans Ende der Welt", d. h. bis zum zweiten Katarakt, und unterwarfen sich nicht nur das nubische Flußtal, sondern auch die östlich davon gelegenen Goldgruben am Roten Meer. Ruinen ägyptischer Festungen in der Gegend des zweiten Katarakts verraten noch heute, wie das eroberte nubische Gebiet gegen die Angriffe der Wüstenvölker gesichert wurde. Bei Semne, sechs Meilen südlich vom Katarakt, ließ König Sesostris III. nach einem nubischen Feldzug einen Grenzstein mit folgender Inschrift aufstellen: „Kein Nubier, wer er auch sei,

darf diesen Stein auf dem Wege flußabwärts mit nubischem Vieh, Eseln, Ziegen usw. passieren, sei es, daß er zu Fuß geht, oder im Boot segelt, mit Ausnahme von solchen, die damit auf Märkten Handel treiben wollen oder irgendeiner Gesandtschaft angehören. Diejenigen, die zu solchem Zwecke kommen, soll man aufs beste aufnehmen."

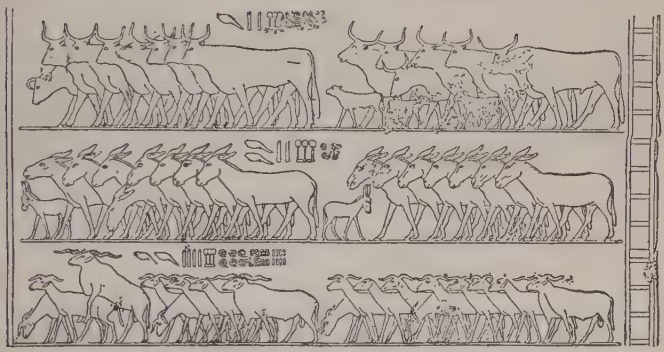
Sesostris baute hier auch eine Festung, und nach einem neuen Strafzug gegen die Nubier errichtete er einen Gedenkstein, auf dem er sich in geschwollenen Wendungen rühmt, der Bevölkerung des elenden Kusch, wie das südliche Nubien vor der Eroberung hieß, einen Schrecken eingejagt zu haben. „Ich bin," prahlt der Pharao, „ähnlich dem Krokodil, das sich unvermutet auf seine Beute stürzt, sie ergreift und schonungslos umbringt." Für die Feigheit der Nubier kann er nicht Worte genug finden. „Sie sind keine mutigen Männer, nein, sie sind feig und jämmerlich, und ihre Herzen sind verzagt. Meine Augen haben sie gesehen, und was ich sage, ist keine Lüge. Ich nahm mit Gewalt ihre Frauen. Ich machte ihre Arbeiter auf dem Felde zu Gefangenen. Ich tötete ihr Vieh. Ich mähte ihr Korn und setzte es in Brand. Dies schwöre ich beim Leben meines Vaters. Ich spreche die Wahrheit, und die Rede, die aus meinem Munde geht, ist nicht zu widerlegen." Schließlich belegt der Pharao denjenigen seiner Nachfolger, der ohne Schwertstreich die Grenze zurückverlegt, und sei es auch sein eigener Sohn, mit seinem Fluche: „Er ist nicht mein Sohn, er ist nicht von mir gezeugt."

Alter dicker, blinder Harfenspieler. Bild aus der Zeit des Mittleren Reiches.

Dieser Gedenkstein hat eine eigentümliche Geschichte gehabt. Er wurde im Jahre 1844 von dem großen deutschen Ägyptologen Lepsius entdeckt. Da der Pfeiler damals in zwei Stücke zerbrochen war, ließ er jedes Stück für sich einpacken. Aber nur der untere Teil des Monuments gelangte in das Berliner Museum. Das zweite Stück wurde von Lepsius' Arbeitern in Semne vergessen. Dort fand man es 42 Jahre später, wie es Lepsius verpackt hatte. Nun wurde es nach Kairo geschafft und

stand bis zum Jahre 1899 dort im Ägyptischen Museum. Dann wurde es nach Berlin überführt, in dessen Museum nun die beiden Hälften nach mehr als halbhundertjähriger Trennung wieder vereinigt worden sind.

Sesostris III. vollendete die 400 Jahre früher, zur Zeit der sechsten Dynastie begonnene Kanalisierung des ersten Katarakts. Zwei Felseninschriften auf einer Insel in den Stromschnellen berichten von diesem Kulturwerk. Dort erfährt man auch den



Beutetiere aus Libyen. Wandrelief aus dem Totentempel des Sahure.

Namen des Kanals: „Schön sind des Sesostris Straßen." Allmählich wurde das Fahrwasser durch Sand und Steine verstopft. Sesostris aber ließ es wieder reinigen. Eine ähnliche Maßnahme wurde 400 Jahre später von Totmes III. unternommen, der der Fischerbevölkerung der Umgegend die Verpflichtung auferlegte, von nun an den Kanal jedes Jahr zu reinigen.

Nordwärts trieben die Ägypter schon jetzt einen lebhaften Handel mit den syrischen Ländern und der Inselwelt des östlichen Mittelmeers. Auf Kreta und Cypern, Cythera und Rhodos und in Mykenä und vielen anderen Orten hat man in Gräbern und Stadtruinen Denkmäler ägyptischer Kultur schon aus der Zeit des Alten Reichs gefunden, und umgekehrt hat man in mehreren ägyptischen Ruinen und Gräbern Scherben kretischer Tongefäße und kretischen Schmuck gefunden.

Früher glaubte man, die eigentümliche ägyptische Kultur sei innerhalb der Grenzen des Nillandes geblieben und habe die übrige Menschheit nicht beeinflußt. Je tiefer aber unsere heutigen Gelehrten in die Geschichte des Altertums eingedrungen sind, um so mehr Beweise haben sie dafür erhalten, daß bereits zu dieser Zeit ein enger Zusammenhang zwischen den verschiedenen Teilen der Welt bestand. Diese Tatsachen stimmen auch sehr gut dazu, daß Reiseschilderungen in Ägypten schon in früher Zeit sehr beliebt waren.

*

Untertanen bringen dem Pharao Strauße als Tribut. Teil einer Zeichnung.

Mit dem Erlöschen der zwölften Dynastie hört die Reihe der kraftvollen Regenten auf. Das Fehlen einer tatkräftigen Regierung spiegelt sich auch darin wider, daß die jährlichen Aufzeichnungen über die Wasserhöhe bei den Nilüberschwemmungen, die Amenemhet III. an den Felsenwänden oberhalb des zweiten Katarakts anbringen ließ, ein paar Jahrzehnte nach seinem Tode aufhören. Sie beweisen, daß der höchste Wasserstand des Nils damals ganze acht Meter höher war als heute. Das ist darauf zurückzuführen, daß sich der Fluß im Laufe der Zeit immer tiefer in den Boden eingegraben hat. Bald darauf hören auch die Volkszählungslisten auf, die während der zwölften Dynastie in bestimmten Zwischenräumen aufgestellt zu werden pflegten. Dieses Aufhören der Aufzeichnung von Dingen, die für das Staatsleben von großer Wichtigkeit sind, ist ein Beweis beginnenden Verfalls.

Je schwächer die oberste Führung des Reichs wurde, um so mehr rissen sich machtlüsterne Große um die Krone. Eine Tempelinschrift aus der Zeit der dreizehnten Dynastie läßt uns die beginnenden Aufruhrbewegungen ahnen, die schließlich zur Auflösung des Mittleren Reichs führten. Die Inschrift ist ein königlicher Erlaß gegen einen Lehnsfürsten, der wegen Hochverrats seines Amtes und aller seiner Einkünfte für verlustig erklärt wird. „Nehmt fort sein Brot," heißt es, „seine Speise und seine Stücke Fleisch. Sein Name soll in diesem Tempel nicht

mehr genannt werden. Wenn ein Offizier oder Beamter dem Verräter eine Wohltat erweist, so soll sein Eigentum und Besitz meines Vaters Tempel übergeben werden," sagt Pharao.

Als die Widerstandskraft des Reichs durch die Aufruhrversuche der Großen geschwächt war, überschwemmte ein kleines asiatisches Volk, das Hykfos, d. h. Hirtenvolk, hieß, das Deltaland, setzte sich dort fest und übte durch verheerende Kriegszüge einen harten Druck auf ganz Ägypten aus. Die Nationalität dieses geheimnisvollen Volkes ist sehr unsicher. Über Vermutungen ist man nicht hinausgekommen. Wahrscheinlich ist es ein semitisches Nomadenvolk gewesen. Die Hykfos beherrschten außer Ägypten wahrscheinlich Syrien und vielleicht eine Zeitlang auch Babylonien. Es handelt sich hier um eine vorübergehende Großmacht von ähnlicher Art wie späterhin die Staatenbildungen der Hunnen und Mongolen. Das Hykfosreich teilte auch deren Schicksal; es zerfiel bald, bestand nur ein Jahrhundert.

## Das Neue Reich

Etwa 1600 bis 1100 v. Chr.

Wiederum ging von Theben eine reichseinende Kraft aus. Ein Fürst dieser Stadt begann den Freiheitskampf, fiel aber gleich zu Anfang des Kriegs. Seine Mumie, die jetzt im Museum von Kairo aufbewahrt wird, trägt deutliche Spuren des Kampfes. Ein Hieb mit einer Streitaxt hat ihm die linke Backe gespalten, so daß seine Zähne bloßliegen. Ein anderer Axthieb ist tief in den Schädel eingedrungen, und das Gehirn ist über die Stirn herabgeronnen. Außerdem hat er eine Wunde über dem rechten Auge, vermutlich von einem Dolch oder einem Speer, und endlich hat er sich im Todeskampf die Zunge zerbissen.

Allmählich wendete sich jedoch das Kriegsglück zugunsten der Thebaner. Ein Nachfolger des Gefallenen segelte voller Kampfbegier den Nil hinab. Er schwur einen heiligen Eid, daß er mit dem Hykfoskönige kämpfen wolle: „Ich will ihm seinen Bauch aufschlitzen," beteuerte er, „die Asiaten niederwerfen und Ägypten befreien." „Wie ein Falke kam er über den Feind." Er schlug das Hykfosheer. Sein nächster Nachfolger setzte den Befreiungskampf erfolgreich fort, vertrieb die Hykfos aus dem Deltalande und verfolgte sie bis in das südliche Palästina hinein.

Die Erinnerung an den Freiheitskampf der Ägypter lebte in der Sage fort, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte und im Verlaufe der Zeit immer märchenhafter ausgestaltet wurde, ähnlich wie die historischen Ereignisse der großen germanischen Völkerwanderung im Nibelungenlied umgedichtet wurden. Der Ausbruch des ägyptischen Freiheitskrieges wurde z. B. dem Umstande zugeschrieben, daß der Hyksoskönig, um den Fürsten von Theben herauszufordern, bei diesem darüber Klage führen ließ, daß er in seiner Residenz im Deltalande von dem Lärm der Flußpferde bei Theben im Schlafe gestört werde. „Tag und Nacht klingt mir ihr Brüllen in den Ohren," klagt der merkwürdig feinhörige Herrscher mit einer Begründung, die schlagend an die Klage des Wolfes in der Fabel von Wolf und Lamm erinnert.

Der Fürst, der endlich die Hyksos aus Ägypten vertrieb, wurde der Stammvater der achtzehnten Dynastie und machte Theben zur Hauptstadt Ägyptens. Damit begann die Zeit des Neuen Reichs, ein Abschnitt reichen kulturellen Aufschwungs und großer Kriegszüge gegen die Nachbarvölker bis an den Euphrat im Nordosten, und im Süden bis tief in den Sudan hinein. Die langwierigen Freiheitskämpfe gegen die Hyksos hatten das von Natur friedliche ägyptische Bauernvolk in Krieger und Eroberer verwandelt, und für die Pharaonen galt nun kriegerischer Ehrgeiz als eine der ersten Herrschertugenden. Wenn der Pharao erfährt, daß „die Anführer der Beduinenstämme sich zusammengerottet haben und die Gesetze des Königspalastes verachten, da freut sich sein hoher Sinn. Er ist froh, wenn man sich gegen ihn erhebt, und sein Herz freut sich, wenn er Blut sieht. Er haut den Aufrührern den Kopf ab und liebt eine Stunde Streit mehr als einen ganzen Tag Festjubel," heißt es in einer Tempelinschrift in Karnak. Die Feinde der Ägypter aber sagen: „Seht den Pharao! Er ist wie loderndes Feuer, wenn es sich ausbreitet und kein Wasser da ist, es zu löschen. Er ist wie der Sohn des Nut (Osiris), kein Land kann ihm widerstehen."

Ägypten wurde nun ein Militärstaat. Die Armee wurde eine Macht im Staatsleben. Das Heer wurde gut bewaffnet, und die ägyptischen Bogenschützen erwarben sich einen Ruhm, den sie bis tief in die griechische Zeit hinein behauptet haben. Und damit

nicht genug. In der Hyksoszeit war das Pferd aus Asien eingeführt worden, aber das feurige Tier wurde nicht zum Reiten verwendet, sondern vor Streitwagen gespannt[1]. Auf jedem Streitwagen standen zwei Männer, ein Wagenlenker und ein Krieger, der mit dem Bogen oder mit der Lanze und dem Schwert kämpfte. Die Streitwagen waren sehr leicht, und es

Ägypter aus der Gegend von Theben tragen als Jagdbeute Hasen und eine kleine Gazelle aus Libyen nach Hause.

muß sehr viel Geschick dazu gehört haben, auf ihnen das Gleichgewicht zu halten, wenn sie über steiniges, unebenes Gelände ratterten und hüpften.

[1] Vielleicht kam das daher, daß die Pferde, die zuerst nach Ägypten kamen, zu klein zum Reiten waren. Möglicherweise entwickelte sich erst auf den fetten Weiden Ägyptens und Nubiens eine größere Pferderasse. Vom Kamel hat man keine Abbildung aus der historischen Zeit Ägyptens gefunden, die älter ist als die griechische Epoche. Früher wurden ausschließlich Esel auch zu Wüstentransporten verwendet. Erst

## Totmes I.

Die Pharaonen der achtzehnten Dynastie wendeten ihr Augenmerk in erster Linie darauf, Nubien wieder zu erobern, das den Ägyptern in der Hyksoszeit verlorengegangen war. Bald verlief die Südgrenze Ägyptens wieder beim zweiten Katarakt. Doch begnügte sich der junge ehrgeizige Totmes I. damit nicht. Kampflustig wie „ein wütender Panther" zog er an der Spitze seiner

Das Tal der Könige. An den Felsgalerien sind Eingänge zu den Königsgräbern sichtbar.

Truppen noch weiter nach Süden. Der erste Pfeil, den er abschoß, durchbohrte dem feindlichen Häuptling den Nacken, und nach dem Fall des Führers war das Land bis zum dritten Katarakt bald unterworfen. Auf einer Insel beim dritten Katarakt befinden sich noch heute die Ruinen einer Festung, die Totmes anlegte. Auf derselben Insel wurde eine Inschrift in

mit den Arabern kam um die Mitte des 7. Jahrhunderts n. Chr. das „Schiff der Wüste" in größeren Mengen in das Nilland. Das treue Last- und Reittier veränderte im hohen Grade das Aussehen der Landschaft, indem es das Grün der Bäume und anderer Wüstenvegetation wegfraß.

Felsen gehauen, die die Taten des Königs in blumenreicher Sprache preist. Da wird erzählt, „daß er durch Felsentäler vordrang, die seine diademgeschmückten Vorfahren niemals geschaut, und allen Widerstand brach, so daß jetzt die ganze Welt sein Fußschemel geworden ist".

Noch bedeutungsvoller war der Feldzug des Totmes gegen das nördliche Syrien. Bis dorthin war noch kein ägyptisches

Metallarbeiter. Die langen Röhren dienen als Blasebälge.

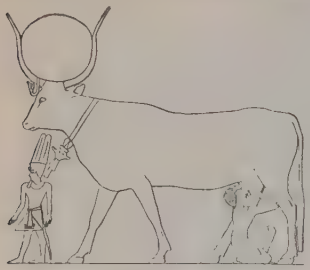
Kriegsheer vorgedrungen. Jetzt aber war es dem Pharao vergönnt, „sein Herz in den Ländern der Barbaren zu baden". Ohne auf Widerstand zu stoßen, drang er dann bis an den Oberlauf des Euphrat vor. Dort errang er einen großen Sieg, und am Ostufer des Stromes ließ er einen Bericht darüber in Stein hauen, der Zeitgenossen und kommenden Geschlechtern die Größe des Pharao verkünden sollte.

Akrobatin.

Von all dem Neuen, das die Ägypter in diesem Teile der Erde zu sehen bekamen, war der Euphrat das größte Wunder. Bisher hatten sie keinen anderen großen Fluß gesehen als den Nil. Nun waren sie an einen anderen mächtigen Wasserlauf gekommen, und der floß in gerade entgegengesetzter Richtung. Hier konnte man sich von der Strömung von Norden nach Süden treiben lassen, während einen der Nil von Süden nach Norden trug. Die heimkehrenden Krieger konnten nicht genug von diesem merkwürdigen Fluß erzählen, und „das umgekehrte Wasser" wurde geradezu ein ägyptischer Name für den Euphrat.

Der junge Totmes konnte sich nach der Heimkehr rühmen, sein Reich im Süden bis zum dritten Katarakt und im Norden bis zum Euphrat erweitert zu haben. In Wirklichkeit war jedoch seine Herrschaft über Syrien nur vorübergehend. Wohl hatten ihm Fürsten und Städte gehuldigt, als er an der Spitze des gut ausgerüsteten ägyptischen Heeres eintraf. Kaum aber hatten seine Truppen das Land verlassen, als die Vasallen aufhörten, Tribute nach Theben zu schicken, und sich zur Gegenwehr rüsteten.

Ums Jahr 1500 v. Chr. beschloß Totmes I. seine Tage. Er hatte sich nicht nach der Sitte der alten Pharaonen eine Grabpyramide bauen lassen. In solchen gewaltigen Mausoleen waren die Toten trotz aller Sicherheitsmaßnahmen von frechen Grabplünderern behelligt worden. Es nützte nichts, daß man solche Verbote gegen das Betreten der Grabstätten erließ, wie sie ein König des Mittleren Reichs auf zwei Pfeilern des Friedhofs von Abydos anbringen ließ, in dem das Grab seines Vaters lag. Dort wurde jedem, der innerhalb dieser Grenzpfeiler angetroffen wurde, gedroht, daß er mit glühenden Eisen gezeichnet werden sollte. Und ebensowenig half es, daß an den Grabwänden Warnungen angebracht wurden, die den unbefugten Eindringling abschrecken sollten: „Ich werde ihn wie einen wilden Vogel fangen. Er wird von dem großen Gott für seine Missetat verurteilt werden."



Hatschepsut als Kind, an der Göttin Hathor saugend.

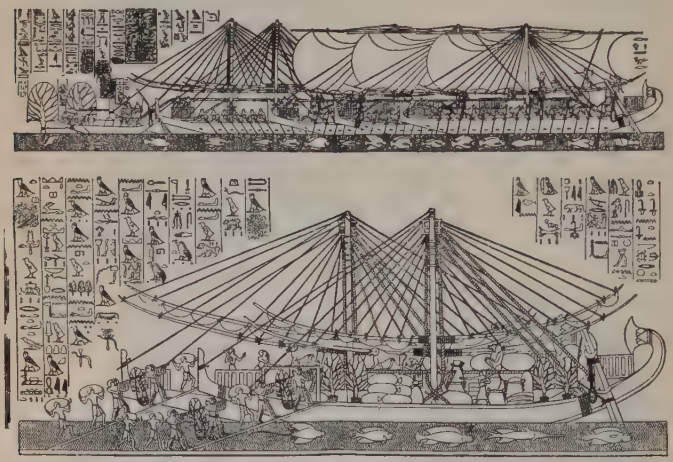
Um sich vor Grabschändern zu schützen, erwählte sich Totmes ein Felsengrab am linken Ufer des Nils gegenüber Theben, in dem wilden, unzugänglichen Teile des libyschen Gebirges, der unter dem Namen „das Tal der Könige" geht, einem Namen, den die Majestät des Todes und die Romantik der großen Einsamkeit umgibt. Hierher führen nur einige enge Gebirgspässe, und diese wurden alle von Wachtposten gesperrt, von deren Hütten noch heute Ruinen vorhanden sind. Hier mußte der Tote ja wohl in Ruhe gelassen werden!

Dem Beispiel Totmes' I. folgten dann die Pharaonen vier Jahrhunderte lang. Man brach also nunmehr mit der Sitte, Grab und Tempel zu verbinden. Der ägyptische Tempel hatte ja seinen Ursprung in der Grabkammer, in der die Angehörigen des Toten ihm Speise und Trank als Opfer darbrachten.

Sphinxkopf der Königin Hatschepsut.

Totmes I. verlegte seinen Totentempel weit vom Grabe weg, ähnlich wie man in späterer Zeit an vielen Orten Kirche und Kirchhof trennte, die ursprünglich zusammengehörten. In den dem Flusse näherliegenden Felsenwänden fanden die Großen der achtzehnten Dynastie ihre letzte Ruhestatt. Die Gräber sind dort teilweise in langen Reihen so dicht nebeneinander in den Felsen angelegt, daß sich die dunklen Eingänge aus der Entfernung von

der gelben Kalksteinwand wie die Zellen einer Honigwabe abheben. Was die mächtigen Männer, die dort beigesetzt wurden, hier auf Erden ausgerichtet haben, können wir aus Bildern erkennen, die die Wände schmücken. Sie sind voller Leben und von einer Farbenpracht, die noch heute unsere Bewunderung erregt. Wir sehen Abgesandte unterworfener Völker, von den Beamten des Königs geführt, vor den Thron treten und kostbare Erzeug-



Hatschepsuts Schiffe in Punt.

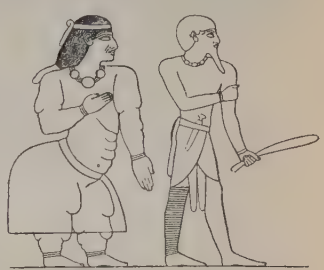
nisse ihres Landes als Tribut darbringen. Wir sehen, wie die Saatfelder gepflügt werden und die Ernte eingebracht wird, wie Tempel gebaut und von fleißigen Handwerkern kostbare Zierate für die Götter verfertigt werden. Wir sehen Musikanten und Tänzerinnen, die den alten Ägyptern das Leben verschönen. Wir sehen aber auch Begräbnisse und damit verbundene Totenfeiern.

So ruhten sie hier, die einstmals mächtigen Großen Ägyptens, hinter Felsenwänden in tiefernster Landschaft. Es ist eine Totenstadt, die in ihrer Großartigkeit und Erhabenheit auf Erden nicht ihresgleichen hat. Aber leider muß man sagen: sie *ruhten*; denn auch hier sind, wie in den Pyramiden und Mastabas, Grabschänder am Werke gewesen. Von dem Goldschmuck und den

Edelsteinen der Verstorbenen angelockt, haben die gottlosen Räuber die Sarkophage erbrochen und die Mumien geraubt. Keine Sicherheitsmaßnahmen haben die verstorbenen Pharaonen zu schützen vermocht. Die Irrgänge von zusammen tausend Meter Länge, die die Pharaonen in den Felsen anlegen ließen, haben die Räuber nicht irreführen können.

## Hatschepsut

Von den Kindern Totmes' I. war in erster Linie erbberechtigt eine Tochter, Hatschepsut, die ihm die Königin geboren hatte. Von einer anderen Gemahlin hatte er einen Sohn, Totmes, da aber die Mutter Totmes' des Jüngeren von geringerem Range war als die der Hatschepsut, so war der Prinz nicht thronfolgeberechtigt und mußte sich damit begnügen, Königingemahl zu werden. Sein Vater ließ nämlich die beiden Halbgeschwister miteinander verheiraten. Das war durchaus nicht etwa anstößig in einem Lande, wo nahe Verwandtschaft kein Hindernis für die Ehe war, eher umgekehrt. In einer späteren Zeit, als Ägypten unter römischer Herrschaft stand, waren Ehen zwischen Geschwistern allgemein gebräuchlich. Der griechische Geschichtschreiber Diodor, der in dieser Zeit lebte, sagt: „In Ägypten war es, im Gegensatz zu anderen Völkern, gesetzlich zulässig, daß Brüder und Schwestern sich heirateten." Es erklärt sich das aus dem Geiz, der zu allen Zeiten den Fellah gekennzeichnet hat. Er wollte den Familienbesitz möglichst ungeteilt erhalten[1]. Im Königshause beruhte wohl die Geschwisterehe darauf, daß man das königliche Blut unvermischt erhalten wollte. Das königliche



Der Fürst von Punt und seine Frau, das Negerideal von Frauenschönheit.

[1] Eine Ehe zwischen Vater und Tochter kennt man dagegen nicht aus dem Privatleben, aber sowohl Snofru in der vierten Dynastie als auch Ramses II. in der neunzehnten sind allem Anschein nach solche Verbindungen eingegangen.

Geschlecht galt für göttlichen Ursprungs und folglich für viel zu vornehm, als daß es sich mit den Kindern dieser Welt vermischen durfte.

Männer aus Punt bringen dem Pharao Geschenke.

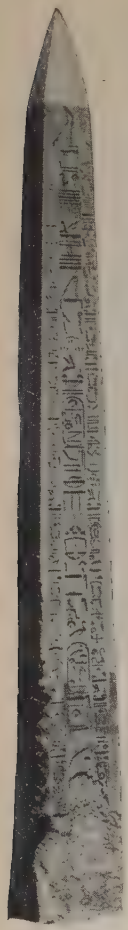
Dank seiner Verbindung mit Hatschepsut wurde Totmes der Jüngere der nächste Nachfolger seines Vaters unter dem Namen Totmes II. Nach seinem Tode übernahm Hatschepsut die Regierung. Mit ihr kam zum ersten Male eine Frau auf den Thron der Pharaonen. Auf Abbildungen erscheint sie in Männertracht, und ihr Gesicht schmückt in der Regel der für die Pharaonen übliche Paradebart. Hatschepsut war eine schöne, begabte Frau;

sie hat sich in schriftlichen Urkunden selber beschrieben als „eine schöne Jungfrau, prächtig und blühend wie die Blumen des Feldes. Ihre Gestalt und ihre Herrlichkeit waren die einer Göttin." Sie ist die erste bedeutende Frau, der wir in der Geschichte begegnen, doch wissen wir nur wenig von ihrer Persönlichkeit. Einige sehen in ihr eine ungewöhnlich energische Frau, eine ägyptische Elisabeth, andere nur ein schwaches Werkzeug

Hatschepsuts Felsentempel.

in den Händen herrschsüchtiger Großer. Die Kriege ihres Vaters setzte sie jedenfalls nicht fort, und deshalb gingen die Eroberungen in Syrien wieder verloren. Dafür wurde ihre Regierungszeit berühmt durch eine Handelsfahrt nach dem sagenumwobenen Lande Punt am Roten Meer, der Heimat des Weihrauchs. Die Ägypter waren wohl schon früher einmal bis dahin vorgedrungen, aber seither war ein Jahrtausend verflossen, und man kannte Punt nur noch vom Hören-Sagen. Die Königin schickte nun eine kleine Flotte aus, die das goldreiche Land wieder aufsuchen und Tauschhandel mit seinen Einwohnern treiben sollte.

Die Schiffe kamen glücklich bis zu dem Dorfe, in dem die Eingeborenen des goldreichen Landes wohnten. Es bestand aus



Hatschepsut-Obelisk.

Hütten, die wie Bienenkörbe aussahen und auf hohen Pfählen ruhten, so daß man auf Leitern zu ihnen emporklettern mußte.

Zuerst mußten die Ägypter nun beweisen, daß sie in friedlicher Absicht kamen. Sie boten Geschenke dar: Armbänder, Perlenschnüre, Dolche, Äxte und anderes, was die mißtrauischen Eingeborenen reizen konnte. Dann begann ein lebhafter Tauschhandel. Die ägyptischen Schiffe wurden mit Gold, Silber und Edelsteinen befrachtet, mit Ebenholz und anderen edlen Holzarten, mit Elefantenzähnen und Panther- und Leopardenhäuten. Das Merkwürdigste von der ganzen Fracht war aber doch das Harz für den Weihrauch, und um auch zu Hause Weihrauch herstellen zu können, führten die Ägypter 30 Myrrhenbäume mit, alle mit großen Erdklumpen an den Wurzeln. Die ließ Hatschepsut auf der Terrasse vor dem wunderbar schönen Felsentempel einpflanzen, den sie dem Gott Amon auf dem linken Nilufer gegenüber Theben hatte errichten lassen. Und an den Wänden des Tempels ließ sie den Bericht über die merkwürdige Fahrt nach Punt anbringen.

Die Fahrt als eine einfache Handelsunternehmung darzustellen, ging natürlich nicht an. Wie hätte Pharao, dem alle Länder ihre Gaben darbrachten, etwas von einem Barbarenvolke kaufen können! Deshalb wurde auch der Weihrauch, den die Ägypter sich hier erhandelten, zu einem „Tribut des Fürsten von Punt" an den Pharao gemacht, und die Bezahlung der Ägypter für die Waren aus Punt wurde ein Opfer für die Göttin Hathor genannt, die ägyptische Liebesgöttin und Herrscherin über Punt. Die Häuptlinge des Puntvolkes aber werden dargestellt, wie sie „ihre Untertänigkeit mit gebeugtem Kopf beweisen und den Boden vor der Königin küssen, die sie um Frieden bitten".

Der Felsentempel der Hatschepsut ist eine der edelsten Schöp-

fungen der ägyptischen Architektur. Ganz wundervoll ist die Wirkung dieser vornehm maßvollen Säulenreihe dicht vor der gewaltigen Bergwand.

Hatschepsut ließ auch in ihrer Hauptstadt die größten Obelisken aufstellen, die man bisher in Ägypten gesehen hatte. Einer von ihnen ist noch vorhanden, der von allen Reisenden bewundert wird. Er ist fast dreißig Meter hoch und wiegt ungefähr 350 Tonnen.

## Totmes III.

Nach dem Tode Totmes' II. hatte sich Hatschepsut wieder mit einem anderen Totmes verheiratet, der entweder der Sohn Totmes' I. war oder ein Sohn, den Totmes II. von einer anderen Frau als Hatschepsut hatte.

Totmes III.

Totmes III. ist die glänzendste Gestalt von allen ägyptischen Königen. In siebzehn Feldzügen gegen Syrien und mehreren Kriegszügen nach Nubien stellte dieser „Napoleon Ägyptens" die Herrschaft seines Reichs bis an den Euphrat im Norden und

den vierten Katarakt im Süden wieder her. Als er das letztemal in den Krieg zog, war er wahrscheinlich über siebzig Jahre alt.

Auf einem Felsen beim ersten Katarakt verkündet eine Inschrift, was Totmes bei der Nachricht von einem Aufstande in Nubien unternahm: „Als Pharao dies hörte, wurde er zum wütenden Panther und sagte: ‚Ich schwöre bei Ra (dem Sonnengotte), der mich liebt, und bei meinem Vater Amon, dem König der Götter, dem Herrscher über die beiden Länder Ober- und Unterägypten, daß ich im Lande der Aufständigen kein männliches Wesen am Leben lassen werde.' Darauf sandte er eine Menge Kriegsvolk nach Nubien, und seine Soldaten besiegten das wilde Volk vollkommen. Gemäß dem Befehl ihres Königs ließen sie kein männliches Wesen am Leben bis auf einen Sohn des elenden Landesfürsten, der gefangengenommen und mit einigen von seinen Dienern vor den König gebracht wurde."

Eine andere merkwürdige Inschrift ließ Totmes am Euphrat anbringen zum Zeichen dafür, daß die alten Grenzen Ägyptens nun wieder hergestellt waren. Und zwar geschah dies in der Nähe des Gedenksteines, auf dem Totmes I. den Bericht über seine Taten hatte einhauen lassen.

In diesen Gegenden belustigte sich Pharao nach wohlverrichteter Sache mit der Jagd auf Elefanten. In jener Zeit gab es nämlich noch gewaltige Elefantenherden im nördlichen Syrien. Totmes erlegte nicht weniger als 120 Stück. Einmal aber hätte der Pharao bald selber sein Leben eingebüßt. Eines der Tiere stürzte sich wütend auf ihn, und er wäre unfehlbar des Todes gewesen, wenn nicht sein bester Freund zu seiner Rettung herbeigeeilt wäre und mit seinem Schwerte dem Elefanten den Rüssel abgehauen hätte.

Zur See breitete Totmes seine Macht über das ganze östliche Mittelmeer aus bis zu den Ägäischen Inseln, und der König von Cypern wurde sein Vasall.

Ein Volk von Seefahrern wurden die Ägypter aber nicht. Zu einer solchen Entwicklung fehlten die notwendigsten Voraussetzungen: das Schiffsholz und die Seeleute. Die plumpen Nilboote konnten höchstens zu Fahrten an der Küste entlang verwendet werden, auf offener See waren sie nicht zu gebrauchen. Und zu Seeleuten machte die Ägypter ihr Mangel an Mut un-

brauchbar. Diese Eigenschaft trat nicht nur in ihrer unkriegerischen Haltung zutage, sondern auch in ihrer Angst, sich auf das Meer hinauszubegeben, auf „das große Grüne", in dessen unheimlich tiefem Abgrund die teuflische Weltschlange lauerte. Hier haben wir die Erklärung dafür, daß die Ägypter fast alle Seefahrt nach und von ihrem Lande fremden Schiffen überließen, besonders phönizischen.

Aus weitentlegenen Ländern strömten nun die verschiedensten Schätze nach Ägypten: Goldstaub in Säcken, goldene Ringe und

Gefangene Negerfrauen mit ihren Kindern.

Edelsteine, Elfenbein und Ebenholz, Weihrauch, kostbare phönizische Stoffe und feurige Pferde für den königlichen Marstall. Auch Negersklaven und syrische Kriegsgefangene wurden in großen Mengen nach Ägypten gebracht, wo sie dem Pharao dienen mußten. Die Künstler hielten gern ihre stolzen Gestalten in den Wandmalereien fest, mit denen die Beamten des Königs ihre Grabkammern schmücken ließen. So war endlich die weltbeherrschende Stellung Ägyptens besiegelt. Die Neger im Süden und die Asiaten im Norden lagen dem Pharao zu Füßen. Und in langen Inschriften, in triumphierenden Bildern und Hymnen wurden seine Siege verherrlicht.

Zum Andenken an seine lange Regierung errichtete Totmes III. viele Obelisken. Vier von diesen sind noch vorhanden, aber keiner steht mehr an seinem ursprünglichen Platze. Sie

sind nach allen Himmelsrichtungen verstreut. Einer von ihnen steht in Konstantinopel, wohin er von Kaiser Konstantin gebracht wurde. Ein zweiter wurde ungefähr zur selben Zeit nach Rom entführt und schmückt jetzt den Platz vor dem Lateran. Die beiden anderen wurden von Kaiser Augustus in Alexandria aufgestellt, wo die Araber sie später „Nadeln der Kleopatra" nannten, trotzdem sie nicht das geringste mit dieser schönen

Negersklaven. Grabrelief aus der Zeit der 18. Dynastie. Vor den Sklaven steht ein Aufseher, der den Befehl zum Prügeln eines schreienden Sklaven gibt. Ein Schreiber führt auf einer Papyrusrolle ein Verzeichnis der Sklavenkruppe.

Königin zu tun hatten. Einen von diesen Obelisken schenkte der ägyptische Herrscher Mohammed Ali der englischen Regierung, und dieser steht jetzt vom Steinkohlenrauch Londons geschwärzt an der Themse. Der andere landete in Neuyork. So verkünden nun diese vier gewaltigen Steinsäulen den Ruhm des Welteroberers Totmes III. in vier Hauptstädten der alten und der neuen Welt und erfüllen noch nach Jahrtausenden den Wunsch des Pharao, daß „sein Ruhm in alle Ewigkeit erhalten bleiben möge".

Im Jahre 1447 v. Chr. schloß der große Totmes III. seine Augen für immer. Seine Person steht uns klarer und lebendiger vor Augen als irgendein anderer König im alten Ägypten,

abgesehen von Echnaton. Wir erkennen in ihm einen unermüdlichen, energischen Herrscher, einen klugen Politiker und den ersten großen Feldherrn der Geschichte. Nie zuvor hatte der Gedankenflug eines einzigen Mannes über das Schicksal so vieler Menschen entschieden, noch nie ein Herrscher so meisterhaft seine friedlichen und militärischen Hilfsmittel für große Aufgaben zusammengefaßt. Das zeugt von einem Genie von der Art Alexanders und Napoleons. Totmes war der Schöpfer des ersten wirklichen Weltreichs. Durch ganze Geschlechter wurde sein Name mit Ehrerbietung und Furcht von den Völkern Asiens und Afrikas genannt. Bei seinem Namen pflegte man zu schwören, und noch Jahrhunderte nach dem Zerfall seines Weltreichs schrieb man seinen mächtigen Namen als magisches Schutzmittel auf Amulette. Bei der Schilderung seiner Taten erheben sich die Königshymnen zuweilen zu wirklich großartigen Bildern; z. B. wird der Pharao „ein Löwe" genannt, „siegreich, wann er kommt und geht, wann er brüllt und seinen Ruf ausstößt im Tal der Antilopen im Gebirge".

## Amenhotep II. und Amenhotep III.

Totmes III. war kaum gestorben, als auch schon ein Sturm losbrach. Die unterworfenen Stadtfürsten Syriens empörten sich gegen seinen Sohn und Nachfolger Amenhotep II. Aber der neue König ging mit der vom Vater ererbten Tatkraft gegen sie vor. Wie dieser führte er seine Soldaten persönlich an, beteiligte sich selber am Handgemenge und schlug den Feind in die Flucht, wie er auf einem Gedenkstein in Karnak berichtet. „Pharao war gleich einem wütenden Löwen" und nahm in einer Schlacht mit eigener Hand 18 Mann und 16 Pferde gefangen.

Amenhotep war aber auch ein mächtiger Krieger. In seinen Tempelinschriften rühmt er sich, „so kräftig zu sein, daß niemand seinen Bogen zu spannen vermag, weil er stärker ist als jeder andere König, der jemals gewesen ist". Der königliche Bogen bestätigt das auch; man hat ihn nämlich in seinem Grabe gefunden.

Sieben aufständige asiatische Fürsten wurden gefangen-

genommen, und Amenhotep kehrte als Triumphator in sein Land zurück. In eigener Person opferte er die „elenden" Empörer dem Amon. Eine von den Leichen schickte er in die Hauptstadt Nubiens und ließ sie auf der Stadtmauer aufhängen, um den schwarzen Untertanen des Pharao Furcht einzuflößen. Später scheint Amenhotep niemals wieder haben zu Felde ziehen müssen, um innere Unruhen zu unterdrücken.

Königin Teje, die Mutter Echnatons.

Sein Enkel und zweiter Nachfolger Amenhotep III. war kein Soldat. Er zog es vor, mit seiner Gemahlin Teje den Segen des Friedens und einer verfeinerten Kultur zu genießen. Das konnte er ohne Gefahr tun — so lange der Name des Pharao noch mächtig unter den Völkern war. Der Frieden war günstig für den Warenaustausch und die Kulturverbindungen mit den anderen Ländern. Das 15. Jahrhundert v. Chr. bildet den ersten Abschnitt in der Geschichte des Welthandels. Jetzt begegneten sich zum ersten Male die Kulturwelten des Nillandes und der Euphrat-Tigrisländer. Auf der anderen Seite erstreckte sich der Einfluß der ägyptischen Kultur nicht nur auf

die Inselwelt des östlichen Mittelmeeres, sondern auch auf das griechische Festland. Die ägyptische Architektur und das ägyptische Kunsthandwerk wirkten stark auf Kreta und Mykenä, und die vorgeschichtlichen kretischen Schriftzeichen verraten auch ägyptischen Einfluß. Aus allen Ländern der alten Welt strömten

Amenhotep III., Teil einer Kolossalstatue aus schwarzem Granit.

Reichtümer nach Ägypten, und der Luxus nahm unerhört zu. Theben wurde die gewaltigste Stadt des Altertums.

Aus dem immer lebhafter werdenden Handelsverkehr ergab sich von selbst, daß die Pharaonen aus ihrer vornehmen Zurückhaltung gegenüber anderen Herrschern heraustraten. Wir kennen den lebhaften diplomatischen Briefwechsel zwischen Amenhotep III. und seinem Sohn und Nachfolger Amenhotep IV. einerseits und den Königen von Babylon und Ninive und anderen asiatischen Fürsten andererseits. Es sind die berühmten

El Amarna-Briefe. Sie sind in babylonischer Sprache mit Keilschrift auf Tontafeln geschrieben und haben ihren Namen davon erhalten, daß sie in El Amarna in Mittelägypten entdeckt wurden. Dorthin, 30 Meilen südlich von Kairo, verlegte Amenhotep IV. seine Residenz. Dabei mag er einen Teil des Staatsarchivs seines Vaters mitgenommen haben.

Die Entdeckung wurde ganz unvermutet im Jahre 1888 gemacht. Eine Bäuerin fand damals, als sie einen uralten Kehrichthaufen nach Dungstoffen für ihren Acker durchwühlte, einige morsche Holzkisten voller Tontafeln. Das war ein kostbarer Fund; denn die Ägypter wußten, daß die Reisenden Antiquitäten teuer bezahlten, und um möglichst viel aus ihrem Funde herauszuholen, schlugen sie die größten Tafeln in kleine Stücke. Daß sie auf diese Weise den Schriftkundigen, die diese Urkunden entzifferten, ihre Arbeit sehr erschwerten, davon hatten sie ja keine Ahnung.

Glücklicherweise erhielt die ägyptische Regierung bald Nachricht von der Sache und griff ein. Der größte Teil des Fundes, im ganzen 350 Tafeln, wurde für die Museen in London, Kairo und Berlin gerettet.

Die diplomatischen Formen in diesen Briefen überbieten sich an Liebenswürdigkeit, und die Herrscher nennen sich untereinander „Brüder". Die nachbarliche Eintracht wurde dadurch befestigt, daß der Pharao mit anderen Fürstenhäusern eheliche Verbindungen anknüpfte. So erhielt Amenhotep III., allerdings erst nach sehr beharrlicher Werbung, die Schwester des Königs Dusratta am oberen Euphrat zur Gemahlin und später im Alter auch noch eine von Dusrattas Töchtern dazu. Vielweiberei war am ägyptischen Hofe üblich, besonders aus politischen Gründen; denn Ehen galten als eins der sichersten politischen Bänder zwischen den Staaten. In anderen Gesellschaftsklassen aber war Einehe die Regel. Nach seinem Tode wurde seine junge Witwe von seinem Stiefsohn Amenhotep IV. als Gemahlin übernommen.

Die Freundschaft zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn beruhte letzten Endes auf der Grundlage von Geschenken und Gegengeschenken, in Wirklichkeit also auf Tauschhandel. Wenn Geschenke von feurigen Pferden und schönen Wagen,

kostbaren Kleidern und Stoffen, von Silber, Edelsteinen und Schmuck aus den Euphratländern eintrafen, so erwartete man dort nicht weniger prächtige Gegengeschenke. Kamen diese nicht bald, so ließ es die Gegenseite an Mahnungen nicht fehlen und beteuerte, alle weiteren Geschenke würden so lange ausbleiben, bis der andere Teil die seinen dargebracht habe. Vor allem zeigten die asiatischen Herrscher eine besondere Sehnsucht nach dem Gold der ägyptischen Könige. Als Amenhotep um Dusrattas Tochter freite, bettelte daher der zukünftige Schwiegervater in jedem Briefe um Gold.

Als dann die Geschenke des Pharao kamen, freute sich Dusratta sehr, und er schrieb: „Diesen Tag und diese Nacht machte ich zu einem Freudenfest." Als er dann aber in Gegenwart seines ganzen Hofes die Gaben entsiegelte, da war es nicht Gold! Da weinten alle bitterlich. Natürlich konnte er dem Amenhotep nicht eher seine Tochter schicken, als bis der Pharao das Geschehene wieder gutmachte und durch reiche Geschenke „seinen Bruder vor seinen Untertanen verherrlichte".

Jetzt wurde denn auch die Tochter augenblicklich nach Theben geschickt, und der Pharao „freute sich in seinem Herzen, da er sie sah".

Als der alternde Amenhotep krank wurde, schickte ihm sein Schwiegervater nach einer Sitte, die uns auch in anderen ähnlichen Fällen wieder begegnet, eine Statue der assyrisch-babylonischen Göttin Astarte (Ischtar), der Göttin der Liebe und des Lebens, der großen Helferin in Not und Krankheit, und sprach dabei den Wunsch aus, sie möge den Schwiegersohn noch hunderttausend Jahre leben lassen. Amenhotep aber möge nicht vergessen, ihm die Göttin zurückzuschicken; denn, fügt der Schwiegervater zur größeren Sicherheit noch hinzu, „Astarte ist mein Gott, aber der Gott meines Bruders ist sie nicht".

Amenhotep III. hatte seinem Schwiegervater auch versprochen, ihm später zwei Statuen aus reinem Gold und einige andere Kostbarkeiten als Kaufpreis für seine Tochter zu schicken, und dem Gesandten hatte er selbst das Gold gezeigt, aus dem sie gegossen werden sollten. Als nun die Statuen gegossen waren, überzeugte sich der Gesandte mit eigenen Augen davon, daß sie ohne Fehler und vollötig waren.

Nun starb indessen Amenhotep III., bevor die Statuen abgeschickt werden konnten, und das benutzte man am Hofe von Theben, um die Kostbarkeiten zu behalten und dafür zwei vergoldete Holzstatuen zu schicken. Natürlich setzte nun ein scharfer Briefwechsel zwischen Dusratta und Amenhotep IV. wegen der Geschäftskniffe ein, mit denen Pharao versucht habe, „seinen Bruder zu beleidigen", wie es in der hochvornehmen Sprache jener Zeit hieß. Und der Streit um die vergoldeten Statuen wollte gar kein Ende nehmen. Zu einem Ergebnis führten aber die Klagen und energischen Winke Dusrattas nicht, wenigstens nicht, so lange wir den Briefwechsel verfolgen können, und die Stimmung zwischen den beiden Herrschern wurde immer kühler.

Die Tage des nördlichen Mesopotamischen Reichs waren übrigens gezählt. Dusratta fiel einer Empörung zum Opfer, und sein Reich geriet bald wieder unter die Herrschaft des Hethiterkönigs.

Man muß sich dieser geschäftlichen Verhandlung erinnern, um die überschwengliche Trauer des Schwiegervaters beim Tode Amenhoteps III. zu verstehen. „Als man mir sagte," schrieb er an Amenhotep IV., „daß mein Bruder Amenhotep gestorben sei, weinte ich den ganzen Tag. Tag und Nacht konnte ich nicht Speise und Trank zu mir nehmen und war betrübt, und ich sagte: ‚O wäre ich doch lieber gestorben und lebte mein geliebter Bruder noch!'"

Auch am babylonischen Hofe hatte Amenhotep III. gefreit und dort ein Ja erhalten unter der Bedingung, daß der babylonische König seinerseits eine ägyptische Prinzessin zur Gemahlin bekommen solle, sowie daß der Pharao sofort Gold schicken solle, „so viel als vorhanden war", beispielsweise als Morgengabe für die Prinzessin, damit der König den Palast, den er gerade baue, würdig ausschmücken könne. Der Pharao hatte aber „seinem Bruder" stolz geantwortet, „noch nie sei eine ägyptische Königstochter einem ausländischen Vasallen gegeben worden". Es ist nicht zu verwundern, daß die babylonische Majestät dadurch sehr verstimmt wurde und ihrer Verstimmung Ausdruck gab. Aber der Babylonier erklärte ganz naiv, er würde sich auch mit einer anderen schönen ägyptischen Frau zufrieden geben, wenn der Pharao nur versicherte, daß sie eine Königstochter

sei; denn dann werde niemand daran zweifeln. „Wenn du aber keine ägyptische Frau schickst und mir nicht sofort Gold sendest, so mußt du damit rechnen, daß du Bruderschaft und Freundschaft verlierst, und dann werde ich auch die Frau zurückhalten, die dir geschickt werden sollte." Das war deutlich. Der Pharao beeilte sich auch, „seinem Bruder" für den neuen Palast reiche Geschenke in Betten, Lehnstühlen und anderen Möbeln, die reich mit Gold und Silber überzogen waren, zu schicken und versprach noch viel mehr zu senden — „alles was wertvoll ist in deinen Augen", schrieb er, sobald die babylonische Prinzessin bei ihm eingetroffen sei.

Die Freundschaft mit den babylonischen Königen wurde indessen mehrmals auf harte Proben gestellt, wenn sie vom Pharao nicht so viel Gold erhielten wie sie haben wollten, oder wenn das Gold, das Pharao ihnen schenkte, im Schmelzofen nicht die Probe bestand und vielleicht nur ein Viertel von dem war, wofür es ausgegeben wurde. So etwas sei doch nicht schön, und der Pharao müsse selber einsehen, daß es in seinem eigenen Interesse liege, wenn er für reich an Gold angesehen werde; denn sonst würde den umwohnenden Fürsten wenig daran liegen, zu ihm emporzublicken.

Unter den Briefen der El Amarna-Sammlung befinden sich auch Schreiben von Amenhoteps Vasallen in Syrien. Sie benutzten jede Gelegenheit, um ihre Treue zu beteuern, und ihre Briefe fließen über von kriechenden Schmeicheleien für den Pharao, den sie „mein Gott", „das Antlitz meines Lebens" usw. nennen. Sie „werfen sich siebenmal vor seinen Füßen auf den Bauch und siebenmal auf ihren Rücken" und nennen sich selber „den Staub unter deinen Sandalen", „deinen Fußschemel", „deinen Stallknecht", ja sogar „deinen Hund".

Einer von Pharaos Vasallen in Palästina schreibt: „Selbst wenn Pharao meine Gemahlin begehrt hätte, wie hätte ich sie ihm verweigern können? Ja, selbst wenn Pharao mir geschrieben hätte: ‚Stoß einen bronzenen Dolch in dein Herz und stirb', dann würde ich gewiß den Befehl des Königs ausgeführt haben."

Ein ganz anderes Bild von solchen treu ergebenen Seelen erhält man aber bedauerlich oft, wenn man die Briefe liest, die andere Vasallen geschrieben haben. Da gehört es so ziemlich

zur Regel, daß der liebe „Bruder" als hinterlistiger Feind des Pharao abgemalt wird. Man kann also in den El Amarna-Briefen dieselbe Sache auf zwei ganz entgegengesetzte Arten dargestellt finden. Oftmals liegt die Wahrheit überwiegend auf der Seite des Anklägers, und die kriechenden Treuebeteuerungen der Gegenseite beweisen eine zur Meisterschaft entwickelte Heuchelei.

*

Amenhotep III. war ein gewaltiger Bauherr. Eines der prächtigsten ägyptischen Heiligtümer, der große Tempel in Luksor, ist sein Werk, und am linken Nilufer der Hauptstadt gegenüber ließ er sich einen weltberühmten Totentempel errichten, den er mit einer verschwenderischen Pracht ausstattete. Dieses herrliche Kunstwerk ist jedoch vom Erdboden verschwunden, ebenso wie alle anderen schönen Tempelbauten und stolzen Königspaläste, die einstmals fast die ganze Ebene vor Theben zwischen dem Nil und den Abhängen der libyschen Berge bedeckten. Der große Totentempel Amenhoteps wurde nach eineinhalb Jahrhunderten von einem anderen Pharao niedergerissen, der das Baumaterial für seinen eigenen Totentempel benutzte. Unter den Ruinen dieses Tempels hat der große englische Archäolog Flinders Petrie einen Gedenkstein gefunden, der ursprünglich zum Tempel Amenhoteps III. gehört hat. Der Stein berichtet, wie herrlich dieses gewaltige Bauwerk war, „dessengleichen es von Anfang an nicht gegeben hat". „Es ist," heißt es da, „aus Sandstein gebaut, und überall ist Gold eingelegt. Der Boden ist mit Silber belegt und alle Portale mit Elektron (eine Mischung von Gold und Silber)." Der Gedenkstein berichtet auch, daß es im Tempel eine Menge Königsstatuen gab, von denen in unseren Tagen noch etwa zwanzig gefunden worden sind.

Eine Vorstellung davon, wie schön und kostbar ein solcher Riesenbau eingerichtet war, erhält man durch die zahlreichen Erzeugnisse ägyptischen Kunsthandwerks, die in den Museen aufbewahrt werden, wunderbar schön gearbeitete goldene und silberne Schüsseln, Kristallschalen und Fayencestücke. Die ägyptische Fayence ist eine hauptsächlich aus Kieselsand bestehende und mit einer undurchsichtigen kupferhaltigen Glasur überzogene Masse, die man mit Vorliebe malachitgrün oder dunkelazurblau färbte.

Das einzige, was von dem berühmten Totentempel Amenhoteps III. noch vorhanden ist, sind die beiden stark verwitterten Kolossalstatuen des Königs, die sogenannten Memnonsäulen, die einst den Eingang zum Tempel bewachten. Diese Kolosse sind so gewaltig, daß ein gewöhnlicher Sterblicher gut in einer

Die Memnon-Säulen.

ihrer Hände Platz finden könnte. Wieviel Arbeit mag es gekostet haben, solche Riesen aus einem einzigen Steinblock herauszuhauen und sie dann vom Steinbruch aus den 150 km langen Weg zu befördern! Die Kolosse waren ursprünglich 21 m hoch, ihre Füße sind über 3 m lang, und ein Zeigefinger mißt ungefähr 1½ m.

Ihren jetzigen Namen haben die Statuen von den Griechen erhalten, die mit der einen Säule die schöne Sage von Memnon

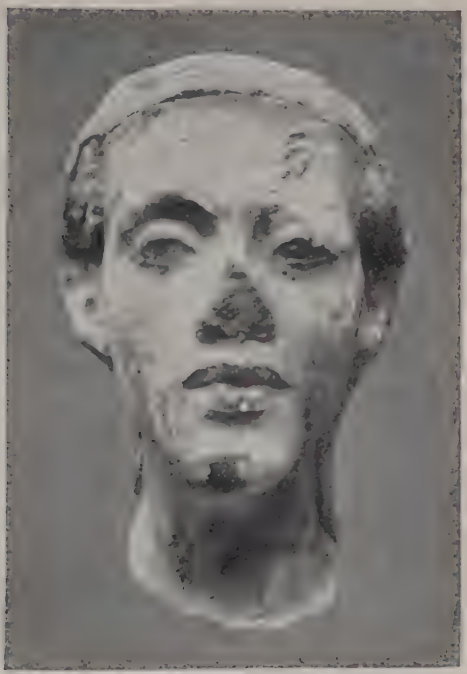
verknüpften, der vor Troja den Heldentod fand und seither jeden Morgen seine Mutter Eos (die Morgenröte) mit einem zarten, fast flüsternden Klagelaut begrüßt. Die Sage ist dadurch entstanden, daß man, wenn die ersten Sonnenstrahlen am Morgen die Säule trafen, einen leiseklagenden Ton vernommen haben will. Ihre Erklärung findet diese eigentümliche akustische Erscheinung wahrscheinlich darin, daß der Laut in einem Spalt des Gesteins entstand, als er noch so haarfein war, daß die Wände sich berührten, sobald sich der Stein infolge der Wärme der Wüstensonne ausdehnte. Mehrere Jahrhunderte lang waren die Memnonsäulen das Ziel staunender Reisender. Noch heute kann man an den Füßen der Statuen Inschriften römischer Wanderer lesen, die entzückt bezeugen, daß sie die Kolosse den Sonnenaufgang haben lobpreisen hören. Als aber der römische Kaiser Septimius Severus in bester Absicht die „singende Memnonsäule" ausbessern ließ, hörte das Klagen auf.

Die sechsunddreißigjährige Regierung Amenhoteps III., die im Jahre 1375 v. Chr. zu Ende ging, war mehr friedlicher als kriegerischer Natur und wird zu den glücklichsten Perioden der ägyptischen Geschichte gerechnet, wenn auch am Ende manches darauf hinwies, daß die Großmachtstellung Ägyptens ihren Höhepunkt überschritten hatte. Diese Anzeichen sollten jedoch erst unter seinem Nachfolger offenbar werden.

## Der Ketzerkönig Echnaton,
## „die erste Persönlichkeit in der Geschichte"

Eine eigentümlich revolutionäre Gestalt in der Reihe der konservativen Herrscher des erzkonservativen ägyptischen Volkes ist Amenhotep IV., eine der eigentümlichsten und rätselhaftesten Persönlichkeiten, die jemals auf dem Throne gesessen haben, eine empfindsame, schwärmerische Natur, innig und glücklich in seinem Familienleben. Er neigte mehr zur Philosophie und Theologie als zu Eroberungen und Staatsgeschäften. Seine Lebensaufgabe sah er darin, mit der ägyptischen Vielgötterei ein Ende zu machen. Die Vielgötterei, der Polytheismus, war hier im Grunde ein Überbleibsel aus der vorgeschichtlichen Zeit, als Ägypten noch aus einer Menge kleiner Reiche bestand. Jedes von diesen

hatte seinen Schutzgott, der gewöhnlich in der Gestalt eines Tieres verehrt und dargestellt wurde. Frühzeitig begannen aber die Ägypter, auch der Sonne göttliche Verehrung zu widmen, und allmählich wurden alle bedeutenden Lokalgötter dem



Kopf Echnatons, Gipsbüste.

Sonnengotte Ra gleichgestellt. Die folgerichtige Fortsetzung dieser Entwicklung wäre die gewesen, daß die vielen Lokalgötter zu einem einzigen Gotte verschmolzen wurden. Aber dem standen die Priester im Wege. Jeder Gott hatte ja seine reichen Tempel und seine Priesterschaft, die in Ansehen und Wohlstand lebte. Und je mächtiger sie war, um so mehr war sie allem abgeneigt, was sie ihrer bevorzugten Sonderstellung hätte berauben können.

Die mächtigste Priesterschaft befand sich in Theben. Als diese Stadt die Residenz der Pharaonen wurde, war auch ihr Schutzgott Amon der mächtigste von allen Göttern Ägyptens geworden. Er wurde nicht nur dem Sonnengotte gleichgestellt, sondern verschmolz allmählich mit ihm zu einer Gottheit Amon-Ra. Nun wollte aber Amenhotep IV. die Vielgötterei nicht dadurch aufheben, daß er den Amon-Ra zum einzigen Gott machte. Im Gegenteil war eine der Triebkräfte für seine monotheistischen Bestrebungen — nach der Ansicht mancher Gelehrter vielleicht die stärkste — die Absicht, die thebanische Priesterschaft zu demütigen, da sie der Reichseinheit gefährlich wurde, und die Macht des Königs dadurch zu stärken, daß der Tempelbesitz für die Krone eingezogen wurde.

Der Gott, zu dessen Verehrung Amenhotep IV. das ganze ägyptische Volk vereinen wollte, wurde versinnbildlicht durch die Sonne, „den großen Aton", die Quelle alles Lebens. Zur Ehre Atons änderte er seinen Namen Amen-hotep, der bedeutet „Amon ist zufrieden", in Ech-n-Aton, „der Aton gefällt".

Wenn nun der junge Reformator auf alle die gewaltigen Tempel und Denkmäler in Theben blickte, die sein Vater und seine Vorfahren dem Amon errichtet hatten, fühlte er sich „traurig zumute", und er beschloß, dem Aton eine neue Stadt zu bauen, die auch die königliche Residenz werden sollte. Dazu hatte er einen Platz 200 km nördlich von Theben ausersehen, der jetzt unter dem Namen El Amarna bekannt ist. Hier ließ er dem Sonnengott einen Tempel und sich selber einen Palast bauen und stattete beide mit verschwenderischer Pracht aus. Die neue Stadt nannte er die „Horizontstadt" oder die Wohnung Atons.

Echnaton verehrte seinen Gott nicht auf dieselbe Weise wie die Priester des Amon, die ihre Opfer im dunklen Allerheiligsten des Tempels verrichteten. Er opferte auf einem Altar unter freiem Himmel, unter der Sonne, dem Sinnbild seines Gottes. Auch ließ er nie ein Bild des Gottes machen, den er verehrte. Nie zuvor hatten sich die Menschen ihren Gott anders als in Gestalt eines Menschen oder eines Tieres vorgestellt. Als die Juden einige Jahrhunderte später zum Monotheismus kamen, dachten sie sich ihren Gott in der Abendkühle in seinem Lustgarten

wandelnd, ausgestattet mit menschlichem Gesicht und menschlichen Gliedern. Er hatte ja die Menschen „nach seinem Bilde" geschaffen. Echnatons Gott war die Güte selber, „der liebevolle Vater dessen, was er geschaffen hatte". Seine Liebe erstreckte sich auf das geringste kleine Geschöpf; er hatte sogar ein Ohr für „das Küchlein, wenn es im Ei piepst". Man hört nichts davon, daß Aton sich wie Jahve hätte erzürnen und im Donner des Gewitters reden können. Aton war der sanfte Gott des Friedens. Echnaton predigte zum ersten Male in der Weltgeschichte Menschlichkeit gegen andere Völker, und er predigte sie auf dem Throne.

In El Amarna hat man in einem Grabe eine Tempelhymne zur Ehre Atons gefunden, die zum Feierlichsten gehört, was die ganze antike Literatur hervorgebracht hat. Alles deutet darauf hin, daß sie von Echnaton selber gedichtet worden ist. Wir wollen hier einige Zeilen daraus anführen:

Du erscheinest schön am Horizonte des Himmels, du lebende Sonne, die zuerst lebte.
Du gehest auf am östlichen Horizont und füllest jedes Land mit deiner Schönheit.
Du bist schön und groß und funkelst und bist hoch über jedem Lande.
Deine Strahlen umarmen die Länder, die du alle geschaffen hast.
Gehst du unter am westlichen Horizont, so liegt die Erde im Dunkel, als wäre sie tot.
Jeder Löwe kommt aus seiner Höhle heraus, und alle Würmer, die beißen,
Das Dunkel regiert, die Erde schweigt; denn der sie geschaffen hat, ruht in seinem Horizont.
Wenn es tagt und du aufgehst am Horizont und leuchtest als Sonne am Tage,
Dann vertreibst du das Dunkel und schenkst deine Strahlen.
Alles Vieh ist zufrieden mit seinem Kraute, die Bäume und Kräuter grünen,
Die Vögel fliegen aus ihren Nestern und erheben ihre Flügel, um dich zu ehren.
Alles Wild springt auf den Füßen, alles, was fliegt und was flattert, das lebt, wenn du für sie aufgehst.
Die Schiffe fahren hinauf und hinunter, und jeder Weg ist offen, weil du aufgehst.

Die Fische im Strome springen vor deinem Antlitz, denn deine Strahlen
dringen ins Wasser hinab.
Wie mannigfaltig sind deine Werke! Sie sind vor uns verborgen, du
einziger Gott, dem keiner gleichkommt.
Du hast die Erde nach deinem Wunsche geschaffen, du allein, mit
Menschen, Herden und allem Wild,
Alles, was auf Erden ist und auf Füßen geht, und alles, was oben
schwebt und mit seinen Flügeln fliegt,
Die Länder von Syrien und Nubien und das Land Ägypten.
Du stellst jeden an seinen Platz und gibst ihm, was er braucht.
Ein jeder hat seine Nahrung, und seine Tage sind gezählt.
Die Zungen der Völker sprechen mancherlei Sprache, und ihre Ge-
stalten und Farben sind verschieden, denn du unterscheidest die
Menschen.
Du schufst den Nil in der Unterwelt[1] und führst ihn wohin du willst,
um die Menschen zu ernähren, wie du sie gemacht hast.
Du hast den Nil auch an den Himmel gesetzt, daß er zu den Menschen
herabsteige
Und Wellen schlage auf den Bergen wie ein Meer, um ihre Äcker in
ihren Ortschaften zu benetzen.
Wie weise hast du alles geordnet, du Herr der Ewigkeit!

Vergleicht man diesen Lobgesang mit den älteren ägyptischen Hymnen auf Osiris und andere Götter, so erkennt man den himmelweiten Unterschied. Diese Gesänge bestehen fast ausschließlich aus eintönigen Aufzählungen der zahllosen Namen und Beinamen des Gottes und seiner vielen Heiligtümer, und das alles ist mit einer Masse mythischen Krimskrams ausstaffiert.

Unvergleichlich viel höher stehen dagegen die Hymnen zu Ehren des Sonnengottes Ra, die teilweise bis in die Zeit des Alten Reichs zurückgehen. Der Hymnus auf Aton wurzelt augenscheinlich in den uralten Schilderungen, wie alle lebenden Wesen bei Sonnenaufgang jubeln, besonders die heiligen Tiere des Sonnengottes, die Paviane, die mit erhobenen Händen die aufgehende Sonne begrüßen. Das ist in vielen Gräbern des Neuen Reichs bildlich dargestellt. Wie diese frommen, klugen Tiere soll auch der Mensch zur aufgehenden Sonne sagen: „Wir beten dich an, o Ra, bei deinem Aufgange und bei deinem Untergange.

[1] Die Ägypter glaubten, daß der Nil in der Unterwelt entspränge.

Du gehst auf und strahlst, gekrönt wie der König der Götter. Du bist der Herr des Himmels und der Erde. Du bist der, der den Nil geschaffen, der das Wasser machte und allem Leben

Echnaton ehrt mit seiner Familie den Sonne. Die Strahlen gehen in segnende Hände aus.

gab, was darin ist, der die Berge aufbaute und Menschen und Viehherden entstehen ließ."

In einem anderen Hymnus wird Ra mit einem schönen Jüngling verglichen: „Wenn er aufsteht, bekommen die Menschen neues Leben, und die Götter grüßen ihn mit Jubel. Die Paviane beten ihn an, und alle wilden Tiere preisen ihn." Der Gott wird

mit folgenden Worten angerufen: „Die in deinem Boote sind[1], jubeln über dich, und deine Matrosen freuen sich. Und dein Herz, o du Herr der Götter, freut sich über die, die du geschaffen; denn sie bezeugen dir ihre Ehrfurcht. Die Himmelsgöttin glänzt wie Azur neben dir, und der Gott des Himmelflusses tanzt vor dir mit seinen Strahlen. Leuchte auch mir, daß ich dich in deiner Schönheit schauen kann."

Und als Amon in der ägyptischen Religion mit dem Sonnengotte zusammenfloß und zu Amon-Ra wurde, besang man ihn in einem Hymnus folgendermaßen:

Der das Kraut für die Herden schuf
Und den Fruchtbaum für die Menschen,
Der macht, davon die Fische im Strom leben
Und die Vögel, die den Himmel bewohnen,
Der dem Küchlein im Ei Luft gibt
Und den Sohn des Würmchens ernährt,
Der macht, wovon die Mücken leben
Und auch die Würmer und die Flöhe,
Der macht, was die Mäuse in ihren Löchern brauchen,
Und die Vögel ernährt auf allen Bäumen.

Aber trotz solcher Übereinstimmung zwischen den Hymnen an Ra und dem Hymnus auf Aton klafft doch zwischen ihnen eine tiefe Kluft. Denn auch in den Ra-Hymnen dringen die mythologischen Anspielungen immer in die Lobpreisung des Gottes ein, während der Aton-Hymnus völlig frei ist von allem mythischen Ballast. Hier herrscht gesunde Naturfreude, und vor allem macht der Verfasser des Hymnus Ernst mit dem Begriffe des einen Gottes, während Ra ja andere Götter neben und unter sich hat.

Näher verwandt ist der Aton-Hymnus mit den Psalmen. Ein Vergleich erweist denn auch mehrere, teilweise überraschende Übereinstimmungen mit dem 104. Psalm Davids.

Wer den Höchsten mit so begeisterten Worten schildern kann wie in den Aton-Hymnen, der ist gewiß eine gottbegnadete Prophetennatur. Wie aber ist ihm diese Eingebung in einem Zeit-

[1] Hier begegnen wir der Vorstellung, daß der Sonnengott in einem Boote über das Himmelsgewölbe fährt.

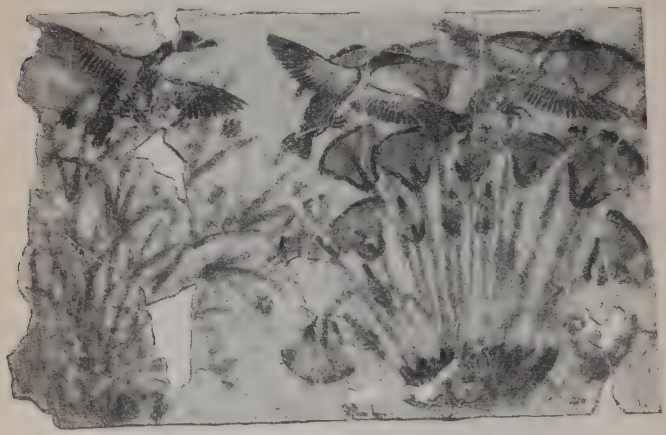
alter gekommen, in dem die Menschheit noch im Dunkel des Aberglaubens und der Abgötterei lebte? Mit dieser Frage haben wir uns auf ein Gebiet begeben, wo unser Verstand keine Antwort findet und das Mystische, Unerforschliche beginnt. Denn

Nefretete, Echnatons Gemahlin.
Im Berliner Museum.

Echnaton kannte, wie alle Prophetennaturen, als Richtschnur nur seine eigenen inneren Erlebnisse.

„O Herr, wie mannigfaltig sind nicht deine Werke," rief der junge Sonnenanbeter immer von neuem, und wie der hebräische Psalmist singt: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln", so rief Echnaton aus der Fülle seines Herzens: „Für den, der dich im Herzen hat, gibt es keine Armut."

Echnaton fand auch Jünger für seinen neuen Glauben. In den Gräbern von El Amarna befinden sich mehrere Inschriften, die davon berichten, wie sich der König mit seinen Freunden über religiöse Dinge unterhielt. „Schon am frühen Morgen unterrichtete er mich," erzählen viele seiner Großen. Bei der Wahl seiner Umgebung zeigte sich diese revolutionäre Natur sehr vorurteilsfrei. Er kümmerte sich wenig um hohe Geburt und suchte sich viele seiner Freunde aus dem Bauernstande. Man



Fußbodenmalerei in Echnatons Palast in El Amarna.

sagte von ihm, „er mache die Geringen zu Fürsten". Die Hauptsache war für ihn, daß sie sich der „Lehre" zuwandten. Er zeichnete besonders die Beamten aus, „die der Lehre gelauscht hatten".

Über die inneren Beweggründe der Bekehrung macht man sich freilich seine eigenen Gedanken, wenn man auf den Wandbildern der Gräber bemerkt, wie oft die Anhänger der neuen Lehre da vor Echnaton stehen und reiche Geschenke an goldenen Halsketten, Ringen und anderem goldenen Schmuck erhalten. In einem Grabe liest man: „Mein Herr hat mir hohe Ehrenstellen gegeben, weil ich seiner Lehre im Leben gefolgt bin, und ich höre seine Worte ohne Unterlaß." Die Bekehrten werden nicht müde zu beteuern, wie aufrichtig gläubig sie sind und wie sie die Lüge verabscheuen.

*

Derselbe König, der als religiöser Reformator auftrat, wollte auch die Kunst aus den Fesseln uralter Sitte und Überlieferung erlösen.

Die ägyptische Kunst trug in ihrer steinernen Unbeweglichkeit immer das Gepräge ihres Ursprungs. Sie war ja von Anfang an eine Grab- und Tempelkunst; daher ihre feierliche, steife Haltung. Aufgabe der Künstler war es vor allem, die Ruhestätte des Toten mit Bildern zu schmücken, die um ihn herum eine neue Welt schaffen sollten.

Echnaton auf dem Wagen zusammen mit Frau und Tochter.

Was halfen aber alle diese Bilder, wenn die Entschlafenen nicht vor frechen Grabschändern sicher waren! Gegen diese gab es anscheinend keinen Schutz. Ihr Treiben war es in erster Linie, was den Gedanken hervorrief, dem toten Körper einen Stellvertreter zu geben. In Gräbern und Totentempeln wurden immer eine oder mehrere Statuen des Toten aufgestellt, die durch magische Zeremonien von den Priestern feierlich mit Leben begabt und in Zufluchtsorte für die Seele verwandelt wurden. Die ägyptische Skulptur ist also ursprünglich nicht aus einer ästhetischen Schaffensfreude heraus entstanden, sondern aus religiösen Antrieben.

Daneben bestand aber eine freiere Kunstrichtung, die schon zur Zeit des Alten Reichs so hervorragend wirklichkeitsgetreue Statuen hervorbrachte wie die des „Dorfschulzen" und des

„Schreibers". Diese freiere Kunstrichtung genoß aber nicht das Ansehen der strengen, vornehmen Kunst, bis König Echnaton sie unter seinen königlichen Schutz nahm.

In El Amarna hat man vor einiger Zeit Reste vom Palast Echnatons ausgegraben, und vor der alten „Horizontstadt" hat man Ruinen eines königlichen Lustschlosses mit Gärten und

Echnaton mit Frau und Kindern.

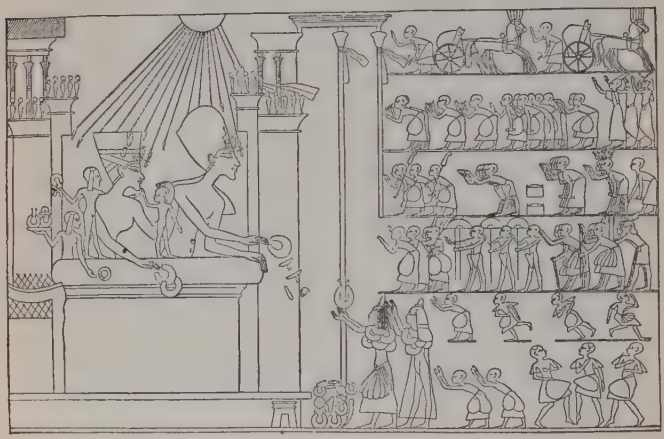
künstlichen Seen gefunden, in denen die Wurzeln von Lotosblumen und Lilien davon erzählen, wie schön es dort einmal gewesen ist. Vom Palast selber hat man Teile des Bodenbelags gefunden, der mit ganz eigenartigen Malereien geschmückt ist. Mit einer Sicherheit, die an japanische Meister erinnert, gibt der Künstler wieder, wie das kleine Kalb den Körper spielerisch wirft, wenn es ausgelassen über ein Feld voller roter Blumen tanzt, wie die Vögel mit den Flügeln schlagen, wenn sie aufsteigen, und flattern, wenn sie sich wieder niederlassen. Auch die Pflanzen wirken lebendig, und die Blumen neigen ihre Stengel mit der wunderbaren Anmut des Lebens.

So hat der Geist des neuen Pharao seinen umwälzenden Einfluß auch auf die Kunst ausgeübt, sie von den hemmenden Banden der Überlieferung befreit und ihr Flügel verliehen. Derselben lebendigen, wirklichkeitstreuen Kunstrichtung begegnen wir in den Gräbern der Hofleute und Beamten bei El Amarna. Alle Bilder gelten hier der Verherrlichung des neuen Sonnengottes

Echnatons kleine Töchter sitzen zusammen und spielen.

und der königlichen Familie, und zwar auf eine ganz neue Art. Früher pflegte man den König als einen Halbgott darzustellen, wie er den Göttern opferte oder seine Feinde vernichtete oder in unerschütterlicher Würde auf seinem Throne saß. Man hatte den Eindruck, als hätte nie ein Lächeln die königlichen Lippen gekräuselt, deren einzige Aufgabe war, Befehle zu erteilen. Damit soll nicht gesagt sein, daß die unerschütterliche Ruhe dieser ägyptischen Kolossalstatuen, die strenge Einfachheit ihrer Haltung keinen Stil habe. Sie stehen ja im Einklang mit den ruhigen, majestätischen Linien der Bauwerke, zu denen sie gehören, und haben ihren besonderen Stimmungswert.

Aber die El Amarna-Kunst steht unserer Zeit unvergleichlich viel näher, weil hier das Reinmenschliche des Pharao betont wird. Wenn er abgebildet wird, wie er in seinem Wagen steht und seine feurigen Rosse lenkt, so stehen neben ihm seine Frau und seine kleine Tochter. Der Kleinen ist erlaubt, den Pfeilköcher des Vaters zu halten, und die Königin läßt sich von der Öffentlichkeit nicht abschrecken, ihrer Liebe durch einen Kuß Ausdruck zu geben. Beständig hat Echnaton Frau und Kinder um sich, und



Die königliche Familie beschenkt den obersten Priester.

gern läßt er uns in sein glückliches Familienleben hineinblicken. In einem Zimmer, dessen Decke schlanke Säulen in Papyrusform tragen, spielen der König und seine Gemahlin mit ihren kleinen Mädchen. Echnaton hält selber die älteste Prinzessin auf dem Arme und küßt sie. Das andere kleine Mädchen sitzt plaudernd auf den Knien der Mutter, während das Jüngste mit dem Hängeschmuck an der Krone der Königin spielt. Niemals hat man früher oder später in dieser Weise den Schleier zu lüften gewagt, der das Privatleben des Pharao verhüllte. Ein anderes Grabbild aus El Amarna zeigt uns den König und die Königin zu Tische sitzend. Der König ißt eine gebratene Taube, die er in

der Hand hält, und die Königin trinkt aus einer schön geformten Tasse. Auf einem dritten Bilde sehen wir den König und die Königin, wie sie aus goldenen Gefäßen trinken, während die kleinen Prinzessinnen eifrig aus den Obstschalen auf dem blumengeschmückten Tische zulangen. Die eine steht auf der Fußbank der Mutter und hält diese an der Hand, während sie eine Pflaume in den Mund steckt. Oder wir sehen die Königin, wie sie ihrem Gemahl einen Strauß duftender Blumen zum Riechen unter die Nase hält. Ja, wir sehen sie auf den Knien ihres Mannes sitzen und sich liebevoll an ihn schmiegen. Auf einem anderen Bild haben sich die kleinen Kinder auf einem Kissen zu Füßen der Mutter niedergelassen und liebkosen sich in der ganzen Unschuld ihres Alters. Eine kleine anmutige Statuette stellt den König dar, wie er eines seiner kleinen Mädchen auf den Knien schaukelt und küßt. Sogar wenn der König, die Reichsinsignien in der Hand, in goldschimmernder Sänfte die Tribute Syriens, Äthiopiens und anderer unterworfener Länder feierlich entgegennimmt, gestattet die Würde einen solchen Zug von Intimität, daß die Königin vor aller Augen voller Liebe dem König den Arm um den Leib legt. Und wenn sie dann ihren Platz auf einem doppelten Throne eingenommen haben, hat wiederum die Königin ihren rechten Arm um den Leib des Gatten gelegt, während ihre linke Hand die seine drückt. Die kleinen Prinzessinnen aber stehen um den Thron herum: eine hält eine junge Gazelle in den Armen, und eine andere streichelt ihr den Kopf. Auch wenn der König in seinem Palast feierlich an treue Beamte Gunstbeweise in der Form von kostbaren Halsketten verteilt, kann sich der Künstler nicht versagen, einen erheiternden Zug ungekünstelter Freude in die Feierlichkeit hineinzutragen; die kleinen Prinzessinnen geben ihrem kindlichen Entzücken lebhaften Ausdruck, und die Diener machen vor Freude hohe Luftsprünge. Liebe zum Familienleben und die Verehrung der Sonne kommen überall in den Schöpfungen der neuen Kunst zum Vorschein und geben ihr ein Gepräge von Innigkeit und Verfeinerung.

Der realistische Zug dieser neuen Kunstrichtung zeigt sich auch in der Art, wie der König selber dargestellt wird. Die Künstler geben seine Erscheinung genau so wieder, wie sie sie sehen, ohne die Idealisierung, die früher zum guten Ton gehörte.

Niemals ist ein ägyptischer König so rücksichtslos porträtähnlich dargestellt worden. Ja, es macht sogar zuweilen den Eindruck, als habe man absichtlich übertrieben bei der Zeichnung seines schlanken, langen Halses, des langen Kinnes und der schmächtigen Gestalt mit den dünnen Waden und den um so dickeren Schenkeln. Und der Pharao selber hatte nichts dagegen, daß die Königswürde so rücksichtslos behandelt wurde, wie es früher nur für „gewöhnliche Menschen" erlaubt war. Hier ist in der Kunst eine ähnliche demokratische Umwälzung vor sich gegangen wie auf dem sozialen Gebiete. Nicht wie ein idealisierter unpersönlicher Halbgott, sondern als ein Mensch in seiner Eigenart steht hier der „Sohn des Sonnengottes" vor uns. Eine neue Kunstart hat sich unter dem Einfluß des neuen Religionsstifters entwickelt.

*

Die starken geistigen Neigungen Echnatons waren jedoch nicht ausschließlich glückbringend, weder für ihn noch für sein Volk. Wer ein Land und Reich in unruhigen Zeiten lenken soll, der muß auch über eine zähe, nach außen gerichtete Kraft verfügen, über eine weit größere, als dieser verfeinerte Sproß eines aussterbenden königlichen Stammes besaß. Echnatons Neigungen waren, wenn auch nicht ganz, so doch in überwiegendem Maße auf die Innenwelt der Religion und Ästhetik gerichtet. Inwieweit Politik mit seinem reformatorischen Eifer verquickt war, kann man heute, wie schon angedeutet, unmöglich mit Sicherheit beurteilen. Sicher ist nur, daß er die alten Lokalgötter wie Osiris und Hathor, vor allem aber Amon, mit wahrem Haß verfolgte. Den Namen des Amon und seine Bilder versuchte Echnaton überall von den Tempelmauern, den Statuetten und anderen kleinen Gegenständen zu entfernen. Ja, bis in die Grabkammern drangen seine Leute ein, um dort auf Befehl des Königs an dem verhaßten Amon Rache zu nehmen. Bis nach Nubien erstreckte sich die Verfolgung der Amoninschriften in den Tempeln. Damit aber zog sich Echnaton die tödliche Feindschaft der mächtigen Amonpriesterschaft zu. Und als nun obendrein mächtige äußere Feinde gegen die ägyptischen Vasallenstaaten anstürmten, da waren die reformatorischen Bestrebungen des „Ketzerkönigs" dazu verurteilt, im Sande zu verlaufen.

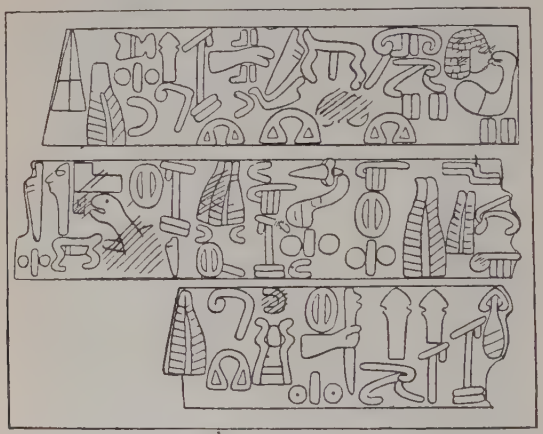
Über seinen religiösen und künstlerischen Zielen vernachlässigte

Echnaton nämlich die Außenpolitik, und das war um so gefährlicher, als in Kleinasien das mächtige Reich der Hethiter entstanden war. Dieses merkwürdige Volk ist eins der großen ethnographischen Rätsel der Weltgeschichte. Semiten waren sie nicht, auch nicht Indogermanen, wahrscheinlich aber ein Misch-

Totmes III. betet ein Bild Amons an, das Echnaton später hat weghauen lassen. Einige Reste der Kopfbedeckung und des Stabes verraten, daß hier der große Gott Amon abgebildet war. Im Nationalmuseum in Stockholm.

volk, dessen Sprache wohl zu den indogermanischen gerechnet werden muß. Erst in der allerletzten Zeit ist es gelungen, diese Sprache, aber nur in ihren Hauptzügen, zu deuten, und zwar dank einer Menge mit Inschriften versehener Tontafeln, die man in den Jahren 1906 bis 1907 in der alten Hauptstadt der Hethiter, dem heutigen Boghasköi, inmitten des schwer zu-

gänglichen Gebirgslandes Kleinasiens, ausgegraben hat. In Boghasköi fand man unter anderem das hethitische Reichsarchiv. Glücklicherweise waren die Urkunden hier in babylonischer Keilschrift geschrieben. Sonst hätte man bis auf den heutigen Tag nicht gewußt, was sie enthalten, da die eigenen Schriftzeichen der Hethiter, eine Art Hieroglyphen, noch allen Deutungsversuchen spotten und uns auf diese Weise die Möglichkeit nehmen, das reiche Material zur Aufklärung der hethitischen Kulturge-

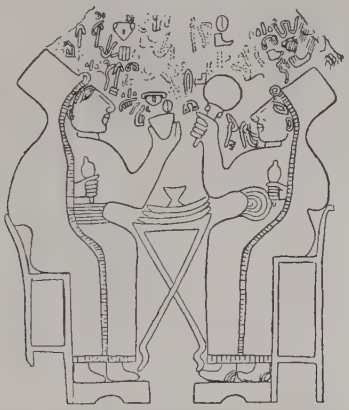


Hethitische Hieroglyphenschrift. Die Zeichen erinnern an die eigentümliche kretische Bilderschrift. Ob ein Zusammenhang zwischen den beiden besteht, wird sich erst feststellen lassen, wenn es einmal gelingen sollte, die Zeichen zu deuten.

schichte völlig auszunutzen. Über ein halbes Jahrhundert lang haben sich scharfsinnige Gelehrte vergebens bemüht, diese Schriftzeichen zu deuten. Das Unglück ist, daß man zu den hethitischen Texten keine Parallelteyte in einer bekannten Sprache gefunden hat, die eine Deutung ermöglichen könnten.

Die Hethiter waren im Kriege sehr gefürchtet, besonders wegen ihrer rasch vordringenden Streitwagen. Schon im 20. Jahrhundert v. Chr. hatten sie in Babylonien Angst und Schrecken verbreitet. Jetzt bedrohten sie auch die ägyptische Großmacht. Das war der furchtbarste Feind, den Ägypten je gehabt hatte;

denn das Hethitervolk verfügte über die stärkste Kriegsmacht von ganz Kleinasien und hatte eiserne Waffen, während die Ägypter noch Bronzewaffen hatten. Aus den El Amarnabriefen ergibt sich, daß eiserne Dolche und Ringe oft unter den Geschenken Dusrattas an Amenhotep III. waren. Das beweist, wie hoch man zu dieser Zeit in Ägypten das Eisen schätzte. Als später Ramses II. und der Hethiterkönig sich anfreundeten, war Eisen eine der kostbarsten Waren, um die der Pharao seinen „Bruder"

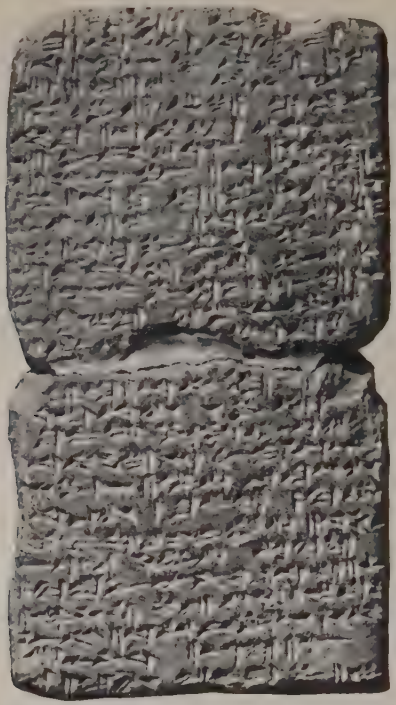


Hethitischer Grabstein aus Syrien. Zwei Frauen sitzen beim Schmause, die eine führt den Becher zum Munde, die andere hält einen Metallspiegel. In der anderen Hand halten beide einen Granatapfel. Über den Köpfen stehen Namen und Titel der Toten. Die Sitte, auf Grabsteinen die Abgeschiedenen als Teilnehmer an einem Gastmahl darzustellen, ist aus Kleinasien und Ägypten in sehr früher Zeit zu den Griechen gekommen und von diesen zu den Etruskern.

bat. Die Hethiter stürzten sich im nördlichen Syrien auf einen Vasallen des ägyptischen Königs nach dem anderen, und während sie dort die Besitzungen des Pharao eroberten, drangen die Hebräer von der Wüste her in das südliche Syrien ein.

Mehrere der hartbedrängten Vasallen blieben dem Pharao lange treu, viele aber benutzten auch die günstige Gelegenheit und fielen ab. Auf Leute ihres Schlages machte ein Gott, der mild und gut zu allen Menschen war, keinen Eindruck. Sie brauchten eine Gottheit, die sie in den Kampf führen und die Götter anderer Stämme besiegen konnte. Der wütende Baal, die

furchtbare Ischtar, das waren Götter nach ihrem Sinn. Wie verachteten sie aber diesen Gott des Friedens, den Echnaton den „einzigen" nannte!



Brief eines syrischen Stadtfürsten an den Pharao.
Tonplatte aus El Amarna.

Die syrischen Stadtfürsten, die dem Pharao treu blieben, wurden von ihm ohne Hilfe gelassen. Das El Amarna-Archiv enthält ergreifende Zeugnisse von ihrer Verzweiflung. So schreibt ein Vasall, dem der Feind alle Städte bis auf zwei genommen hatte und nun eine davon belagerte: „Siehe, wie ein Vogel, der in der Schlinge hängt, so bin ich in Gubla, und die Saatfelder der Bauern sind wie ein Weib, das keinen Mann hat, so un-

fruchtbar und öde liegen sie da. Also höre nun, mein Herr, die Worte deines Dieners und schicke mir bald Hilfe, sonst muß ich die Stadt übergeben und von dort wegziehen." Schließlich, als er schon unzählige Male den Pharao um Hilfe angefleht hat,

Hethitischer Krieger. Skulptur auf einer Bergeswand in Kleinasien.

muß er klagen: „Ich habe dem König, meinem Herrn, geschrieben, er aber hat nicht auf meine Worte hören wollen." Aber weder diese Klage wirkte, noch die Botschaft, die er bald darauf dem Pharao senden mußte, daß er nun nur noch eine Stadt habe. Bald fiel auch diese in Feindeshand.

Vom Fürsten von Jerusalem hören wir folgende Klage: „Möge der König wissen, daß alle Länder untergehen und Feind-

schaft gegen mich ist! Möge doch der König für sein Land sorgen! Die Länder Gazri, Askalon und Lakis haben sich den Hebräern unterworfen und ihnen Speise, Öl und alles, was sie brauchen, gegeben. Möge also der König Truppen ins Feld schicken gegen die Völker, die sich schändlich gegen den König vergangen haben, meinen Herrn."

Zur selben Zeit hallten die Tempel in der Hauptstadt Ägyptens wider von Lobgesängen zum Preise des neuen Gottes des Weltreichs — aber dieses Weltreich selber bestand nicht mehr. Als die Tribute aus Asien ausblieben, verschlechterte sich die Stellung des Pharao im Auslande wie im Inlande. Sobald er nicht länger Gnadenbeweise verschwenderisch an seine Anhänger austeilen konnte, kühlte sich ihr Eifer ab. Dafür saßen seine Feinde im Innern um so fester in den Sätteln. Er hatte nun nicht bloß die Priesterschaft von Theben gegen sich. Als er den Befehl erteilte, auch alle anderen Götternamen auf dieselbe Weise auszulöschen wie den des Amon, sah fast ganz Ägypten in dem Pharao einen „Ketzer". Jeder Landesteil hatte ja seinen Gott, dem man gewohnt war zu opfern, zu dem man betete. Dieser Aton aber, den der König zu ehren befahl, war ja so unendlich weit weg. „Er saß," bemerkt ein Schilderer von Echnatons Zeit, „nicht mit ihnen am Herde, um auf das Essen zu achten, das im Topfe kochte; er spielte nicht im Röhricht am Flußufer auf seiner lieblich tönenden Flöte; er brachte den neugeborenen Kindern keine schönen Gaben."

Die breiten Schichten des Volkes wagten es auch nicht, sich von ihren alten Göttern zu trennen, besonders nicht von Osiris, dem Helfer und Beschützer in der dunklen Welt des Totenreichs. An ihm hielten sie ängstlich fest; kein anderer Gott konnte ihn in ihren Augen ersetzen. Echnaton mußte erfahren, wie unmöglich es ist, auf einmal die Gewohnheiten und den festeingewurzelten Glauben eines ganzen Volkes zu verändern. Die Lehre von Aton wurde nie mehr als eine Lieblingsidee des Idealisten Echnaton und eines kleinen Kreises von Anhängern an seinem Hofe. Die Religion des ägyptischen Volkes wurde sie nie!

Bald übernahmen die mächtigen Priester der alten Götter die Führung des Volks, und ihnen schloß sich auch die Armee an, die mit schmerzlichem Empfinden sah, wie es mit der Waffen-

ehre zurückging. Alle diese verschiedenen Gesellschaftsklassen vereinigten sich in dem Wunsche, den verhaßten königlichen Träumer von seinem Throne zu stoßen. Echnaton gelang es zwar, ihnen standzuhalten, doch waren seine letzten Jahre voller Kummer und Sorgen. Er starb um das Jahr 1300 v. Chr., nach siebzehnjähriger Regierung.

In der langen Reihe der überlieferungstreuen, persönlich farblosen Pharaonen erscheint Echnaton als kühner Umstürzler und Neuerer. Er sät Gedankenkeime, die seine Zeitgenossen nicht zu fassen vermögen. Erst wenn wir zu den Hebräern kommen, sieben oder acht Jahrhunderte später, stehen solche Männer nicht mehr allein. Echnaton ist der erste Idealist und die erste Persönlichkeit in der Weltgeschichte.

Die Erinnerung an diesen Mann versuchten seine Feinde ganz zu vernichten. Kaum hatte der kühne Neuerer die Augen geschlossen, da liefen auch schon die Anhänger des alten Götterglaubens mit den Priestern an der Spitze gegen sein Werk Sturm und zwangen seinen Schwiegersohn und zweiten Nachfolger Tutanchamon, die Stadt des Ketzerkönigs zu verlassen.

Im Jahre 1907 entdeckte man in einer versteckten Felsenhöhle des „Tales der Könige" eine von Feuchtigkeit so schwer beschädigte Mumie, daß nur das Skelett noch übrig war. Da sich dort auch ein Teil der Grabausstattung der Königin Teje befand, glaubte man zuerst, man habe ihre Überreste gefunden. Heute aber sind die meisten Sachverständigen geneigt anzunehmen, daß Tutanchamon dort die Mumie Echnatons in Sicherheit gebracht hat, als er selber die „Horizontstadt" verlassen mußte.

## Tutanchamon

Echnaton war der letzte männliche Sproß eines sehr edlen, aber zum Aussterben verurteilten Geschlechts. Sein Vater war kränklich, und all seine Geschwister scheinen jung gestorben zu sein. Er selber hatte wenigstens sechs Töchter, aber keinen erbberechtigten Sohn. Seine Nachfolger waren nacheinander zwei Schwiegersöhne, die beide nur kürzere Zeit regierten. Der zweite von ihnen trug ursprünglich den Namen Tut-anch-Aton, d. h. „der in Aton Lebende", wurde aber bald von den Amonpriestern gezwungen, zur Verehrung des Amon zurückzukehren und seinen

Namen in Tut-anch-Amon, d. h. „der in Amon Lebende", umzuändern. Er mußte auch die Residenz nach Theben zurückverlegen.

Der Aufbruch scheint in größter Eile erfolgt zu sein. Unter den Ruinen des königlichen Palastes hat man die Skelette von etwa dreißig Windhunden des Königs gefunden, was wohl darauf hindeutet, daß die armen Tiere zurückgelassen wurden und verhungerten. Weiterhin hat man in den königlichen Ställen tote Rinder angetroffen, die daliegen, wie man sie verlassen hat. Bald lag die herrliche Stadt Atons verlassen. Ihre Tempel, Paläste und anderen Gebäude verfielen, und die Wellen des Wüstensandes gingen über die Trümmer. Erst nach mehr als dreitausendjähriger Vergessenheit sollte dieses ägyptische Pompeji wieder auferstehen und von der eigentümlichsten Zeit des Pharaonenlandes Kunde geben.

In Theben war Tutanchamon völlig in den Händen der Priesterpartei. Der Name des verhaßten Ketzerkönigs wurde nun überall entfernt, sein Grab und die Gräber seiner Anhänger zerstört. Man versuchte jede Spur davon zu vernichten, daß er einmal unter dem Namen Echnaton regiert hatte. Dafür ließ Seti I. die Namen der Götter wieder auf den alten Denkmälern anbringen, von denen sie Echnaton entfernt hatte.

Amon hatte gesiegt! Seine Priester jubelten über den Fall seiner Feinde.

Als Tutanchamon nach einer Regierung von wenigen Jahren starb, ließ er seine junge Witwe ohne Sohn zurück. Die in Boghasköi gefundenen Tontafeln haben uns eine kleine Geschichte von ihr enthüllt. Um nicht vom Throne verdrängt zu werden, mußte sie sich möglichst schnell einen einflußreichen Gatten zu verschaffen suchen. Zu diesem Zwecke schrieb sie an den König der Hethiter — er hieß Schubbiluliuma — einen Brief folgenden Inhalts: „Mein Gatte ist tot, und einen Sohn habe ich nicht. Man sagt mir aber, du habest mehrere erwachsene Söhne. Schicke mir einen davon, dann will ich ihn zu meinem Gatten machen, und er soll König über Ägypten sein!"

Hier galt es schnell zu handeln, ehe die Nebenbuhler der Königin den Plan durchkreuzten. Aber das bedachte der vorsichtige Hethiterkönig nicht. Er mußte erst die Sache genau

untersuchen und sich vergewissern, ob der Brief nicht vielleicht eine hinterlistige Falle war. Man kann sich leicht in die Gefühle der Königinwitwe hineindenken, als sie nach ungeduldigem, langem Warten einen vorsichtigen Brief an Stelle eines Gemahls erhielt. Verzweifelt wiederholte sie noch einmal ihre Bitte. Endlich entschloß sich der Hethiterkönig, sie zu erfüllen. Doch jetzt war es zu spät: die Gegner der Königin hatten die Macht gewonnen, und der Hethiterprinz wurde niemals König von Ägypten. Ein anderer Mann wurde Tutanchamons Nachfolger, und seine Witwe — das kleine spielende Mädchen auf den El-Amarnabildern — verschwindet für immer vom Schauplatz der Geschichte.

Der Name Tutanchamon wäre kaum erwähnenswert, wenn nicht die in unseren Tagen erfolgte Entdeckung seines fast unberührten Grabes mit seinen unermeßlichen Schätzen ihn plötzlich in der ganzen Welt bekanntgemacht hätte. Daß er starb und begraben wurde, sind die bedeutsamsten Ereignisse seiner Geschichte.

## Die neunzehnte und zwanzigste Dynastie

Die Folgen von Echnatons Unterlassungssünden in der äußeren Politik wurden teilweise von kraftvollen Pharaonen wieder gutgemacht, besonders von Seti I. und seinem Sohn Ramses II. Daß sie nicht so glänzende militärische Erfolge hatten wie die starken Herrscher der achtzehnten Dynastie, beruhte vor allem darauf, daß ihnen weit schwerere Aufgaben gestellt waren. Syrien bestand nicht mehr aus einer Menge kleiner Staaten, die nacheinander unterworfen werden konnten; denn hier hatte das kräftige Hethitervolk das Erbe der Pharaonen angetreten. Die politische und kulturelle Führung in der alten Welt geht seit jener Zeit allmählich von den Ägyptern auf die Völker Vorderasiens über.

In Syrien trafen also die ägyptischen Heere jetzt auf eine starke ebenbürtige Kriegsmacht. Wie die Schlachten sich dabei abspielten, erkennt man aus dem Bericht über ein Treffen, das Ramses II. auf seinem zweiten Feldzuge den Hethitern lieferte. Die Ägypter waren auf ihrem Vormarsche bis ins nördliche Syrien gekommen, ohne auf den Feind zu stoßen. Da „kamen

Seti I. dargestellt als Sohn der Göttin Isis, die ihm die Brust gibt. Aus dem Tempel in Abydos.

eines Tages zwei Beduinen zum Pharao und sagten: ‚Unsere Brüder, die Häuptlinge in dem Heere des elenden Hethiterkönigs sind, haben uns zu Euch geschickt, um mitzuteilen, daß wir dem Pharao dienen und den elenden Hethiterhäuptling verlassen

wollen, der jetzt weit im Norden steht. Er fürchtet nämlich den Pharao sehr und wagt nicht, ihm entgegenzuziehen.' Was aber die Beduinen dem Pharao sagten, das war erlogen. Der elende Hethiterhäuptling hatte sie ausgesandt, um die Stellung des

Seti I. im Kampf mit den Hethitern.

ägyptischen Kriegsheeres zu erforschen und dann den Pharao zu überraschen." Ein Späher des Pharao schleppte nämlich zwei hethitische Spione ins Lager, und aus ihnen brachte man durch zweckdienliche Mittel heraus, wo sich das große Hethiterheer — „zahlreicher als der Sand am Nilufer" — befand. Wie das vor sich ging, zeigt das untenstehende Bild in einem Tempel Ramses II.

Hethitische Spione werden geprügelt.

Darauf ließ Ramses seine Hauptleute zu einer Beratung zusammenrufen. „Während aber der Pharao noch auf seinem goldenen Throne saß und mit den Häuptlingen sprach, rückte der König der Hethiter mit seinem Fußvolk heran und mit seinen Streitwagen und mit vielen Leuten, die ihm folgten. Sie brachen in das Heer des Pharao ein, das sich auf dem Marsche befand und keine Ahnung von der drohenden Gefahr hatte. Da verlor

das Fußvolk des Pharao und die Wagenkämpfer den Mut", und das Hethiterheer konnte den König und seine Hauptleute umringen.

„Als aber jetzt der Pharao seine Feinde erblickte, ergrimmte er gegen sie wie sein Vater Mont (der Kriegsgott), der Herr von Theben. Er riß seine Waffen an sich und legte den Harnisch an. Er sah aus wie Baal, wenn er zornig wird. Darauf bestieg er seinen Streitwagen, jagte in den Kampf, trotzdem er ganz allein war, und drang in das Heer des elenden Hethiterkönigs und aller seiner Bundesgenossen ein. Seine Augen wurden wild, als er sie sah. Er glich Set (dem Bruder des Gottes Osiris), dem Gewaltigen, als er sie niedermachte und schlachtete. Der König mähte sie in Haufen nieder und ließ sie einen über den anderen in das Wasser des Orontes stürzen."

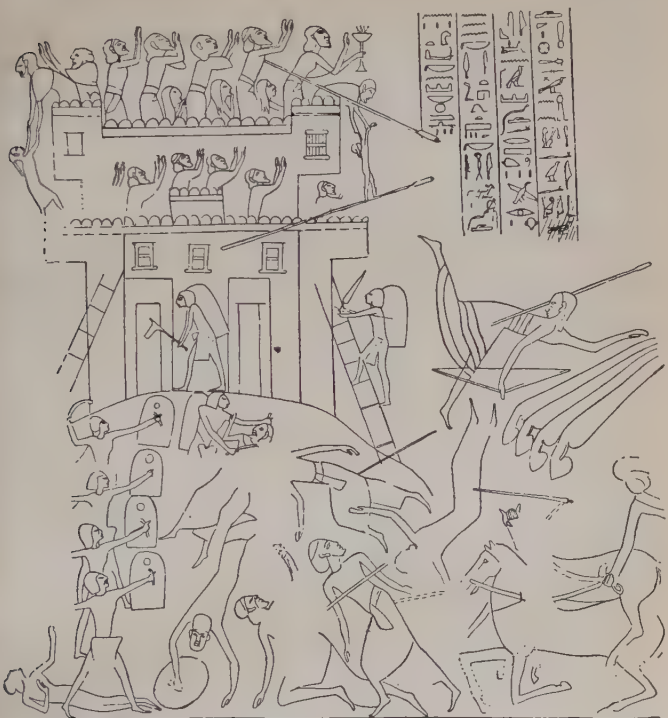
Während Ramses so seine Feinde niedermachte, stand der Hethiterkönig mit geballter Faust auf einem Streitwagen inmitten einer Schar von auserwählten Kriegern. „Er wagte sich nicht in den Kampf hinein; denn er fürchtete Pharao, seit er ihn in seiner Kampflust erblickt hatte."

Das persönliche Eingreifen des Ramses konnte jedoch auf die Dauer nicht die schwere Niederlage abwenden, die den Ägyptern von der mindestens doppelt so starken hethitischen Armee drohte. Vor vollständiger Vernichtung rettete den Pharao und seine Truppen wahrscheinlich der Einbruch der Nacht und das Eintreffen einer ägyptischen Hilfsarmee von Westen her. Am nächsten Tage mußte sich Ramses tatsächlich zurückziehen und nach Ägypten zurückkehren. Die Siegesinschriften der alten Ägypter dürfen nicht zu ernst genommen werden.

Noch fünfzehn Jahre lang mußte Ramses mit den Hethitern um die Herrschaft über Syrien Kämpfe führen. Diese scheinen sich hauptsächlich um die Festungen gedreht zu haben. Nebenstehendes Bild zeigt uns die Erstürmung der syrischen Festung Askalon.

Ums Jahr 1272 v. Chr. endete der Krieg damit, daß Ramses den König der Hethiter als einen ebenbürtigen Fürsten anerkennen mußte. Wohl heißt es beschönigend in den ägyptischen Tempelinschriften, daß hethitische Gesandte zu Ramses kamen, „um ihn um Frieden zu bitten, den gewaltigen Stier unter den Fürsten, der seine Grenzen in jedem Lande zieht, wo er will."

Tatsächlich aber klingt der Friedensvertrag gar nicht so, als ob die eine Partei um Frieden gebeten hätte. Beide Fürsten werden darin als große und tapfere Könige bezeichnet, und das End-



Ramses II. erobert Askalon. Während der König die fliehenden Semiten vor sich hertreibt, greift das ägyptische Fußvolk die Stadt an. Schon sind Leitern an die Mauern gelehnt, und man beginnt, das Tor mit Äxten zu sprengen. Da unterwerfen sich die Einwohner. Sie wenden sich bittend an den Pharao, und der Stadtfürst hält ihm ein Weihrauchgefäß entgegen. Die Frauen sitzen wehklagend neben den Männern. Man läßt Kinder an der Stadtmauer herunter, die dem Pharao als Geißeln dienen sollen.

ergebnis ist, daß die beiden mächtigen Herrscher „einen schönen Frieden schließen und eine ewige Brüderschaft und einen Bund eingehen", sowie sich Beistand versprechen gegen äußere und innere Feinde.

Vielleicht interessiert der Wortlaut solcher Abmachungen in dem ältesten internationalen Vertrag. Der neugeschaffene Friedenszustand wird u. a. mit folgenden Worten festgelegt: „Der Großkönig von Ägypten soll auf ewige Zeiten das Hethiterland nicht überfallen, um dort etwas zu rauben, und der große Hethiterkönig soll nicht in Ägypten eindringen, um dort etwas zu rauben." Die Verpflichtung zu gegenseitiger Hilfe hat für den Hethiterkönig folgenden Wortlaut: „Wenn ein Feind in die Länder Ramses II., des großen Herrschers über Ägypten, einfällt und der König an den Großfürsten der Hethiter schreibt, komm und hilf mir gegen ihn, dann soll der Großfürst der Hethiter kommen und die Feinde des Pharao totschlagen. Wenn aber der große Hethiterfürst den Wunsch hat, nicht selber in den Krieg zu ziehen, so sendet er sein Heer und seine Wagenkämpfer, und diese töten die Feinde des Pharao." Entsprechend wird die Hilfspflicht der anderen Partei festgelegt.

Schließlich wird der Sicherheit wegen bestimmt: „Wer die Worte, die auf dieser silbernen Tafel stehen, nicht beachtet, den sollen tausend Götter des Hethiterlandes und tausend Götter Ägyptens zusammen mit seinem Haus, seinem Land und seinen Dienern vernichten. Wer aber diese Worte beachtet, sei es im Hethiterlande oder in Ägypten, den sollen tausend Götter des Hethiterlandes und tausend Götter Ägyptens gesund erhalten und ihn zusammen mit seinen Hausgenossen und seinen Dienern lange leben lassen."

Dieser merkwürdige Friedensvertrag, der im Jahre 1272 oder 1271 v. Chr. geschlossen wurde, ist in babylonischer Sprache abgefaßt. Diese war zu jener Zeit die Diplomatensprache im vorderen Orient. Er wurde in Keilschrift auf einer silbernen Tafel aufgezeichnet. Die Urkunde selbst ist uns nicht erhalten, aber in mehreren Tempeln Ramses II. befinden sich ägyptische Übersetzungen in Hieroglyphenschrift, und auch in dem alten hethitischen Reichsarchiv in Bogasköi haben sich zwei gleichlautende Abschriften vorgefunden. Durch diese Entdeckung erhielt man eine wertvolle Bestätigung der ägyptischen Übersetzungen.

Als der Vertrag abgeschlossen war, schickte die Königin der Hethiter einen freundschaftlichen Brief an ihre „Schwester", die

Gemahlin Ramses II. Sie gab darin der Hoffnung Ausdruck, daß es der ägyptischen Königin gutgehe, und ihrer Freude über „den schönen Frieden und die liebe Brüderschaft, die der Hethiterkönig mit dem großen König von Ägypten geschlossen hatte". Die ägyptische Königin schrieb darauf einen Brief, in dem sie sich für den Gruß bedankte: „Möge der Sonnengott (der höchste Gott der Ägypter) und der Wettergott (der höchste Gott der Hethiter) dein Haupt erheben und dich froh machen. Und möge der Sonnengott den Frieden schön werden lassen und die schöne Brüderschaft zwischen den großen Königen ewig dauern lassen. Ich habe auch," fährt sie fort, „Freundschaft und Schwesternschaft mit der großen Königin geschlossen, meiner Schwester, jetzt und für ewige Zeit." Die Fortsetzung des Briefes ist leider zerstört.

Das freundschaftliche Verhältnis zwischen dem ägyptischen und hethitischen König war von Dauer. Dreizehn Jahre nach dem Friedensschluß heiratete Ramses eine Tochter des Hethiterkönigs. Der Schwiegervater kam selber an der Spitze eines glänzenden Gefolges mit der Braut nach Ägypten und erfreute seinen Schwiegersohn durch reiche Hochzeitsgeschenke. Als der Hethiterkönig von zu Hause abreiste, gab Ramses der Hoffnung Ausdruck, daß seine Reise über die hohen Berge (den Taurus) glücklich verlaufen und nicht durch Regen und Schnee erschwert werden möge. Als er in Ägypten ankam, gab es in Theben einen gewaltigen Jubel, und die Ägypter und Hethiter feierten nun zusammen Feste mit ebensoviel Lust und Liebe, wie sie sich früher geprügelt hatten. Der Königsbesuch machte auf das Volk einen starken Eindruck, und die Erinnerung daran lebte in ägyptischen Tempelinschriften und in Sage und Lied lange fort. In dem gewaltigen Tempel, den Ramses bei Abu Simbel, sechs Meilen nördlich vom zweiten Katarakt, in den Felsen hauen ließ, wurde sein Schwiegervater neben Pharao abgebildet. Ein „Barbarenkönig", ein „elender Häuptling" war also nun dem Pharao ebenbürtig geworden, und die Fremdherrschaft ließ nicht mehr lange auf sich warten.

*

Seti I. wie Ramses II. verewigten die Erinnerung an ihre Heldentaten in ihren vielen Tempelbauten. Beide waren ge-

waltige Bauherren. Kein Pharao aber hat so viel gebaut wie Ramses. Überall, vom nördlichsten Deltaland bis tief nach Nubien hinein, hat er Tempel errichtet. Einen mächtigen Eindruck macht der Felsentempel von Abu Simbel, dessen vier aus den Felsen herausgemeißelte Fassadenstatuen des Ramses die Memnonsäulen an Größe noch übertreffen. Eine einzigartige gewaltige Ruhe umgibt diesen merkwürdigen Tempel, an dem

Kolossalstatuen Ramses II. am Felsentempel bei Abu Simbel.

der lebenspendende Fluß vorüberfließt, während sich hinter ihm die unendliche Wüste erstreckt.

Ramses II. ist auch vor allen anderen Pharaonen der Schöpfer jenes Theben, das von Homer besungen worden ist, der Stadt mit den hundert Toren, deren jedes so weit war, daß zweihundert Krieger mit Pferden und Streitwagen auf einmal hindurchgehen konnten.

Heute nehmen den Raum der großen alten Stadt die Dörfer Luksor und Karnak am östlichen Ufer des Nils ein. „Wenn man nach Luksor kommt," schreibt ein berühmter Ägyptologe,

„da überkommt einen ein unbeschreibliches Gefühl. Man fühlt sich wie ein Nichts vor einer Vision, einer so überwältigenden Offenbarung uralter Geschichte, daß unser Geist sie nicht zu fassen vermag.“ Triumphszenen der siegreichen Herren Afrikas und Asiens, aber auch Plünderungsszenen, in denen die bösen Mächte der Gewalt und der Zerstörung wüteten, haben sich hier abgespielt. Trotz aller Umwälzungen, aller Verwüstungen er-

Hof des Amontempels in Luksor.

füllen heute noch die mächtigen Tempelruinen Thebens auch den verwöhnten Kenner mit Bewunderung. Aus dem ägyptischen Feldzuge Napoleons wird erzählt, daß bei ihrem Anblick die Soldaten wie gelähmt stehenblieben, und aus Tausenden von Kehlen ein einziger Ruf des Erstaunens und der Bewunderung erscholl.

Den überwältigendsten Eindruck von allen Denkmälern aus der Glanzzeit Thebens macht der große Amontempel in Karnak. Kein modernes Bauwerk reicht an Umfang an dieses Heiligtum heran, dessen Ruinen über einen Kilometer lang sind. Der Tempel enthält die größte Säulenhalle, die jemals von Menschenhänden erbaut wurde. Die Kapitäle, die die Säulen krönen, sind so groß, daß auf jedem hundert Menschen auf einmal

Platz nehmen können. An dem Ausbau und der Verschönerung dieses Tempels haben aber auch mehrere ägyptische Herrscherdynastien jahrhundertelang gearbeitet. Es gibt darin Säulengänge, in denen man sich wie in einem Walde verirren kann, und es wird einem schließlich ganz schwindelig von den zahllosen Bildern, mit denen jede Säule geschmückt ist. Champollion, der genialste französische Ägyptologe, erklärt, daß kein Volk des Altertums oder der Neuzeit die Kunst der Architektur nach einem so gewaltigen Maßstab aufgefaßt hat wie die alten Ägypter. Sie haben dies vom Standpunkt hundert Fuß hoher Riesen getan.

Ein Papyrusbrief aus der Zeit Ramses II. gewährt uns einen Einblick in die Arbeitsordnung eines solchen Baues. Ein Beamter in Theben weist einen Untergebenen an: „Behalte die Tempelarbeiter im Auge, damit sie nicht aufhören zu arbeiten und die Hände sinken lassen. Achte darauf, daß die Arbeiter in drei Gruppen von je zweihundert Mann eingeteilt werden, jede Gruppe unter ihrem Aufseher, und sorge dafür, daß die großen Steinblöcke an ihren Platz gebracht werden. Wenn einige faul werden, während die anderen arbeiten, dann laß die nachlässigen Aufseher zusammen mit ihren Untergebenen arbeiten."

Welche Fülle von Erinnerungen weckt dieses gewaltige Menschenwerk. Fast in jedem Bilde, jeder Inschrift an den Wänden spiegelt sich ein Stück Geschichte aus der Glanzzeit Ägyptens. Seine größten Herrscher, ein Totmes III., ein Seti I., ein Ramses II. treten uns in Statuen, in Wandreliefs und Inschriften entgegen, die ihre Feldzüge schildern mit Kampfszenen und Triumphen, mit der Unterwerfung der besiegten Völker und der Opferung der Gefangenen. An den Tempelwänden sind diese Siegesinschriften angebracht zum Dank für die Götter, die den ägyptischen Heeren beigestanden haben. Wie herrlich müssen nicht diese Tempel in ihrer Glanzzeit gewesen sein, als die Wände, Säulen und Decken in den hellsten Farben leuchteten und von Gold und Silber, von indischen und äthiopischen Edelsteinen blitzten und schwere, goldbestickte Vorhänge das Heiligtum in eine mystische Dämmerung hüllten.

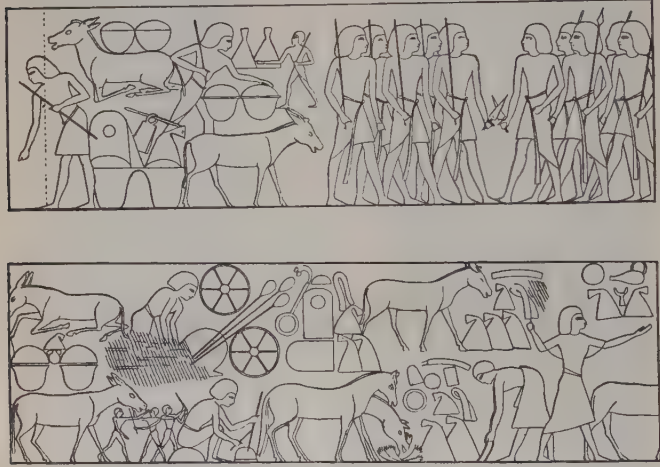
In Theben, wie überall, wo Ramses Tempel gebaut hat,

sind die Wände mit Darstellungen seiner Kriegszüge, besonders jener gegen die Hethiter, geschmückt. Da sind Szenen aus dem

Die große Tempelhalle in Karnak.

Lagerleben, wenn die Pferde gefüttert werden und die Soldaten sich ausruhen. Die Troßknechte beladen die widerspenstigen Esel oder nehmen ihnen die Lasten ab und geben den Soldaten Speise

und Trank. Haben sie aber nichts anderes zu tun, so fahren sie einander in die Haare. Solche lustige Szenen haben dem Künstler selber offenbar ganz besondere Freude gemacht, nicht zum wenigsten die Darstellungen von Eseln in verschiedenen Stellungen: wenn sie sich niederlegen wollen, weil sie zu schwer beladen sind, oder wenn sie bereits daliegen und ihre kräftigen Proteste in die Welt hinausschreien, oder wenn sie sich neben ihrer früheren Last mit Wohlbehagen im Staube wälzen.



Bilder aus dem Lagerleben. Am Tempel Ramses II.

Plötzlich aber kommt Leben ins Lager, die Hethiter rücken an. Der Pharao selber besteigt seinen Streitwagen, sprengt mitten in die Feinde hinein und durchbohrt sie mit seinen Pfeilen. Auch der Hethiterkönig erscheint auf seinem Streitwagen. Er befindet sich auf der Flucht und sieht sich ängstlich nach dem verfolgenden Pharao um. Ein Bild stellt dar, wie sich der König die Kriegsgefangenen vorführen läßt. Die gefangenen Feinde sind mit Riemen zusammengebunden und in ihrer ganzen natürlichen Häßlichkeit abgebildet mit Stulpnasen, künstlichen Bärten und anderem, was den Ägyptern besonders auffiel. Einer hat einen langen Zopf.

Statue Ramses II. im Turiner Museum.

Als der einst so feurige, energische Ramses II. im Jahre 1225 v. Chr. zu seinen Vätern einging, war er über neunzig Jahre alt und hatte siebenundsechzig Jahre über Ägypten geherrscht. Er hatte da zwölf Thronfolger überlebt. Die Kinderschar, die er hinterließ, war aber groß genug, es waren etwa zweihundert Sprößlinge. In den verwitterten Gesichtszügen des Alten, wie sie die in Kairo aufbewahrte Mumie aufweist, kann man noch heutigentags eine gewisse Ähnlichkeit mit seiner Statue aus schwarzem Granit erkennen, die im Turiner Museum steht. Der Kopf der Mumie zeigt auch eine auffallende Ähnlichkeit mit dem des Vaters Seti I. Der Schädel ist kahl, aber Schläfe und Nacken sind mit dichtem Haar besetzt, das offenbar ganz schneeweiß gewesen ist. Die Zähne des Neunzigjährigen sind merkwürdig gesund und nur wenig abgenutzt.

Auf Ramses folgte sein dreizehnter Sohn Merenptah, unter dessen Regierung der Auszug der Kinder Israel aus Ägypten stattgefunden haben soll. Die Israeliten waren zu jener Zeit ein Nomadenvolk, das es in Zeiten der Not unwiderstehlich nach dem reichen, fruchtbaren Nillande zog. Hier wurden sie indessen zu schwerer Bauarbeit herangezogen, und der Pharao, in dessen Zeit ihre Gefangenschaft fiel, soll der große Ramses gewesen sein. Darüber und wie der Pharao „sein Herz verhärtete", wird später in anderem Zusammenhange zu reden sein. Wir begnügen uns zunächst mit der Feststellung, daß König Merenptah nicht auf dem Grunde des Roten Meeres ruht, sondern im Museum zu Kairo.

Um das Jahr 1200 v. Chr. bestieg den Thron der Pharaonen Ramses III., der Stammvater der zwanzigsten Dynastie. Dreiunddreißig Jahre lang führte er eine Regierung, die in ihrem äußeren Glanze stark an die Ramses II. erinnerte. Der neue Ramses nahm sich aber auch von Anfang an seinen großen Namensvetter zum Vorbild.

Ramses III. hatte einen gewaltigen Ansturm auf sein Reich abzuwehren. In der Periode der Schwäche, die auf die kraftvolle Regierung Ramses II. gefolgt war, hatten sich die Libyer, wie schon früher ein paarmal bei ähnlicher Gelegenheit, als unzuverlässige Nachbarn erwiesen. Raubend und plündernd drangen sie in großen Massen in das Delta ein und besetzten

das Land bis in die Gegend von Memphis. Sie wurden um so gefährlicher, als sie gemeinsame Sache mit den „Seeleuten" machten, wie die Ägypter die Bewohner der Inseln und Küsten des östlichen Mittelmeeres nannten. Gegen Ende der neunzehnten Dynastie war unter diesen raublustigen Stämmen eine Art Völkerwanderung zur See entstanden, wahrscheinlich weil

Mumienkopf Ramses II.

andere Völker sie von Norden und Osten her bedrängten. Die Schiffe der Seeleute suchten häufig das syrische Küstenland heim, und die ungebetenen Gäste überschwemmten ganz Nordsyrien. In die Nilmündungen drangen sie auch ein und führten in dem fruchtbaren Deltaland ein Räuberleben.

Kampflustig schickte Ramses seine Armee und seine Flotte gegen die anstürmenden Feinde aus. „Wie ein Jüngling war er, wie ein Greif, ein Stier zum Kampf bereit, und seine Streithengste waren wie Falken." Die Libyer wurden geschlagen, und

die Seeräuberflotten zerstört oder gekapert. Die Eindringlinge wurden aus dem Deltalande hinausgeworfen, und die Ägypter konnten sich im eigenen Lande wieder sicher fühlen.

Darauf rüstete Ramses eine große Flotte aus und bemannte sie „mit tapferen Kriegern ähnlich wie Löwen, die auf den Gipfeln der Berge brüllen". Die Flotte schickte er nach Syrien und verteilte sie dort auf die Hafenstädte. Gleichzeitig führte er selber seine Armee in diese Länder, besiegte die Eindringlinge in einer Schlacht und eilte dann an die Küste, um an dem Kampfe zur See teilzunehmen. Die berühmten ägyptischen Bogenschützen richteten von ihren Schiffen aus ein gewaltiges Männermorden an, und als die Flotte der Feinde in den Hafen eindrang, wurde sie von anderen Bogenschützen, die dort in dichten Reihen unter dem Befehl des Pharao aufgestellt waren, mit einem förmlichen Pfeilregen empfangen. Dann kam es zur Enterung und zum Kampf von Mann gegen Mann. Während der Verwirrung, die jetzt unter den Seeräubern entstand, legte sich ein Teil der ägyptischen Flotte vor den Hafeneingang, und so war nun die Seeräuberflotte dort eingeschlossen zwischen einer Mauer von Schiffen und einer „Mauer aus Kupfer", die die ägyptischen Fußsoldaten am Strande bildeten. Damit war sie zum Untergange verurteilt.

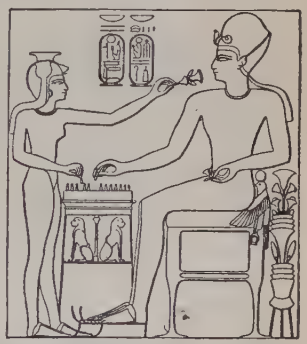
Diese Kämpfe stellen die älteste Seeschlacht dar, von der wir ausführliche historische Zeugnisse besitzen. Sie entschied auch den Ausgang des Krieges. Ägypten konnte sich wieder des Friedens erfreuen.

Mit den Feldzügen Ramses III. war die Angriffskraft der Ägypter für alle Zeiten erschöpft. Seitdem dienten die ägyptischen Heere nur der Verteidigung gegen fremde Angriffe. Der kriegerische Aufschwung, der Ägypten zu einem Weltreich gemacht hatte, hielt also nicht lange an, dann kehrten die von Natur friedliebenden Ägypter wieder zu ihren alten Gewohnheiten zurück.

Übrigens hatten die eigentlichen Ägypter schon lange vorher den Krieg satt bekommen. Nachdem der Freiheitskampf gegen die Hyksos beendet war, wurden die Kriege immer mehr von eingewanderten libyschen und nubischen Soldaten geführt. Diese Libyer kamen später in Ägypten zu solchem politischen Einfluß,

daß ihre Führer die Thronfolger bestimmten und schließlich selber den Thron bestiegen.

Die Ägypter waren von Natur nicht kriegerisch, nur die bittere Not konnte sie zu gehorsamen, ausdauernden Soldaten machen, und auch das nur, wenn sie tüchtige Offiziere hatten. Der Ägypter liebte nicht, wie die wilden Söhne der Libyschen Wüste, den Kampf um des Kampfes willen. Er wollte lieber auf der Scholle, auf der er geboren war, ein ruhiges Leben führen, als täglich Leib und Glieder auf das Spiel setzen. Das Los eines Kriegers schien ihm nicht beneidenswert. Da mußte er ja schwer beladen wie ein Esel mit Waffen, Ausrüstung und Verpflegung auf dem Rücken marschieren, oft mußte er auch Mangel leiden und schmutziges Wasser trinken, von dem er krank wurde. Und beständig lief er Gefahr, von den Stöcken der Offiziere braun und blau geschlagen zu werden. Es war schon besser, wenn man zu Hause blieb, sein Feld pflügte und die Saat wachsen sah. Das höchste Glück eines Ägypters, der mehrere Söhne hatte, war es, einen von ihnen als Schreiber angestellt zu sehen.



Ramses III. spielt mit einem Haremsmädchen ein Brettspiel. Sie reicht ihm eine Lotosblume, an der er riechen soll.

Man hat die Ägypter mit den Chinesen verglichen, die auch ein ackerbautreibendes, friedliches, äußerst konservatives Volk sind. Fehlten den Ägyptern aber die kriegerischen Tugenden, so waren sie auf der anderen Seite auch keine kulturfeindlichen Horden wie die Hunnen, Vandalen und Mongolen und andere Kriegsvölker, sondern ein durch und durch kulturschaffendes Volk. Ähnlich wie das uralte Kulturvolk der Chinesen waren sie auch human. Gewiß konnten sie unterworfene Nationen knechten. Gewiß gibt es in ihren Tempeln Bilder von Kriegsgefangenen, die dem Amon geopfert werden. Niemals aber ließen sie sich solche Grausamkeiten zuschulden kommen wie z. B. die Assyrier,

die ihren besiegten Feinden Ohren und Nasen abschnitten, die Augen ausstachen oder sie bei lebendigem Leibe schändeten und dann mit breitem Behagen solche Heldentaten auf Reliefbildern darstellten. Von solchen Grausamkeiten wendete der feingebildete Ägypter sich voller Abscheu ab.

Mit dem Tode Ramses II. hatte eine Zeit der Auflösung für Ägypten begonnen. Sie kam von außen und von innen. Die innere Gefahr war die Priesterschaft, die das Land aussog. Durch Geschenke, hauptsächlich der Könige, hatte sie riesige Reichtümer gesammelt. Bereits zur Zeit des Alten Reichs besaßen mehrere Tempel eine solche Fülle von Macht und Reichtum, daß sie sogar über Truppen mit höheren und niederen Offizieren verfügten. Mit der Zeit kamen auch Gefängnisse dazu, ein Beweis dafür, daß sich bei den Untertanen des Tempels auch sehr weltliche Dinge ereigneten. Als dann die Könige der zwölften Dynastie durch Eroberungen in Nubien den Weg zu den Goldgruben im Süden bahnten, bekamen auch die Tempel einen Anteil an der Beute. Die wahrhaft goldene Zeit für die Priesterschaft begann aber mit den asiatischen Kriegszügen der achtzehnten Dynastie. Die Inschriften in Karnak berichten, welche reichen Geschenke Totmes III. damals dem Tempel des Amon machte: Äcker und Gärten der allerbesten Erde und eine Masse Vieh, Gold und Silber, Azur und andere Edelsteine, auch Tausende von gefangenen Asiaten und Negern, die die Felder des Gottes bearbeiten, seine Vorratskammern mit Getreide füllen und für ihn spinnen und weben mußten. Schließlich schenkte er dem Amon drei von den eroberten syrischen Städten, die jährlich dem Gotte Tribut zahlen mußten. Auf ähnliche Weise verfuhren Seti I. und sein Nachfolger.

Dank den unerhörten Reichtümern, die sich in den Tempeln anhäuften, wurde der Hohepriester des Amon nächst dem Könige der mächtigste Mann im Reiche, und die Ehren, die der Pharao dem mächtigen Prälaten erwies, waren zuweilen derartige, daß man sich fragen mußte, wer von den beiden eigentlich der Herr Ägyptens war. Von den beständigen Reibungen, die zwischen dem König und dem Hohenpriester vorgekommen sein müssen, wissen die Urkunden natürlich nichts zu berichten, aber eine kleine Notiz wie die folgende beleuchtet die Lage mit Blitzesschärfe.

Eine Frau wurde über einen Diebstahl vernommen, der im Hause ihres Vaters verübt worden war. Auf die Frage, wann der Diebstahl begangen worden sei, antwortete sie, es sei zu der Zeit gewesen, als der Hohepriester des Amon dem Pharao „zürnte".

Dieser Priesterstaat wurde um so gefährlicher, als die Würde des Amon-Hohenpriesters in der Familie erblich war. Eine andere Gefahr für das Reich lag darin, daß die ägyptische Armee nunmehr zum größten Teile aus Ausländern bestand, die dem dienten, der sie am besten bezahlte.

Die ersten Auflösungserscheinungen zeigten sich darin, daß allmählich die asiatischen Besitzungen Ägyptens eine nach der anderen verlorengingen. Später zerfiel zeitweise auch Ägypten selber. Um das Jahr 1100 v. Chr. war der Hohepriester des Amon so mächtig geworden, daß er den Pharao vom Throne stoßen und eine neue Dynastie, die einundzwanzigste, einsetzen konnte, die sich fast eineinhalb Jahrhundert zu behaupten vermochte. Der Militärstaat der achtzehnten und neunzehnten Dynastie hatte sich „in eine Art Papsttum unter Führung des thebanischen Hohenpriesters verwandelt". Nach dem Ende der Priesterdynastie wurde das Land der Pharaonen zwei Jahrhunderte lang von einer libyschen Dynastie und dann ein halbes Jahrhundert von nubischen Negerkönigen beherrscht, die jedoch wiederholt von assyrischen Großkönigen verdrängt wurden.

Ein Menschenalter nach der Zeit Ramses II. war es auch mit dem mächtigen Hethiterreiche zu Ende. Es erlag vermutlich dem Ansturme der „Seeleute", die zur selben Zeit Ägypten heimsuchten, und löste sich in eine Menge kleiner Staaten auf. Ebenso plötzlich wie die Hethiter auf dem Schauplatze der Geschichte erschienen waren, ebenso plötzlich verschwindet dieses Volk auch in seinen unzugänglichen Gebirgsgegenden im Innern Kleinasiens. Seither haben sich die Völker Kleinasiens nie wieder zu einem ganzen Reiche zusammengeschlossen. Sie sind im Laufe der Zeiten als ein gesundes, abgehärtetes Volk bekannt geworden, das den Türken die besten Soldaten lieferte. Von der Kultur, die einmal in ihrem Lande geblüht hat, sind aber nur einige dürftige Trümmer übriggeblieben.

In der Vorstellung der Ägypter aber lebte das Hethiterreich noch Jahrhunderte nach seinem Untergange fort. In einem Huldigungsgedicht an Ramses VII. heißt es um das Jahr 1150 v. Chr. noch auf die alte Weise: „Du dringst in das Land der Hethiter ein, du stürzest ihre Berge und Hügel." Ja, noch im 6. Jahrhundert v. Chr. wurde in Theben eine Tempeltür mit dem Bilde eines ägyptischen Königs geschmückt, der im Begriffe ist, einen Gefangenen zu binden, und dabei sagt er zu dem Gotte Min, dem Schutzgott der Ägypter in fremden Ländern: „Ich fessele meine Feinde; ich werfe den Hethiter vor dir nieder. Er liegt dort vor dir, mit seinem eigenen Haar gefesselt. Der Schrecken vor dir ist stark in seinen Gebeinen."

## Das Wiederhergestellte Reich

663 bis 525 v. Chr.

Im Jahre 663 gelang es einem einheimischen Fürsten namens Psammetich aus Sais im Deltaland, die Assyrier, die damals in Ägypten herrschten, zu vertreiben. Er wurde der Stammvater der berühmten sechsundzwanzigsten Dynastie, die in Ägypten eine neue Blüteperiode heraufführen sollte. Aber die kulturschaffende Kraft der Ägypter war nun erschöpft. Auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft nahm man sich die ehrwürdige Zeit des Alten Reichs zum Muster. Tempel und Grabmäler, Statuen und Wandmalereien dieses Zeitabschnitts ähneln denen des Alten Reichs aufs Haar. Mit demselben Eifer wie zweitausend Jahre später die Gelehrten und Künstler der Renaissancezeit durchforschte man die uralten Bibliotheken, studierte die alten Kunstwerke und nahm sie zum Muster oder schuf sie einfach nach. Wir haben es hier mit dem bewußten Versuch eines alten Kulturvolkes zu tun, eine altersgraue Vorzeit zu neuem Leben zu erwecken. Diese Schwärmerei für die Antike läßt sich vergleichen mit der Begeisterung der Romantiker für das Mittelalter.

Nach außen herrschte in der Saiszeit ein lebhafter Handelsverkehr mit anderen Ländern. Der griechische Geschichtschreiber Herodot erzählt, König Necho habe phönizische Seeleute veranlaßt, eine Entdeckungsfahrt um Afrika herum zu unternehmen.

Vom Roten Meer aus fuhren sie um die Südspitze Afrikas herum, dann die Westküste entlang bis ins Mittelmeer. Bis zur Rückkehr nach Ägypten brauchten sie über zwei Jahre.

Der Traum von einem wiedererweckten Pharaonenreiche dauerte ein reichliches Jahrhundert lang. Im Jahre 525 v. Chr. wurden die Ägypter von den Persern unterworfen. Als dann das Perserreich seinerseits dem jungen griechischen Eroberer

Der Tempel in Edfu.

Alexander dem Großen unterlag, befand sich unter der Siegesbeute auch Ägypten. Nach Alexanders Tode zerfiel das rasch zusammengefügte Weltreich und wurde unter seine Feldherrn verteilt. Ägypten fiel dem Ptolemäus zu. Unter ihm und seinen Nachkommen erlebte das Volk des Niltales drei glänzende Jahrhunderte, bis schließlich Bürgerkriege das Reich schwächten und es im Jahre 31 v. Chr. eine Beute der Römer wurde.

Die Ptolemäer und ebenso die römischen Kaiser zeigten der ehrwürdigen ägyptischen Kultur gegenüber kluge, freundliche

Zurückhaltung. Sie erhielten die Auffassung aufrecht, als wären sie selber Nachkommen der alten Pharaonen und Ägypten noch ein Nationalstaat. Sie achteten die religiösen Vorstellungen der Ägypter und ließen zu Ehren der alten Götter große Tempelbauten errichten. Das berühmteste von diesen aus der Ptolemäerzeit stammenden Heiligtümern ist der Tempel bei Edfu, das in der Mitte zwischen Luksor und Assuan liegt. Dieses ist das besterhaltene von allen ägyptischen Gotteshäusern und gibt daher das anschaulichste Bild von einem großen ägyptischen Heiligtum. Denn noch in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten sah ein ägyptischer Tempel in seiner ganzen Anlage genau so aus wie zweitausend Jahre früher. So stark war die konservative Gesinnung der Ägypter. Sie war jahrtausendelang eine Haupteigenschaft dieses Volkes, eine Macht, ebenso unzerstörbar wie die Steine ihrer Tempel und Pyramiden.

Der Haupteindruck, den die wechselvolle ägyptische Geschichte hinterläßt, ist und bleibt der, daß der Wohlstand und die Blüte des Nillandes, seine äußere und innere Kultur fortgeschritten oder zurückgegangen sind, je nachdem die Führung in einer kräftigen Hand lag oder das Reich in Kleinstaaten zerfiel. Ohne Einigkeit und Zusammenarbeiten aller verfällt alles.

## Wie die ägyptische Vorzeit wieder lebendig wurde

Im Jahre 1922 konnte die Ägyptologie ihr hundertjähriges Bestehen feiern. Sie erstand nämlich im Jahre 1822, als das junge französische Sprachgenie François Champollion den Schlüssel zum Verständnis der Hieroglyphen und damit zugleich zu der reichen altägyptischen Geschichte fand. Eineinhalb Jahrtausende war damals dieser Schlüssel auch für das ägyptische Volk verloren gewesen. Denn mit dem Übergang zum Christentum traten die Ägypter auch in eine andere völlige Kulturwelt über. Ihre alte Kultur starb aus, und ebenso ihre eigentümliche Schrift. Sie gingen in dem orientalisch gefärbten griechisch-römischen Kulturkreis auf, den man den byzantinischen zu nennen pflegt, und späterhin kamen sie unter arabischen Einfluß.

## Wilde Mutmaßungen und Wirklichkeit

Solange man die Hieroglyphen nicht zu deuten verstand, so lange war die ägyptische Gegenwart von der kulturellen Blütezeit des Nillandes gleichsam durch einen geheimnisvollen Vorhang getrennt. Bei den früheren Versuchen, die Hieroglyphen zu deuten, war man von ganz falschen Grundlagen ausgegangen. Man hatte sich in den Kopf gesetzt, die Hieroglyphen seien symbolische Zeichen, deren Bedeutung nur wenigen Eingeweihten bekannt gewesen sei. Als man den Inhalt der Hieroglyphentexte feststellen wollte, dachte man daher nicht an die Möglichkeit, die Schriftzeichen zu lesen, sondern man versuchte Rebusse zu lösen, versuchte geheimnisvolle religiöse Wahrheiten herauszufinden, die dem profanen Haufen verborgen gewesen waren.

Heutzutage weiß man über die alten ägyptischen Schriftzeichen besser Bescheid. Man weiß auch, daß die Schrift der Ägypter auf dieselbe Weise angefangen hat wie die aller anderen Völker, nämlich als Bilderschrift. Genau so wie es die Kinder zu tun pflegen, haben nämlich die Völker in ihrer Kindheit geschrieben, indem sie Bilder zeichneten, die ihre Gedanken ausdrücken sollten. Manche Völkerschaften, wie z. B. die Indianer, sind über diese Stufe der Bilderschrift nicht hinausgekommen. Die Ägypter dagegen sind bereits in ihren ältesten uns bekannten Schriftproben viel weiter gelangt. Sie waren zwar aus dem Stadium der Bilderschrift noch nicht ganz herausgekommen, aber die Bilderschrift befand sich damals bereits auf dem Wege teils zur Silben-, teils zur Buchstabenschrift, d. h. jedes Bildzeichen, jede Hieroglyphe bezeichnete eine Silbe oder bloß einen Laut.

Der reinen Bilderschrift gehören solche Hieroglyphen an wie das Zeichen für das Wort Stier , Pflug , Haus , Gesicht , Auge , Sonne , Mond . Auch abstrakte Begriffe und Verben gab man mit Hilfe solcher Zeichen wieder. So bedeutete z. B. eine Lilie Oberägypten, Papyrusstengel bezeichneten Unterägypten. Ein Palmenzweig bedeutete Jahr, weil man nämlich der Ansicht war, daß dieser

Baum jedes Jahr einen neuen Zweig erhielt. Das Zeitwort essen bezeichnete ein sitzender Mann, der die rechte Hand zum Munde führt . Hören bezeichnete ein Kuhohr , weinen ein weinendes Auge , gehen zwei gehende Beine , altern ein alter Mann, der sich auf einen Stab stützt , fliegen ein fliegender Vogel , finden ein Ibis, der Nahrung sucht. Das Wort herrschen bezeichnete ein königliches Zepter , das Wort kämpfen ein Arm, der einen Streitkolben hielt und ein anderer Arm, der einen Schild hielt u. a. m.

Aus der Bilderschrift entwickelte sich, wie gesagt, die Silbenschrift. Dabei ist jedoch zu bemerken, daß in der ägyptischen Schrift ursprünglich, wie in den semitischen Sprachen, nur die Konsonanten bezeichnet wurden. Erst in späterer Zeit wurden, vielleicht unter griechischem Einfluß, Vokalzeichen eingeführt, und zwar anfangs nur in fremden Namen. Da nun die Vokale ursprünglich unbezeichnet blieben, konnte z. B. das Schriftzeichen für Gesicht , das auf ägyptisch hor hieß, auch hor = aufschlagen (ein Zelt aufschlagen), hir: auf (Präposition) und hri: der Obere bedeuten; ja, es konnte in noch mehr Bedeutungen angewendet werden, ganz gleichgültig, welche Vokale die betreffenden Worte enthielten, wenn ihr Stamm nur aus den Buchstaben h + r bestand. Es war also genau so, als wenn wir das Wort breit durch das Bild von einem Brote bezeichnen wollten, oder wenn wir den Begriff hart durch das Bild eines Hirten ausdrücken wollten. Das Bild  hatte sich also aus einem Bildzeichen in ein Silbenzeichen verwandelt. Auf die gleiche Art wurde das Zeichen für Haus das auf ägyptisch pĕri hieß, in das Silbenzeichen p + r verwandelt. Der Fliegenwedel , der mas geheißen haben muß, wurde das Zeichen für m + s usw.

Nun gab es aber eine ganze Reihe ägyptischer Wörter, die nur aus einem Konsonanten und einem Vokal bestanden, wie z. B. kê: Höhe, rô: Mund, schê: See, ta: Brot. Da nun der Vokallaut nicht bezeichnet wurde, so wurde das Hiero-

glyphenzeichen für jedes dieser Worte ein Lautzeichen. Das Bild einer Anhöhe wurde das Zeichen für k, das Bild des Mundes wurde das Zeichen für r; das Zeichen für See bezeichnete den sch-Laut, und das Zeichen für Brot den t-Laut. Auf diese und ähnliche Art erhielt man allmählich ein ganzes Hieroglyphenalphabet, das aus vierundzwanzig Konsonantenzeichen bestand. Daß so viele Konsonantenzeichen notwendig waren, beruht darauf, daß die ägyptische Sprache mehr Laute hatte als unsere, z. B. verschiedene Arten von ch-, s- und t-Lauten, ferner einen eigentümlichen Kehllaut und endlich einen für unser Ohr kaum vernehmbaren schwachen „knackenden" oder „knarrenden" Laut, der auch in den semitischen Sprachen vorkommt. Damit war der Anfang zu einer Erfindung gemacht, die für die Kultur von durchgreifender Bedeutung war, eine Erfindung, die später von semitischen Völkern weiter entwickelt wurde, deren Buchstabenschrift das Mutteralphabet für alle heutigen Alphabete ist.

Nun könnte man annehmen, daß die Ägypter, als sie ihre Schrift vereinfacht und sich die erwähnten vierundzwanzig Schriftzeichen geschaffen hatten, alle Bilderschrift und alle Silbenzeichen verworfen und alle Worte mit Buchstaben geschrieben hätten. Das taten sie aber nicht. Teils hielt dieses Volk mit ungewöhnlicher Zähigkeit an allem fest, was alt und ehrwürdig war, teils war es ja auch eine große Arbeitsersparnis, ein ganzes Wort oder eine ganze Silbe mit Hilfe eines einzigen Zeichens schreiben zu können. So kam es, daß die Hieroglyphenschrift schließlich eine Mischung von Bilderschrift, Silbenzeichen und Buchstaben wurde. Dies aber war auch ein Grund dafür, daß sie so schwer zu entziffern war. Man hatte nicht nur vierundzwanzig Buchstaben zu lernen, um lesen zu können; denn im ganzen enthält die Hieroglyphenschrift ein halbes Tausend verschiedener Zeichen, ja noch mehr, wenn man einige selten gebrauchte Zeichen mitzählt. Aber die Schwierigkeiten, die Hieroglyphentexte zu lesen, sind, wie wir später sehen werden, damit noch nicht einmal zu Ende.

Als die Ägypter nicht mehr die Hieroglyphen in Stein eingruben, sondern mehr und mehr dazu übergingen, mit der Feder auf Papyrus zu schreiben und die Schrift für Briefe, Verträge

und dergleichen anzuwenden, wurden die Hieroglyphen allmählich bedeutend vereinfacht und miteinander verbunden, genau so wie in unserer Kursivschrift, wenn man sie mit der Druckschrift vergleicht. Diese Kursivschrift wurde später noch mehr vereinfacht und schließlich eine sogenannte allgemeine Volksschrift.

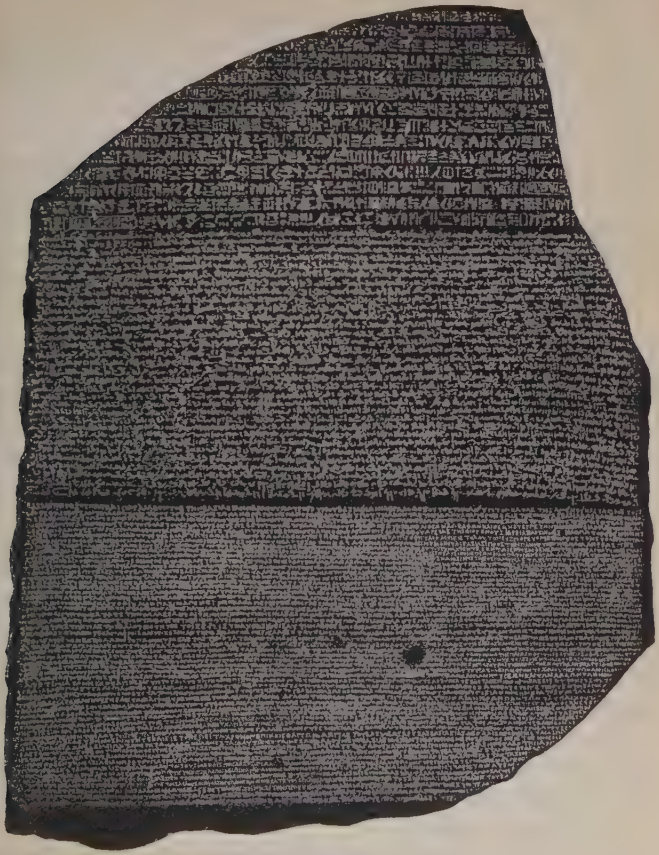
## Der Schlüssel gefunden

Den Anstoß zum wissenschaftlichen Studium der ägyptischen Urgeschichte und vor allem zur Lösung des Hieroglyphenrätsels gab die ägyptische Expedition Napoleons.

Diese große Unternehmung des jungen Welteroberers hatte nur vorübergehenden politischen Erfolg. Aber sie bekam doch eine um so größere und dauerhaftere Bedeutung für die Wissenschaft. Sie hat die Vergangenheit Ägyptens zu neuem Leben erweckt. Die französische Flotte brachte nämlich auch einen ganzen Stab von Gelehrten und Künstlern mit, deren Aufgabe es war, das damalige und das alte Ägypten zu durchforschen. In Kairo wurde ein ägyptisches Institut gegründet, und noch heute stehen wir voller Bewunderung vor dem Reichtum der Sammlungen, die die französischen Gelehrten während der kurzen Zeit der Expedition zusammenbrachten. Die Hauptergebnisse ihrer Arbeit sind in einem 38 Bände starken Werke: Description de l'Egypte niedergelegt, das zu den grundlegenden Werken der Ägyptologie gehört, wenn es natürlich auch nicht allen heutigen Ansprüchen auf wissenschaftliche Genauigkeit entspricht. Die meisten Altertumsfunde fielen freilich bei der Kapitulation der französischen Armee in die Hände der Engländer und bilden jetzt den Grundstock für die großartige altägyptische Sammlung des Londoner Britischen Museums.

Der denkwürdigste Fund nun, der gemacht wurde, war ein feinpolierter schwarzer Basaltstein, den französische Soldaten bei Befestigungsarbeiten in der Nähe der kleinen Hafenstadt Rosette, östlich von Alexandria, gefunden hatten. Auf dem Rosettestein, wie er seither genannt wird, stehen drei verschiedene Inschriften. Oben sind es Hieroglyphen, darunter andere ägyptische Schriftzeichen, nämlich eine Kursivschrift, wie man sie schon auf Papyrusblättern gesehen hatte, und unten eine Inschrift in griechischer Sprache.

Die letztere zu entziffern, machte den Gelehrten keine Schwierigkeiten. Sie enthielt einen Beschluß, der im Jahre 196



Der Rosettestein.

v. Chr. unter der Regierung König Ptolemäus V. von einer ägyptischen Priesterversammlung gefaßt worden war. Der König, heißt es da, sei gegen seine Untertanen so gnädig gewesen, sie von mehreren Auflagen zu befreien und dadurch ihren

Wohlstand zu erhöhen. Aber die jährlichen Abgaben an die Tempel und alle die Einkommen, die die Götter von altersher gehabt hätten, habe er bestätigt. Zum Danke dafür habe nun die Priesterschaft beschlossen, in jedem Tempel ein Bild des Königs anzubringen und jährlich mehrere Feste zu seiner Ehre zu feiern. Diesen Beschluß habe man dadurch verewigen wollen, daß man ihn auf einem Gedenksteine eingraben ließ, und zwar „teils in heiliger Schrift (Hieroglyphen), teils in den Schriftzeichen der gewöhnlichen Volkssprache, teils in griechischer Schrift", und zwar sollte ein solcher Stein in jedem großen Tempel aufgestellt werden. Einen solchen Gedenkstein hatten die Soldaten Napoleons gefunden, leider jedoch in beschädigtem Zustande.

Daß nicht nur die alten ehrwürdigen Hieroglyphenzeichen auf dem Gedenkstein zur Anwendung kamen, beruhte darauf, daß sie damals nur noch von den Priestern gelesen werden konnten, während man im täglichen Leben die Kursivschrift benutzte. Daß aber auch griechische Schriftzeichen auf dem Rosettestein vorkommen, hatte seinen Grund darin, daß die ägyptische Regierung griechisch war, seitdem Alexander der Große das Land im Jahre 332 v. Chr. erobert hatte.

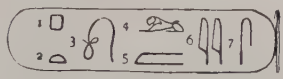
Nachdem man den Rosettestein gefunden, besaß man also die Übersetzung eines bestimmten Hieroglyphentextes und zugleich eines Textes, der mit den Schriftzeichen der alten ägyptischen Volkssprache geschrieben war. Damit hatte man den Schlüssel zur Lösung des Rätsels gefunden. Wie aber war er zu benutzen? Man muß sich fragen, wie es überhaupt möglich ist, völlig unbekannte Schriftzeichen für eine fremde, ausgestorbene Sprache zu deuten, von deren Lauten man keine Ahnung hat. Die Aufgabe wäre auch ungelöst geblieben, wenn man nicht von einigen Eigennamen hätte ausgehen können, die ja in allen Sprachen so ziemlich gleich lauten.

Der erste, der zu einem Ergebnis gelangte, war der Schwede Johann David Åkerblad. Er nahm zunächst die zweite Inschrift des Rosettesteins vor und deutete nach und nach die Eigennamen Ptolemäus, Alexander, Arsinoe und Berenike, sowie noch sechs andere. Åkerblad kam bald so in die alte ägyptische Volkssprache hinein, daß er ein ganzes, im wesentlichen richtiges Al-

phabet dafür aufstellen konnte, das auch für die Lösung der Hieroglyphenrätsel von größter Bedeutung wurde. Aber damit nicht genug. Es gelang ihm auch, Beiträge zur Grammatik der altägyptischen Volkssprache zu liefern und einige Worte der Hieroglyphenschrift zu übersetzen.

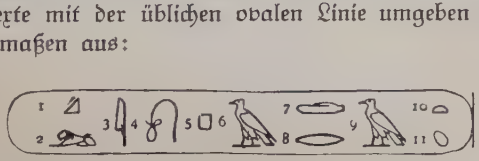
Auf Grund der Forschungsergebnisse Åkerblads beschäftigte sich der englische Arzt und Naturforscher Thomas Young zuerst mit gewissen Hieroglyphenzeichen, die von ovalen Grenzlinien umrahmt waren. Ein dänischer Gelehrter, Zoëga, hatte bereits nachgewiesen, daß diese Zeichen die Namen von Königen und Königinnen waren. Young gelang es nun, zwei Buchstaben in dem Königsnamen Ptolemäus und drei andere Hieroglyphenzeichen richtig zu deuten. Aber der eigentliche Löser der Aufgabe war der Franzose François Champollion.

Er bekommt festen Boden unter die Füße, als er die sieben Hieroglyphenzeichen herausfindet, aus denen der Name des Königs Ptolemäus oder Ptolemaios, wie er im Griechischen heißt, besteht. Nach vielem Kopfzerbrechen kommt er schließlich dahinter, daß der Name in den Hieroglyphentexten die Form Ptolmais hat.



1 = p, 2 = t, 3 = o, 4 = 1, 5 = m, 6 = ai, 7 = s.

Dabei hilft ihm der Name der Königin Kleopatra, der auf einem Obelisk auf der kleinen Insel Philä südlich vom ersten Katarakt in einem mit griechischer Übersetzung versehenen Hieroglyphentexte vorkommt. Von diesem Texte erhielt Champollion eine Abbildung, und der Name Kleopatra, der in dem Hieroglyphentexte mit der üblichen ovalen Linie umgeben war, sah folgendermaßen aus:



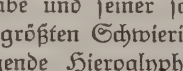
1 = k, 2 = l, 3 = e, 4 = o, 5 = p, 6 = a, 7 = t, 8 = r, 9 = a.
10 und 11 sind Zeichen, die weibliche Eigennamen abschließen.

Durch die Deutung dieses Namens hatte Champollion bei beiden Namen gemeinsame Hieroglyphen herausgebracht, nämlich p, o, l, zwei Zeichen für verschiedene t-Laute und sieben andere hieroglyphische Buchstaben. Nach diesem schönen Erfolg war es nur natürlich, daß er auf dem eingeschlagenen Wege weiterging und vergleichende Untersuchungen aller ihm erreichbaren Königsnamen und Königstitel anstellte, die mit Hieroglyphenzeichen geschrieben waren. Auf diese Weise kam er Schritt für Schritt vorwärts.

Wäre nun die Sache so einfach gewesen, wie man sie zuweilen darstellt, so hätte er nun bloß Hieroglyphen zu sammeln brauchen, bis er das ganze ägyptische Alphabet beisammen hatte, und dann an die Lektüre der Texte herangehen können! Aber es kamen immer neue Schwierigkeiten. Vor allen Dingen hatte sich ja die Hieroglyphenschrift niemals zu einer reinen Buchstabenschrift entwickelt, sondern dieselbe Hieroglyphe konnte einmal einen Laut oder eine Silbe, ein andermal ein ganzes Wort bezeichnen. Und damit nicht genug; ein und dieselbe Hieroglyphe kann bald diesen, bald jenen Laut bezeichnen, je nach dem unmittelbar folgenden Buchstaben. Ja, es gibt beim Gebrauch der Hieroglyphenzeichen noch eine ganze Masse andere Schwierigkeiten ähnlicher Art, auf die wir hier nicht eingehen können.

Die Arbeit des Übersetzers wird auch noch dadurch erschwert, daß die Hieroglyphenschrift bald von links nach rechts, bald von rechts nach links zu lesen ist. Es hängt das von dekorativen Zwecken ab und von anderen Umständen.

Aber Champollion mit seiner glühenden Begeisterung, seiner genialen Auffassungsgabe und seiner scharfen Logik war der Mann dazu, auch die größten Schwierigkeiten zu überwinden. Da hat er z. B. folgende Hieroglyphenzeichen aus Nubien vor sich:



Die beiden letzten erkennt er sofort wieder. Aber die beiden ersten Zeichen? Nr. 1 deutet er als ein Bild der Sonnenscheibe, und er weiß, daß die Sonne Ra heißt. Der zweiten Hieroglyphe schreibt er die Bedeutung „Geburt" zu. Da nun im Koptischen

dieses Wort mas heißt, so bekommt er das Wort Ramases, d. h. Ramses, heraus.

In einer anderen Ellipse fand er einen Namen, der auf dieselbe Weise endete, aber mit einem Ibisvogel anfing.

Nun ist der Ibis dem Gotte Tot heilig, also las Champollion mit untrüglicher Sicherheit Totmes. Danach, kann man sagen, hatten die Hieroglyphen aufgehört, für ihn undurchdringliche Mysterien zu sein.

Ein langer Aufenthalt in Ägypten gab ihm Gelegenheit, sehr viele Hieroglyphentexte an Ort und Stelle zu studieren und zu enträtseln. Mit großer Vorliebe arbeitete er in den Königsgräbern; aber die Überanstrengung legte den Grund zu seinem frühen Tode.

Nach der Heimkehr konnte er noch das Manuskript eines ägyptischen Wörterbuchs und einer Grammatik fertigstellen und seine gewaltigen Sammlungen ordnen, dann raffte ihn der Tod hinweg.

Niemand ist unfehlbar, nicht einmal ein Genie wie François Champollion. Nach seinem allzu frühen Tode, 1832, war vieles von seinen Forschungsergebnissen zu berichtigen und noch viel mehr nachzutragen. Im großen und ganzen aber haben seine Deutungen der Hieroglyphen das Richtige getroffen. Eine entscheidende Probe bestanden sie im Jahre 1866. Damals entdeckte man im Nildelta wieder eine dreisprachige Inschrift. Man fand sie in den Ruinen der altägyptischen Stadt Tanis. Dieser Tag wurde ein Tag des Triumphes für Champollions Forschung. Die Übersetzung des Hieroglyphentextes, die man nach seinem System vornahm, stimmte genau mit dem griechischen Texte des neuen Fundes überein.

Champollions Ergebnisse finden noch eine andere Bestätigung eigentümlicher Art. Der antike Schriftsteller, der am ausführlichsten über die Hieroglyphen geschrieben hat, ist der Kirchenvater Clemens von Alexandria, etwa 200 n. Chr. Seine Äußerungen verraten, daß er selber die Erklärungen nicht ver-

standen hat, die andere ihm über die Schriftzeichen gegeben hatten. Das Merkwürdige ist nun, daß wir trotzdem die in der Hauptsache richtige Lösung des Rätsels bereits bei dem alten Kirchenvater vorfinden. Seine Angaben haben bei der Deutung keine Hilfe leisten können; später aber sind sie eine interessante Bestätigung dafür geworden, daß die moderne Hieroglyphenforschung wirklich das Richtige getroffen hat.

Nach Champollions Tode haben viele Ägyptologen an seinem Werke weitergearbeitet. Noch heute aber gibt es schwierige Texte, die dem Scharfsinn der Ägyptologen mehr oder weniger trotzen. Es gibt Literaturwerke, mit denen sich die scharfsinnigsten Sprachforscher sechzig Jahre und länger beschäftigt haben, bis es endlich gelungen ist, sie ganz zu verstehen. Ab und zu aber werden auch die Ägyptologen daran erinnert, daß ihr Wissen noch viele Lücken hat.

Auch auf das große ägyptische Wörterbuch wartet man noch, mit dessen Bearbeitung eine große Menge Sprachforscher, besonders deutsche, beim Ausbruch des Weltkrieges beschäftigt waren. Auch dieses wissenschaftliche Unternehmen hat, wie viele andere, unter der Verwüstung und kulturellen Verwirrung zu leiden gehabt, die das große Blut- und Haßdrama im Gefolge gehabt hat.

## Wie unersetzliche Altertümer zerstört und Tote wieder ans Tageslicht gebracht wurden

### Der Greuel der Verwüstung

Der religiöse Glaube der Ägypter ist in der Kulturgeschichte des Volkes eine stark erhaltende Kraft gewesen. Schon das Klima war ja in einzigartiger Weise dazu geeignet, das Nilland zu einem großen Kulturmuseum zu machen. Doch würden wir noch viel mehr von einer der grundlegenden Perioden der menschlichen Kulturgeschichte wissen, wenn religiöser Eifer und schmutzige Gewinnsucht nicht so viele unersetzliche Werke vernichtet hätten, die der Zahn der Zeit verschont hatte.

Die ältesten ägyptischen Christen, die ihre Gottesdienste in Felsengräbern und Felsentempeln abhielten, taten, was in ihren Kräften stand, um die Erinnerungen an heidnischen Aberglauben

an den Felsenwänden zu vernichten, und ersetzten sie durch Bilder des Erlösers und der Apostel. Mit der gleichen Rücksichtslosigkeit gingen die Mohammedaner gegen die alten ägyptischen Statuen vor. Die mohammedanische Religion verbot ja alles, was Bildwerk hieß, als Greuel.

Was der religiöse Fanatismus übriggelassen hatte, dessen bemächtigte sich die Gewinnsucht. Die Ägypter selbst haben zu allen Zeiten die Altertümer als eine Einnahmequelle ähnlicher Art betrachtet wie die natürlichen Reichtümer des Bodens.

In erster Linie ging es im Nillande über die altägyptischen Häuser her. Diese waren, wie noch heute die Wohnungen der Fellahs, von ungebrannten Ziegeln aus an der Sonne getrocknetem Nilschlamm errichtet. Allmählich fielen sie der Zeit zum Opfer, und als sie sich nicht mehr zu Wohnungen für Kinder späterer Zeiten eigneten, wußte sich der geizige Fellah Rat und verwandelte sie wieder in Ackererde. Und diese war nun noch viel wertvoller geworden als in alten Tagen, dank den Abfallhaufen, die die Ruinen umgaben. Auf diese Weise sind Memphis und Theben und andere berühmte Städte des ägyptischen Altertums vollkommen vom Erdboden verschwunden.

Aber nicht allein der ägyptische Ackerbau hat in späterer Zeit Nahrung aus den Denkmälern entschwundener Tage des Glanzes gesogen. Auch die Steinindustrie sah in den alten Bauwerken willkommene Beute. Es ist ja immer bequemer, Pyramiden- und Tempelruinen auszunutzen, als Steine für neue Paläste, Straßen und Kais aus den Felsen zu brechen. Unzählige Schöpfungen der klassischen Architektur und Bildhauerkunst, Tempelsäulen und Obelisken sind diesen Weg gegangen. Und es war wohl eigentlich nur die Befürchtung, daß der einträgliche Reiseverkehr aufhören würde, die schließlich die türkische Regierung in Ägypten veranlaßte, eine geordnete Altertümerpflege einzuführen.

Ein Glück im Unglück ist es, daß wir dank der eifrigen Arbeit älterer Archäologen noch Nachbildungen von vielen jetzt zerstörten oder beschädigten Wandreliefs und Inschriften besitzen. Von unschätzbarem Wert für die Wissenschaft ist besonders die Sammlung, die das Berliner Museum verwahrt. Es sind das mit echt deutscher Gewissenhaftigkeit ausgeführte Abklatsche von

Inschriften und Reliefs auf feuchtem Graupapier, die der große Ägyptologe Lepsius in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts genommen hat.

Zu den ägyptischen Naturschätzen, die von gerissenen Geschäftsleuten ausgebeutet worden sind, gehören auch die Mumien. Sie wurden im Mittelalter und noch bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein in pulverisierter Form zu Balsam und anderen Medikamenten verarbeitet; es gab einen einträglichen Handel mit „Totengebeinen". Das wundertuende Heilmittel soll in Europa so begehrt gewesen sein, daß die Fellahs zuweilen, um den Bedarf zu decken, weniger geliebte verstorbene Verwandte notdürftig mumifizierten und verkauften. Auch heute noch hat der Reisende in Ägypten öfter den Eindruck, daß die Mumienhand, die der aufdringliche Händler mit nachgemachten Antiquitäten zuweilen als letzte Seltenheit aus seinem schmutzigen Burnus hervorzieht, früher einmal einer seiner Tanten oder vielleicht seiner verstorbenen Schwiegermutter angehört hat.

Ein ähnliches Schicksal wie die Mumien ereilte auch viele ägyptische Papyrusrollen. Als die Ägypter ihren Altertumswert erkannten, trug zwar dieses Wissen dazu bei, viele Urkunden vor der Vernichtung zu bewahren, andererseits aber wollte der geizige Fellah so viel als möglich aus seiner Beute herausschlagen und machte sich daher kein Gewissen daraus, die Texte zu zerstückeln und das eine Stück hier, das andere dort zu verkaufen.

Da Mumien, Papyrusrollen und kostbare Schmuckgegenstände der Gräber so begehrt waren, braucht man sich nicht zu wundern, daß man nur noch selten ein ägyptisches Grab findet, das von Grabschändern in Ruhe gelassen worden ist.

Zum Glück waren die Grabschänder über den Wert der Grabgegenstände anderer Auffassung als die gelehrten Archäologen; sie hatten es hauptsächlich auf edle Metalle und wertvolle Steine abgesehen.

Wenn man sich darüber entrüstet, daß Funde aus ägyptischen Tempel- und Palastruinen in dunkle, langweilige Museumsräume geschafft und aus ihrer richtigen Umwelt unter dem sonnigen Himmel des Nillandes entfernt worden sind, darf man nicht vergessen, daß z. B. der Engländer Flinders Petrie, der in den Ruinen des Echnatonpalastes einen herrlich bemalten Fuß-

boden zurückließ, den er dort ausgegraben und mit unglaublicher Mühe konserviert hatte, ihn zehn Jahre später von einigen arabischen Lümmeln zerstört vorfand. Die Übeltäter waren Grabwächter eines benachbarten Dorfes, die sich auf diese Weise an den Palastwächtern in El Amarna rächten, weil diese von den besuchenden Reisenden mehr Trinkgelder zu erhalten pflegten, als sie selber von den Fremdlingen zu erpressen vermochten. Immer wieder machten die Archäologen in Ägypten die Erfahrung, daß, wenn sie eine größere Ausgrabung der gräßlichen Sommerhitze wegen unterbrechen mußten, im nächsten Jahre das Zurückgelassene von den eingeborenen Antiquitätenhändlern geplündert und zerstört worden war.

## Die Rettungsarbeit der Archäologen

„Viele meinen," sagt Carter, der Entdecker von Tutanchamons Grab, „ein Archäologe bringe seine Zeit damit hin, sich behaglich von der Sonne braten zu lassen und zuzusehen, wie andere für ihn schuften und ihm zur Abwechslung hier und da Körbe voller herrlicher Altertümer bringen, die sie aus der Erde herausgeholt haben."

In Wirklichkeit arbeitet der Archäologe auf klassischem Boden selber mit Spaten und Hacke zusammen mit seinen Arbeitern und führt beständig die Aufsicht über sie, damit sie keine Fahrlässigkeit begehen. Die erste und wichtigste Regel bei einer wissenschaftlichen Ausgrabung ist die, daß der Archäologe jeden einzelnen Fund mit eigener Hand aus dem Boden heben muß. Ein unbedachter Handgriff kann leicht Schaden anrichten, während ein rechtzeitig angewendetes Konservierungsmittel, wie geschmolzenes Paraffinwachs z. B., einen uralten Holzgegenstand retten kann, der sonst beim ersten Versuch, ihn aus dem Boden zu heben, zusammenfallen würde. Kleider, die so morsch geworden sind, daß sie sich in Staub verwandeln, wenn man sie anfaßt, können mit Hilfe einer Zelluloidlösung zwar nicht ganz gerettet, aber doch stückweise hervorgezogen werden. Einige Stoffe aber, besonders Leinwand, die nicht der Feuchtigkeit oder anderen zerstörenden Einflüssen ausgesetzt gewesen sind, können in ägyptischen Gräbern noch so gut erhalten gefunden werden, als kämen sie direkt vom Webstuhle.

Oft sind aber Holzgegenstände so vermodert, daß alle Rettungsversuche hoffnungslos sind. In einem solchen Falle ist es besonders wichtig, daß der Gelehrte selber zur Hand ist und die Überreste abzeichnet oder photographiert und die üblichen genauen Beschreibungen davon liefert. Es kann auch geschehen, daß man bei dem Ausgraben auf Goldplatten, Fayencestücke oder verzierte Elfenbeinplatten stößt, die einmal den Schaft eines Dolches bedeckt haben. War dieser Schaft von Holz, so ist dieses selber vermodert. Wird aber die Lage der Platten genau aufgezeichnet, so ist es oft möglich, daraus die Größe und Form des Schaftes zu erschließen. Auf diese Weise kann man eine schöne Nachbildung des ganzen Gegenstandes erreichen, während sonst das ganze Ergebnis der Ausgrabung nur einige Stücke Gold, Fayence und Elfenbein gewesen wären.

Ähnlich verhält es sich bei der Öffnung eines Mumiensarges. Hierbei stellen die Gewissenhaftigkeit und die Geduld der Archäologen besonders die Perlenketten auf die Probe, für die die Ägypter eine große Vorliebe hatten. Es ist nichts Außergewöhnliches, daß eine Mumie mit einer Masse von Halsketten geschmückt ist, mit ein paar perlenbestickten Gürteln und Perlenketten an Arm- und Fußgelenken. In einem solchen Falle sind Tausende von Perlen verarbeitet worden, aber die Fäden, auf die sie gereiht waren, sind ausnahmslos vermodert. Die Perlen dagegen liegen im allgemeinen trotzdem in ihrer ursprünglichen Ordnung auf dem Körper des Toten. Es handelt sich also darum, sie sofort wieder auf Fäden zu reihen, ehe sie durcheinandergeraten.

Solche Beispiele zeigen, wie wichtig es ist, daß der wissenschaftlich geschulte Archäologe selber bei jedem Fund zugegen ist und peinlich genaue Aufzeichnungen über alle Umstände macht. Nur dadurch erhält der Fund seinen wissenschaftlichen Wert. Nur so wird es nämlich möglich, sein Alter zu bestimmen und sein Verhältnis zu anderen Altertumsfunden derselben Art festzulegen. Die Unterlassungssünden, die ältere Ausgräber in dieser Hinsicht begingen, haben die Wissenschaft vieler unersetzlicher Möglichkeiten sicherer Datierung beraubt. „Es ist," sagt Carter, „eine unbestreitbare Tatsache, daß unsere Kenntnis des alten Ägyptens mindestens um die Hälfte größer wäre, wenn jede Ausgrabung

planmäßig und gewissenhaft ausgeführt worden wäre. In den Kellern und Magazinen unserer Museen sind zahllose Gegenstände aufgehäuft, die uns wertvolle Aufklärungen zu geben vermöchten, wenn sie erzählen könnten, woher sie stammen. Da stehen Massen von Kisten übereinander voller Scherben und Bruchstücke von Altertümern, die leicht zu ganzen Gegenständen zusammengefügt werden könnten, wenn man nur einige kurze Aufzeichnungen über die Verhältnisse zur Verfügung hätte, unter denen man sie gefunden hat."

Ein zweites Grundgesetz der wissenschaftlichen Altertumsforschung lautet daher: Alle Funde sind sofort, wie sie angetroffen werden, abzubilden, zu beschreiben und so schnell wie möglich zu konservieren, um zu verhindern, daß Aufschlüsse von unersetzlichem Wert spurlos verschwinden. Eine heutige archäologische Expedition — besonders eine, die so reich ausgerüstet ist wie die Carnarvon-Cartersche Tutanchamon-Expedition — verfügt daher über einen Stab von gründlich ausgebildeten Fachgelehrten, die die Altertümer zeichnen und photographieren und alle Zweige der mühsamen Konservierungsarbeit beherrschen.

Am wichtigsten ist die richtige Behandlung der in den ägyptischen Gräbern gefundenen Papyrusrollen. Die Papyrusblätter sind nämlich oft so morsch, daß sie beim Versuch, sie aufzuwickeln, zerfallen. Deshalb muß man die Rollen einige Stunden in feuchte Tücher hüllen, bis die Feuchtigkeit sie ganz und gar durchdrungen hat. Danach kann der Papyrus vorsichtig aufgerollt und unter einer Glasplatte ausgebreitet werden. Wäre z. B. der außerordentlich wertvolle im Turiner Museum aufbewahrte Papyrus, auf dem alle ägyptischen Könige von Menes an aufgezählt sind, so behandelt worden, wie viele jetzt für immer verlorene Aufschlüsse würde er uns nicht gegeben haben, wieviel Ungewißheit wäre der Wissenschaft nicht erspart geblieben!

Der gewissenhafte Ausgräber kann auch oft, wenn er ein altes Stück in seiner ursprünglichen Lage in der Nähe von anderen Gegenständen erblickt, schon daraus wichtige Schlüsse ziehen. Sehr viele Altertumsfunde tragen in den Museen die Aufschrift: „Wahrscheinlich aus der Zeit des Mittleren Reichs", und bei vielen könnte das Alter mit voller Gewißheit bestimmt werden,

wenn die Ausgrabung nach wissenschaftlichen Grundsätzen erfolgt wäre und man also von Anfang an die in der Nähe liegenden Gegenstände beachtet hätte, deren Alter man kannte.

Der Begründer der wissenschaftlichen Archäologie ist der Engländer Flinders Petrie. Vor seiner Zeit war das Suchen nach Altertümern eigentlich eine Art Raubbau.

Der Archäologe darf bei seiner Forschungsarbeit keine Mühe scheuen. Nicht nur mit Hacke und Spaten, auch mit den Fingern muß er aufs Genaueste die Erdschichten, Abfallhaufen und den Inhalt der Gräber durchsuchen, damit auch nicht die kleinste Ton- oder Knochenscherbe seiner Aufmerksamkeit entgeht.

## Einige besonders erfolgreiche Ausgrabungen

Die Wissenschaft der Ägyptologie hat uns großartige Ausblicke über die Entwicklung der menschlichen Kultur erschlossen. Wir können jetzt in der Geschichte des Nillandes eine ihrer ältesten Wurzelfasern vom vierten Jahrtausend v. Chr. bis zum Aussterben der uralten Kultur verfolgen, also eine in den Hauptzügen zusammenhängende Kulturentwicklung von vier Jahrtausenden, die auf dem ganzen Erdball nicht ihresgleichen hat. Neben der Arbeit an der Deutung der alten ägyptischen Inschriften sind seit den Tagen der Napoleonischen Expedition auch mehr oder weniger planmäßige Ausgrabungen nebenher gegangen, an denen sich fast alle Kulturvölker beteiligt haben. Die Ergebnisse dieser Expeditionen befinden sich jetzt teils an den Fundstellen selber, teils in den verschiedenen Museen.

Der hervorragendste Pionier unter den ägyptischen Archäologen nach der Napoleonischen Expedition dürfte der Italiener Belzoni sein. In der größten Sommerhitze grub er den Grabtempel Ramses II. bei Abu Simbel aus dem nubischen Wüstensande heraus. Als die Eingeborenen von der Arbeit wegliefen, brachte er sie mit Hilfe von nur fünf anderen Europäern zum Abschluß. Es gelang ihm, in die zweitgrößte Pyramide bei Kairo einzudringen, deren Grabkammer er freilich geplündert vorfand. In dem alten Theben sammelte er wertvolle Kunstwerke und machte die denkwürdigsten Funde am gegenüberliegenden Ufer im Tal der Könige und in den Gräbern der Großen, wo er besonders nach Papyrusrollen suchte.

Als er die endlosen Grabgänge im Gebirge von Kurna fand, waren sie mit Mumien aus späterer Zeit beinahe vollgestopft. Nur mit Aufgebot seiner ganzen Kraft konnte der starke Mann sich dort im Innern des Berges durch die unheimliche Umgebung hindurchdrängen, während Schädel, Arme und Beine um ihn herumpolterten. Als er sich einmal auf einen Haufen Mumiensärge setzte, um etwas zu verschnaufen, merkte er plötzlich, wie er immer tiefer sank, und er verschwand in einer Wolke von Staub. Unter dem Drucke seines schweren Körpers hatten sich die Toten und ihre Särge in Staub verwandelt. Entsetzt griff er um sich, um einen Halt zu finden, aber alles, was er berührte, fiel zusammen. Es gelang ihm schließlich auszuharren, bis sich der erstickende Staub, der von den Mumien aufstieg, gelegt hatte.

Belzonis größte Entdeckung war das Grab Setis I. mit seinen wunderbaren Wandreliefs, die alle anderen im Tal der Könige übertreffen und ebenbürtige Gegenstücke nur in dem herrlichen Tempel desselben Königs in Abydos haben. Nachdem er durch prächtig geschmückte Säle und Gänge hundert Meter tief in den Berg hineingewandert war, stieß Belzoni auf Setis kostbaren Sarkophag aus weißem Alabaster, dessen Wände so dünn waren, daß das Licht hindurchschimmerte. Es gelang ihm, dieses in seiner Art unübertroffene Prachtstück unbeschädigt fortzuschaffen. Es ist jetzt der stolzeste Schmuck des schönen Soane-Museums in London.

Im Jahre 1850 beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte der ägyptischen Ausgrabungen. Nunmehr wurden sie von dem Franzosen Mariette in die Hand genommen, dem Schöpfer der ägyptischen Altertumspflege und des großen Museums in Kairo. Mit glühendem Eifer führte er große Ausgrabungen in der Umgebung von Kairo und in Theben aus und förderte unverhofft reiche Schätze an Kunstwerken und anderen Altertümern zutage. Wir werden in anderem Zusammenhange auf seinen Fund des Mausoleums der heiligen Apisstiere bei Sakkara zurückkommen.

Drei Meilen südlich von Kairo liegt das Dorf Dahschur, in dessen Nähe mehrere Pyramiden stehen, darunter zwei sehr verfallene Ziegelpyramiden, die früher einmal mit weißem Kalk-

Dolch aus Dahschur.

stein bekleidet waren. Diesen Denkmälern wendete ein Nachfolger Mariettes, de Morgan, seine besondere Aufmerksamkeit zu. Die nördliche Ziegelpyramide hatte bisher den Anstrengungen selbst der tatkräftigsten Ausgräber widerstanden; es war nicht gelungen, das Grab zu finden, das sie barg. Das Ergebnis aller Untersuchungen war bloß die Erkenntnis gewesen, daß die Pyramide massiv war; also mußte sich das Grab in dem Felsengrunde unter der Pyramide befinden. Man kann sich die Spannung Morgans vorstellen, als es ihm eines Tages im Jahre 1894 wirklich gelang, neben der Pyramide den Eingang zu dem unterirdischen Raume zu finden. Als er dorthin gelangte, fand er zu seiner weiteren Verwunderung, daß er nicht bloß ein Grab entdeckt hatte, sondern eine ganze Galerie von Grabkammern. Freilich hatten auch hier, obwohl die Gräber sehr schwer zugänglich waren, bereits Diebe und Räuber gehaust.

In der Pyramide ruhte nun aber nicht ihr Bauherr Sesostris III., sondern hier lagen weibliche Mitglieder seiner Dynastie. Als eines Tages ein Arbeiter damit beschäftigt war, in einer Grabkammer aufzuräumen, stürzte er plötzlich in einen kleineren Hohlraum unter dem Fußboden. Her mit der Hacke! Und was förderte sie zutage? Trümmer eines Juwelenschreins mit goldenen und silbernen Einlagen. Morgan wurde herbeigerufen, und aus dem dunklen Loche wurden die herrlichsten Hals- und Armringe, Hängeschmuck und andere Meisterwerke der Goldschmiedekunst hervorgeholt. Noch niemals war ein so wertvoller Fund dieser Art in Ägypten gemacht worden.

Morgan hatte sich noch nicht von der ersten Überraschung erholt, als in dem Grabe einer anderen Prinzessin eine ähnliche geheime Schatzkammer entdeckt wurde. Wiederum wurde hier bestätigt, daß die ägyptische Goldschmiedekunst während der zwölften Dynastie auf einer wunderbaren Höhe stand.

Auch bei der südlichen Pyramide und in einem anderen Teile des ergiebigen Grabfeldes bei Dahschur machte Morgan noch weitere kostbare Funde. In einem Sarkophage, der den Anschlägen der Grabschänder entgangen war, lag eine ägyptische Prinzessin in ihrem königlichem Staate, der früher einmal mit einem jetzt vermoderten Netze von Perlen bedeckt gewesen war, und am Halse, an Arm- und Fußgelenken trug sie kostbare

Hängeschmuck aus Dahschur.

Kleinode. Noch reicher geschmückt war die Königin, die in einer Grabkammer neben der Prinzessin ruhte. Das Herrlichste von allen Kostbarkeiten waren zwei Diademe aus Gold und Edelsteinen. Das Grab des großen Sesostris fand Morgan schließlich auch nach unerhört harter Arbeit; dieses aber war völlig ausgeplündert.

Ein Jahrzehnt später bereicherten die Kenntnis der ägyptischen Geschichte und nicht zum wenigsten der Kunstgeschichte unglaublich kostbare Funde, die Maspero, der berühmteste Nachfolger Mariettes, bei Ausgrabungen im ungeheuren Amon-

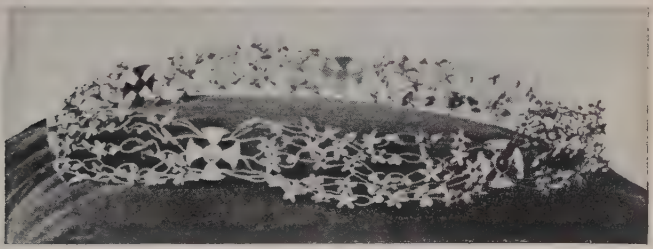
tempel in Karnak machte. Vierjährige Ausgrabungen beförderten nicht weniger als 16000 Bronzestatuetten und Statuen von Osiris und anderen Gottheiten zutage, mehr als 600 Statuen von Königen und anderen vornehmen Männern, darunter die beste Statue, die wir von dem großen Totmes III. haben, und eine Statue Tutanchamons. Auch eine Masse Holzskulpturen fand man, die jedoch leider von der Bodenfeuchtigkeit so arg mitgenommen waren, daß sie schon wenige Stunden, nachdem sie an die trockene Luft gelangt waren, zersprangen und in Staub zerfielen.

Wie ist diese unterirdische Schatzkammer zu erklären? Wahrscheinlich hat hier die Amonpriesterschaft alle diese Statuen zu einer Zeit aufbewahrt, als der Tempel schon so viel Kunstgegenstände erhalten hatte, daß über der Erde kein Raum für weitere war. Könige und Vornehme betrachteten es nämlich als einen unschätzbaren Vorzug, daß ihre Statuen in dem Tempel aufgestellt werden durften. Zur Zeit der Ptolemäer war es nun so weit gekommen, daß man Raum für neue Statuen schaffen mußte, und zu diesem Zwecke begrub man in aller Stille die alten Tempelgeschenke. Auf diese Weise wurde der Tempel von Karnak ein ägyptisches Pantheon, das jahrtausendelang das Andenken an die ersten Männer und Frauen des Landes bewahrte, zum unschätzbaren Vorteile für die ägyptische Kunstgeschichte.

Schon lange Zeit vorher hatte man in der Totenstadt am linken Nilufer gegenüber Theben aufsehenerregende Funde gemacht. Im Tal der Könige sind, fern vom Lärm des Lebens, im Laufe der Jahrhunderte etwa dreißig Pharaonen begraben worden, darunter die größten, die je über Ägypten geherrscht haben. Jetzt ruhen nur noch zwei dort: Amenhotep II. und Tutanchamon. Zur Zeit befindet sich die Mumie Tutanchamons (seit 1926) noch in Kairo. Sie soll aber, sobald die wissenschaftliche Untersuchung beendet ist, in ihr Grab zurückkehren. Keines von diesen Gräbern entging dem Schicksal, von Räubern heimgesucht zu werden. Alle Versuche, ihre Geheimnisse zu hüten, scheiterten daran, daß eine Menge Grabarbeiter und ihre Vorgesetzten Kenntnis von dem hatten, was geheimgehalten werden sollte. Und alle Bewachung wurde natürlich hinfällig,

wenn die Arbeiter und Beamten sich bestechen ließen. Für hungernde Arme und räuberische Burschen war die Versuchung zu groß. Da waren Reichtümer, die die kühnsten Träume übertrafen, dem zugänglich, der rücksichtslos und verschlagen genug war, hier einzudringen.

Unter den starken Königen der achtzehnten und neunzehnten Dynastie waren die Grabschätze noch verhältnismäßig gut geschützt. Zur Zeit der zwanzigsten Dynastie aber wurde das anders. Da saßen schwache Könige auf dem Throne. Die Grabhüter wurden gleichgültig wie andere Beamte und empfänglich



Diadem, gefunden in Dahschur.

für Bestechungen. Und nun begann ein wahres Plünderungsfieber. Wir haben davon Kenntnis durch Papyrusakten aus der Zeit Ramses IX., die Untersuchungen über Grabdiebstähle behandeln. Mehrere Beamte saßen auf der Anklagebank, und wenn man die Akten liest, weist der Verdacht offenbar auf recht hohe Rangstufen hin. Die Strafe aber traf nur die Werkzeuge dieser Herrn, die gestanden, wie sie beim Öffnen der Mumiensärge zu Werke gegangen waren und wie sie sich goldene Halsbänder, kostbare Amulette und sogar das Gold, das den Kopf des toten Pharao bedeckte, angeeignet hatten.

Späterhin wurden die Zustände im Tal der Könige immer schlimmer. Man scheint schließlich gar nicht mehr den Versuch gemacht zu haben, die Gräber selber zu schützen, und beschränkte sich wohl darauf, die ausgeplünderten Mumien zu retten. Man schleppte sie von einem Grab zum anderen. Schließlich wurden dreizehn tote Pharaonen zu verschiedenen Zeiten in das Grab

Amenhoteps II. gebracht, wo sie endlich Ruhe fanden, und die anderen Königsmumien wurden in einer anderen versteckten Felsenhöhle verborgen, wo sie auch fast dreitausend Jahre unbehelligt gelegen haben.

Nachdem die Königsmumien verschwunden sind, hören die altägyptischen Urkunden auf, vom Tal der Könige zu erzählen, dem Schauplatze so vieler ergreifenden Szenen von der Beisetzung der Pharaonen an bis zu den abscheulichen nächtlichen Taten der Grabschänder. Kein Platz auf der ganzen Erde hat eine so märchenhafte Geschichte wie das „Land, das das Schweigen liebte", wie die Alten dieses Totenreich nannten, in dem nur das Rauschen des Windes und das Prasseln von den Felswänden herabstürzender Steine die große Stille unterbricht.

Jetzt waren die Grabkammern und Gänge in den Bergen ausgeplündert und leer, und in den Ruhestätten der Pharaonen hatten sich Füchse, Fledermäuse und Wüsteneulen eingenistet.

In den ersten christlichen Jahrhunderten wurden die Felsengräber Zufluchtsorte für Einsiedler, die hier am Rande der Wüste die ersehnte Weltabgeschiedenheit fanden. Welcher Gegensatz! Erst königlicher Glanz und Prunk, und dann die ärmste Armut!

Aber die frommen Einsiedler mußten Räuberbanden Platz machen, die in der ganzen Gegend Schrecken verbreiteten. Vergebens versuchten die Behörden mit den Banditen aufzuräumen, die sich nur in ihre festungsähnlichen Felsenhöhlen oder noch tiefer in das Gebirge hinein zurückzogen, wohin man sie nicht zu verfolgen wagte.

Deshalb war es von Belzoni ein großes Wagnis, in die Felsenhöhlen einzudringen. Nach ihm aber kamen eine ganze Reihe Forscher dorthin, und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nahm eine von dem großen Ägyptologen Lepsius geleitete deutsche Expedition eine so gründliche Untersuchung des Tales der Könige vor, daß man alle Möglichkeiten für erschöpft hielt — und darauf war von dem berühmten Orte nicht mehr die Rede bis zum Jahre 1881. Maspero hatte damals schon lange einen arabischen Führer im Auge gehabt, der Papyrus und andere Altertümer verkaufte, die aus Königsgräbern herstammen mußten. Der Mann war aus dem Dorfe Kurna,

dessen Einwohner bereits vor dreitausend Jahren die Grabplünderung betrieben hatten und dafür bekannt sind, daß sie auch heute noch bei Gelegenheit dieses Gewerbe ausüben. Schließlich häuften sich die Beweise für die Diebereien des verschlagenen Arabers so sehr, daß Maspero ihn verhaften ließ. Aber da kam Leben in seine Stammverwandten und Freunde! Ganz Kurna stand auf wie ein Mann und beschwor mit heiligen Eiden, daß es nie einen unschuldiger Verdächtigten auf Erden gegeben habe als diesen prachtvollen Führer. Glücklicherweise aber geriet der so hartgeprüfte Ehrenmann mit seinen vier Brüdern in Streit, und einer von ihnen verriet den Behörden, daß die Familie über eine geheime Schatzkammer von nicht weniger als vierzig Mumien verfügte, die man bereits vor sechs Jahren entdeckt hatte. Ein besonders tüchtiger Museumsbeamter wurde sofort aus Kairo nach Kurna geschickt, um den Fundort zu untersuchen. Von einer schwer zugänglichen Höhle hoch oben in einer Felswand führten lange, sehr beschwerliche Gänge zu einer großen Kammer im Innern des Berges. Beim Flackerschein mitgebrachter Lichter sah der Forscher dort eine Menge Särge, auf denen er mit immer größerem Erstaunen die Namen einiger der größten Könige Ägyptens und ihrer Angehörigen las, Namen wie Totmes III., Seti I. und Ramses II., deren ausgeplünderte Gräber man schon lange gekannt, deren Gesichter zu schauen man aber auch im Traume nicht mehr gehofft hatte. Man hatte also nicht ein Grab gefunden, sondern aus Angaben auf den Särgen und Sterbegewändern ging hervor, daß die Toten vor dreitausend Jahren in einer Zeit des Verfalls und der Gesetzlosigkeit von Hütern der königlichen Gräber in dieses Versteck gebracht worden waren, um sie vor den immer frecher werdenden Grabplünderern zu schützen.

Der Museumsbeamte hatte nun noch die schwere Aufgabe, die kostbaren Altertümer in das Schiff hinabzuschaffen, das sie nach dem ägyptischen Museum bringen sollte. Es galt die Arbeit zu vollenden, bevor die Wut der Bevölkerung über den Verlust einer so reichen Einnahmequelle vielleicht zu Unruhen führte.

Ein ergreifendes Schauspiel war es, als das Mumienschiff mit seiner kostbaren Ladung den Nil hinabfuhr. Die Bevölkerung der ganzen Umgegend lief ans Ufer hinab. Die Weiber

rauften sich die Haare und stießen gellende Klagerufe aus, ganz wie in jenen Tagen, als der Leib der verstorbenen Pharaonen der ewigen Ruhe geweiht wurde, und die Männer feuerten ihre Gewehre ab, wie bei einem Begräbnis.

Derselbe Araber, der dieses Versteck verraten hatte, leistete ein Jahrzehnt später wiederum einen unschätzbaren Dienst. Er war inzwischen in den Dienst der ägyptischen Altertümerverwaltung getreten, und sein feiner Spürsinn hatte ihn nun eine versteckte Grabkammer finden lassen, die u. a. nicht weniger als 153 Särge mit Mumien von Priestern und Priesterinnen des Amontempels enthielt.

Im Jahre 1898 wurden in dem Tale neue Funde gemacht. Man entdeckte damals mehrere Königsgräber, darunter das Totmes I., Totmes III. und Amenhoteps II. Das letztere enthielt nicht nur den Leib Amenhoteps, sondern auch dreizehn andere Königsmumien, die zur Zeit der einundzwanzigsten Dynastie dort in Sicherheit gebracht worden waren. Sie wurden alle nach Kairo ins Museum gebracht. Die Mumie Amenhoteps aber blieb in ihrem Sarkophag, und das Grab wurde umzäunt und verschlossen und mit Bewachung versehen. Kurze Zeit darauf drang eine Bande von Grabschändern ohne Zweifel im Einverständnis mit dem Grabhüter in die letzte Ruhestätte Amenhoteps ein und holte die Mumie aus dem Sarkophag heraus, um die Kostbarkeiten zu stehlen, die der Tote etwa bei sich hatte. Die ägyptische Altertümerverwaltung kam wohl den Banditen auf die Spur und zog sie zur Rechenschaft; das Gericht aber bestand aus Eingeborenen, und was nutzten da alle Beweise! Über diese Geschichte mögen die nachdenken, die die modernen Archäologen Vandalen nennen, weil sie die Kostbarkeiten der Gräber in den Museen in Sicherheit bringen.

Im Jahre 1902 erhielt ein steinreicher Amerikaner namens Davis von der ägyptischen Regierung die Erlaubnis, im Tal der Könige Ausgrabungen vorzunehmen. Er arbeitete dort zwölf Winter lang und entdeckte u. a. das Grab der Hatschepsut und die Felsenhöhle, in die man den Sarkophag und die Mumie Echnatons und einen Teil seiner Begräbnisaussteuer aus seinem ursprünglichen Grabe in El Amarna gebracht hatte.

Abenteuerlich war die Entdeckung des Grabes, in dem die

Eltern Teje, Juja und Tuju, ruhten. Nachdem man einen gewaltigen Haufen herabgefallener Steine beiseite geschafft hatte, legte Davis allmählich die Bergwand bloß, und nun wurde eine Treppe sichtbar, die in ein Grab hinabführte, dessen Eingang vermauert war. Oben war natürlich die Mauer von Grabschändern erbrochen worden. Nachdem sie beseitigt war, begab sich der Entdecker in Begleitung Masperos in das Grab. Weiter drinnen stießen sie auf eine neue Mauer. Nachdem so viele Steine entfernt sind, daß man durch die Öffnung hindurchkriechen kann, klettern sie in die Grabkammer hinein, und beim Lichte ihrer Stearinkerzen scheint der dunkle Raum von lauter Gold zu schimmern. Auf dem goldenen Bande, das einen Sarkophag umschließt, liest Maspero den Namen Juja. In seinem Eifer bringt Davis das Licht in die Nähe des Sarkophags, wird aber glücklicherweise im letzten Augenblick von Maspero zurückgehalten, sonst hätte die Grabkammer binnen wenigen Sekunden in Flammen gestanden. Der Sarkophag war nämlich aus Holz und mit Asphalt überzogen. Nachdem man diese Warnung erhalten hatte, arbeitete man später in dem Grabe bei elektrischer Beleuchtung.

Bei näherer Untersuchung zeigte sich, daß das Grab auch Särge der Tuju enthielt, denn hier waren mehrere Särge ineinander geschoben, die mit Gold- und Silberplatten überzogen waren. Die Deckel der Sarkophage und Särge hatten die Grabschänder erbrochen und die Mumienbänder zerrissen, um sich die Schmucksachen und Juwelen, die darin eingewickelt waren, anzueignen. Beide Toten waren ehrwürdige Greisengestalten mit schneeweißem Haar, er mit langem, welligem Haar, sie mit kürzerem, dünnem. Juja ist ein stattlicher Mann gewesen, Tuju aber war von kleinem Wuchs. Ihre Mumie trug zwei niedliche Sandalen aus Goldblech.

Von all den wundervoll gearbeiteten Grabgeschenken, mit denen König Amenhotep III. und Königin Teje ihre Angehörigen ausgestattet hatten, hatten die Diebe nur einige kleinere Kostbarkeiten mitgenommen. Unter den gefundenen Gegenständen befinden sich Meisterwerke ägyptischer Möbelkunst wie Lehnstühle, ein Juwelenschrein mit eingelegtem Ebenholz und Gold sowie ein zierlich gearbeiteter Wagen. In dem Grabe standen auch einige

ungewöhnlich schöne Alabastervasen, und aus demselben halbdurchsichtigen Gestein waren auch die Gefäße, in denen die Eingeweide der Toten aufbewahrt wurden. Auf ihren Deckeln ist der Kopf des Schutzgeistes des Toten angebracht. Insgesamt fand man gegen zweihundert verschiedene Gegenstände, die den Beweis lieferten, daß das ägyptische Kunsthandwerk unter der achtzehnten Dynastie auf unerwartet hoher Stufe gestanden hat. Sie gehören jetzt zu den kostbarsten Zierden des Museums in Kairo.

Im Jahre 1914 ging die Erlaubnis zu Ausgrabungen auf den englischen Altertumsfreund Lord Carnarvon und seinen wissenschaftlich geschulten Mitarbeiter Carter über. Damit beginnt eine neue Glanzperiode in der Geschichte des „Tals". Als Davis seine Ausgrabungen abschloß, glaubte er, daß nunmehr das Tal der Könige völlig erforscht wäre, aber Carnarvon und Carter waren fest davon überzeugt, daß sich unter den Geröllmassen vielleicht keine Gräber, aber doch mindestens Felsenteile befänden, die noch nicht gründlich untersucht waren. Sie wußten aber auch, daß sie sich auf eine sehr schwere und kostspielige Arbeit einließen. Zuerst mußten etwa 200000 Tonnen Geröll weggeschafft werden, bevor man überhaupt daran denken konnte, einen Fund zu machen. Auch Carnarvon und Carter hätten sich nicht auf diese gewaltigen Vorarbeiten eingelassen, wenn sie nicht sehr bestimmte Hoffnungen gehabt hätten, unter den Schuttmassen das Grab eines bestimmten Königs zu finden. Sie hatten tatsächlich ausgerechnet, daß sich dort die letzte Ruhestätte Tutanchamons befinden müsse. Aber sie sprachen nicht davon.

Davis hatte am Ende seiner Ausgrabetätigkeit in dem Tale unterhalb der von Carter „verdächtigten" Felsenwand eine Fayencevase mit dem Namen Tutanchamon gefunden. Weiterhin war er in der Nähe auf einen Raum im Felsen gestoßen, der u. a. eine zerbrochene Holzkiste mit Resten eines Goldbelages enthielt, der mit Bildern und dem Namen Tutanchamons und seiner Gemahlin verziert war. Davis war der Meinung, er sei auf das ausgeraubte Grab Tutanchamons gestoßen. Carter aber war anderer Ansicht. Die Felsenkammer war viel zu klein, als daß sie ein Königsgrab hätte sein können. Ferner hatte Davis früher in einem anderen nahegelegenen Versteck in dem

Felsen einige große Tongefäße gefunden, deren Inhalt so kunterbunt aussah, daß er eine nähere Untersuchung unterließ. Ein anderer Archäologe aber machte sich damit zu schaffen. Er fand Siegel, von denen einige den Namen Tutanchamon trugen, andere das Zeichen der königlichen Totenstadt. Er fand leinene Kopftücher, von denen eines das letzte bekannte Datum der Regierung Tutanchamons aufwies. Er fand Halskragen aus Blumen, wie sie die Trauernden bei Begräbnissen zu tragen pflegten, und eine Masse andere Gegenstände. Alles war offen-

Wagen aus dem Grabe Jujas und Tujus.

bar einmal beim Begräbnis Tutanchamons verwendet worden und dann zusammengetragen und in die Tongefäße gesteckt worden.

Es lag also der Schluß sehr nahe, daß sich das Grab Tutanchamons in diesem Teile der Totenstadt befinden mußte. Carnarvon und Carter entschlossen sich daher auch, ihre Ausgrabungspläne dort ins Werk zu setzen. Doch da brach der große Weltkrieg aus.

Im Herbst 1917 konnten sie aber doch ihren archäologischen Feldzug im Tal der Könige beginnen. Noch im Frühjahr 1922 hatten sie keine nennenswerten Ergebnisse erzielt. Sollten sie das ganze Unternehmen aufgeben? Sie entschlossen sich schließlich, noch einen Winter auszuhalten.

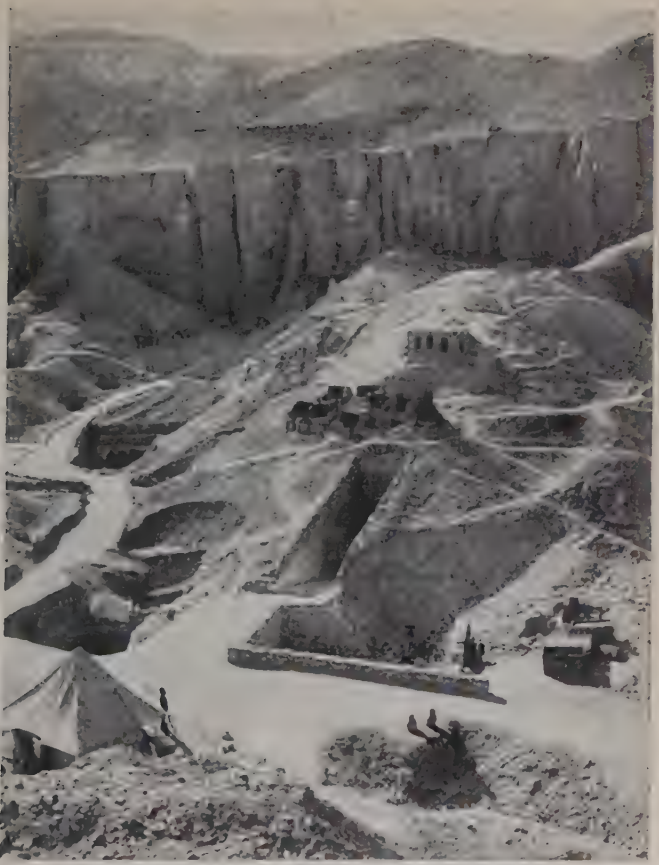
Nun aber traf das Unerwartete ein: kaum hatten Carters Leute im Herbst 1922 Hacke und Spaten in den Boden ge-

setzt, als er eine Entdeckung machte, die seine kühnsten Träume weit übertraf. Als er am Morgen des 4. November an die Arbeitsstelle kam, empfingen ihn die Arbeiter mit der Nachricht, daß man unter dem Schutt einige in den Felsen eingehauene Treppenstufen gefunden hatte. „Nun wagte ich," sagt er, „beinahe zu hoffen, daß wir endlich unser Grab gefunden hätten. Man kann sich vorstellen, mit welch fieberhaftem Eifer nun Hacke und Spaten arbeiteten. Am folgenden Tage konnte nicht mehr zweifelhaft sein, daß wir wirklich den Eingang zu einem Grabe vor uns hatten. In Erinnerung an frühere Enttäuschungen wagten wir aber nicht, uns ganz der Freude hinzugeben. Alle Wahrscheinlichkeit sprach ja dafür, daß dieses Grab, wie fast alle anderen, vollständig ausgeplündert war. Unterdessen kam eine Treppenstufe nach der anderen zum Vorschein. Bei Sonnenuntergang war die ganze Treppe ausgegraben. Und an die unterste Stufe schloß sich eine versiegelte Tür."

An diesem Tage begnügte sich Carter damit, ein Loch in die wiederzugemauerte Türöffnung hineinzubohren, um eine elektrische Lampe hindurchstecken zu können. Beim Lichtscheine sah er, daß der Gang, der von der Tür nach der Grabkammer führte, voller Steine und Schutt war, ein erfreuliches Zeichen dafür, daß dieses Grab von den Behörden sorgfältig geschützt worden war.

„Alles, buchstäblich alles konnte hinter diesem Gang verborgen liegen," ruft er und fügt hinzu: „Ich mußte meine ganze Selbstbeherrschung aufbieten, um nicht sofort die Tür aufzubrechen und weiter zu forschen." Lord Carnarvon befand sich in England, und bis zu seiner Ankunft mußte die Arbeit ruhen. Um unwillkommene Besuche zu verhindern, ließ Carter das Grab unter zuverlässigen Schutz stellen, den Eingang wieder mit Schutt zudecken und obendrein große Steine darüber wälzen.

Am 23. November traf Carnarvon in Luksor ein, und die Arbeiten konnten wieder aufgenommen werden. Nachdem der Schutt von der Treppe wieder entfernt worden war, konnte man zunächst eine nähere Untersuchung der Siegel an der Tür des Grabes vornehmen, und dabei ergab sich, daß mehrere den Namen Tutanchamon trugen. Das trieb die Spannung auf die Höhe. Man machte aber auch die niederschmetternde Entdeckung,



Zugang zu Tutanchamens Grab bei A. Bei B Eingang zum Grabe Ramses IV.
Nach Carter, Tut-ench-Amun. F. A. Brockhaus, Leipzig.

daß die Tür und der Schutt drinnen im Gange deutliche Spuren davon trugen, daß das Grab geöffnet und wieder versiegelt worden war.

Im Laufe des Nachmittags des 26. November wurde der Gang hinter der äußeren Tür von Schutt und Steinen frei-

gelegt, und man stand abermals vor einer versiegelten Tür, die auch offenbar geöffnet und wieder verschlossen worden war. „Mit zitternden Händen," fährt unser Gewährsmann fort, „machte ich nun oben in der linken Ecke eine kleine Öffnung." Nachdem er sich vergewissert hatte, daß keine giftigen Gase ausströmten, führte er durch das Loch ein Licht ein. „Zuerst," sagt er, „konnte ich nichts sehen; denn die heiße Luft, die aus der Grabkammer strömte, brachte die Flamme zum Flackern. Nachdem sich meine Augen aber an die Beleuchtung gewöhnt hatten, traten aus dem Dunkel der Grabkammer einzelne Gegenstände hervor: seltsame Tiere, Statuen und Gold — überall glänzendes, schimmerndes Gold! Einen Augenblick war ich stumm vor Verwunderung. Schließlich fragte Lord Carnarvon ängstlich: ‚Können Sie etwas sehen?' — ‚Ja, wunderbare Dinge,' war alles, was ich zu stammeln vermochte. Darauf erweiterten wir das Loch, so daß wir beide in die Grabkammer hineinblicken konnten, und führten eine elektrische Lampe ein. Sicherlich hat man nie zuvor in der ganzen Geschichte von Ausgrabungen etwas so Wunderbares gesehen wie diesen Anblick, der sich uns bei dem Strahl der elektrischen Lampe bot, des ersten Lichtes, das nach drei Jahrtausenden in das Dunkel dieser Kammer drang. Niemals hatten wir uns etwas Ähnliches träumen lassen.

Da standen zunächst uns gerade gegenüber drei große vergoldete Bahren, deren Seiten in der Form von Tierungeheuern mit Köpfen von Löwen, Flußpferden und Kühen, den Inkarnationen der Göttin Hathor, geschnitzt waren. Dann fesselten unsere Aufmerksamkeit zwei schwarze Königsstatuen in Lebensgröße. Wie Schildwachen standen sie an der gegenüberliegenden rechten Wand der Kammer in goldenen Röcken und goldenen Sandalen, Streitkolben und Stab in der Hand und die heilige Uräusschlange, das Symbol der Königsmacht, auf der Stirn."

Zwischen diesen größeren Gegenständen befanden sich zahllose andere. Da standen Kästen mit außerordentlich schönen Malereien und Einlagen von türkisblauer Fayence und Gold, Kästen aus Ebenholz und Elfenbein. Da standen Alabastervasen in herrlich durchbrochenen Mustern und ein schöner Prunkbecher aus demselben halbdurchsichtigen Material in Form einer aufgeblühten Lotosblume. Die Henkel bestanden aus Lotosknospen, die kniende

Gestalten trugen, Sinnbilder des ewigen Lebens. Da standen seltsame schwarze Schränke, und aus einem sah durch die offene Tür eine größere goldene Schlange heraus. Da standen edel geschnitzte Stühle und ein goldeingelegter Thronsessel und links ein Wirrwarr von auseinandergenommenen umgekippten Triumphwagen, die von Gold und reichen Einlagen aus farbigem Glas und edlen Steinen glänzten.

Prunkbecher aus Alabaster.
Nach Carter, Tut-ench-Amun. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Die Wagen waren so groß gewesen, daß sie nicht durch den Gang zur Grabkammer hindurchgingen. Deshalb hatte man beim Begräbnis die Radachsen zersägen und die Räder abnehmen müssen. Das Holz der Wagen war gut erhalten. Das Ledergeschirr aber war von der Feuchtigkeit angegriffen und in eine zähe, schwarze Masse verwandelt worden. Zum Glück war das Riemenzeug fast überall mit Goldblech belegt, und mit dessen Hilfe konnte Carter das Geschirr in seiner ursprünglichen Gestalt wiederherstellen.

„Plötzlich aber kam uns der Gedanke," sagt Carter, „hier gibt es ja weder einen Sarkophag noch irgendeine Spur von einer Mumie? Da fiel unser Blick auf noch eine versiegelte Tür auf der rechten Seite zwischen den beiden schwarzen Schildwachen, und allmählich wurde uns klar, daß wir bisher nur in den Vorraum der eigentlichen Grabkammer gekommen waren. Hinter dieser versiegelten Tür mußten sich noch andere Kammern befinden, und in einer von diesen würden wir den Pharao mit seiner ganzen prächtigen Totenausstattung vorfinden."

Am folgenden Morgen untersuchte man die versiegelte Tür und entdeckte, daß sich dicht über dem Boden ein Loch befunden hatte, so groß, daß ein schlanker Mann hatte hindurchschlüpfen können. Dieses Loch war später wieder zugemauert und versiegelt worden. „Wir waren also," ruft Carter, „doch nicht die Ersten am Platze! Auch hier waren uns die Diebe zuvorgekommen, und es blieb uns nur noch übrig, festzustellen, wieviel Schaden sie hatten anrichten können ... Am liebsten hätten wir diese Tür geöffnet, um sofort Klarheit zu erhalten. Durch ein solches Vorgehen hätten wir aber mehrere von den Schätzen des Vorraums schwer gefährden können. Und diese konnten wir nicht fortschaffen, bevor ein Verzeichnis der Funde, verbunden mit einer vollständigen photographischen Aufnahme des Ganzen, aufgesetzt war, und diese Aufgabe erforderte noch ziemlich lange Zeit."

Also wandten die glücklichen Entdecker ihre ganze Aufmerksamkeit wieder den bisher gemachten Funden zu. Schon diese bewiesen, auf welcher hohen Stufe die ägyptische Kunst und das Kunsthandwerk vor dreiunddreißig Jahrhunderten gestanden hatte. Jeder einzelne Gegenstand war von so hohem Wert, daß er schon allein genügt hätte, ihn als reichliche Belohnung für die Ausgrabungsarbeit eines ganzen Winters anzusehen.

Als Carter und Carnarvon sich nun in diese Goldgrube von Funden vertieften, machten sie plötzlich noch eine Entdeckung. In der Wand gerade gegenüber bemerkten sie eine versiegelte Tür mit einem von Grabschändern herrührenden Loch, das nicht wieder zugefüllt war, und beim Schein einer elektrischen Lampe sahen sie in eine dritte Kammer hinein, die wohl kleiner war als die erste, aber noch mehr mit Begräbnisgegenständen angefüllt.

Dort aber herrschte ein wildes Durcheinander. Alles deutete darauf hin, daß Grabschänder am Werke gewesen waren.

„Bei diesem Anblick," fährt Carter fort, „kam uns plötzlich zum ersten Male klar zum Bewußtsein, welche gewaltige Verantwortung wir auf uns genommen hatten. Dieses hier war kein gewöhnlicher Fund, der in einem Ausgrabungswinter erledigt werden konnte. Hier war ungeheuer viel zu tun, bis wir auch nur mit der Arbeit beginnen konnten, die erste Grabkammer auszuräumen. Große Mengen von Präparationsmitteln und Packmaterial mußten herbeigeschafft werden. Der Rat sachkundiger Fachmänner mußte eingeholt werden über die beste Art, wie gewisse Gegenstände zu behandeln waren, und an einer geschützten Stelle mußte ein Laboratorium eingerichtet werden zur Behandlung, Aufzeichnung und Verpackung der Funde. Und dazu kamen dann natürlich alle Messungen und das viele Photographieren!" Erst kurz vor Jahreswechsel konnte der erste Gegenstand aus dem Grabe ans Tageslicht geschafft werden, der erste von sechs- bis siebenhundert in dieser einen Kammer!

Einer der vom künstlerischen Standpunkte aus allerwertvollsten Funde war eine Truhe mit außerordentlich fein ausgeführten Malereien in hellen, herrlich glänzenden Farben, die Jagd- und Kriegsbilder darstellen. Man sieht da, wie der König von seinem Wagen aus mit Pfeilen Gazellen, Antilopen, Wildesel, Löwen, Hyänen, Strauße und anderes Wüstenwild erlegt. Auf einem anderen Bilde wird er in Gestalt einer Sphinx dargestellt, die die Feinde unter die Füße tritt. So ausgezeichnet ist die Technik dieses Kunstwerks, daß man eine Lupe braucht, um die Einzelheiten in ihrem vollen Werte schätzen zu können. In der Truhe lagen prachtvolle Königskleider, darunter ein Gewand, das von oben bis unten mit Perlen geschmückt war, und ähnliche Funde wurden in anderen Truhen gemacht. In einer fand man ein ungewöhnlich schönes Zepter aus massivem Gold und einer azurblauen Glasmasse. In einer anderen standen schöne Opferschalen aus Lasurstein oder blauer Fayence. In einer dritten fand man ein prachtvolles Mieder, das aus mehreren tausend kleinen Goldstücken, Glasmasse und Fayence zusammengesetzt war. Ohne Zweifel gehört dieses Prachtstück zum Kostbarsten, was in dieser Art jemals in Ägypten hergestellt worden ist. In überwältigen-

der Fülle gab es hier herrliche Zierate von unbeschreiblicher Pracht.

Das größte Kunstwerk war aber ein Thronsessel, der ganz mit Gold belegt und mit eingelegten Steinen geschmückt war. Besonders der Rücken mit den Bildern Tutanchamons und seiner Gemahlin, sowie der goldenen Sonnenscheibe mit ihren Strahlen ist ganz wunderbar in Form und Farbe. Und welche Innigkeit, welches Leben in der schönen Darstellung des königlichen Paares! Wie frei ist hier die Haltung des Königs, und wie entzückend die zarte Gestalt der Königin, die in der Hand eine kleine Schale mit duftender Salbe hält, mit der sie die Schulter ihres Mannes einreibt. Und aus der Höhe sendet die Sonne, Aton, ihre lebenspendenden Strahlen auf die Erde hinab, wo sie nach der Art der El Amarnaschule in freundliche Hände enden. Ohne Übertreibung ist dieses Kunstwerk das Schönste, das jemals in Ägypten gefunden worden ist.

Daß der Thron aus der El Amarnazeit mit ihrer Atonverehrung stammt, geht auch daraus hervor, daß an einigen Stellen des Kunstwerks der ursprüngliche Name des Königs Tutanchaton erscheint, während an anderen das Wort Aton durch Amon ersetzt worden ist.

Das Ausräumen der vorderen Kammer wurde zu einer wahren Geduldsprobe, weil es so schwer war, einen Gegenstand zu entfernen, ohne die anderen zu beschädigen. Einige Prachtstücke waren ausgezeichnet erhalten, andere dagegen so zerbrechlich, daß man nicht im voraus wissen konnte, ob sie ihr eigenes Gewicht tragen konnten, wenn man sie in die Höhe hob. In mehreren Fällen war es notwendig, sie gleich an Ort und Stelle zu konservieren. „Wir fanden z. B.," erzählt Carter, „Sandalen mit Perlenstickereien, bei denen die Fäden gänzlich zerfallen waren. Als diese Sandalen auf dem Boden der Kammer lagen, schienen sie tadellos erhalten zu sein; versuchte man aber eine aufzuheben, so zerfiel sie bei der Berührung. Man mußte sie sofort mit geschmolzenem Paraffinwachs konservieren. Wenn dieses festgeworden war, konnte man die Sandalen wegnehmen. Ähnlich verhielt es sich mit den Begräbnisbuketten. Sie befanden sich in einem solchen Zustande, daß sie bei der ersten Berührung zu Staub zerfallen wären. Nach drei- oder viermaligem Bespritzen

mit einer Zelluloidlösung konnte man sie ohne Gefahr fortschaffen und verpacken."

Mit der Arbeit ging es sehr langsam vorwärts, und man wurde die ganze Zeit das drückende Gefühl einer schweren Verantwortung nicht los. Denn jeder Fund ist ein unmittelbares

Rückenlehne des Thronsessels mit dem Bilde Tutanchamons und seiner Gemahlin
Nach Carter, Tut-ench-Amun. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Vermächtnis der Vergangenheit an die Gegenwart. Wenn der Ausgräber durch Sorglosigkeit, Nachlässigkeit oder Unwissenheit die Summe der Kenntnisse vermindert, die er uns hätte vermitteln können, macht er sich eines schweren Verbrechens schuldig.

„Die Gefahr eines Diebstahls hielt uns auch ständig in Angst. Die ganze Gegend war außer sich vor Erregung über den Grab-

fund, und die phantastischsten Geschichten waren über das Gold und die Edelsteine, die es enthielt, im Umlauf."

Wir haben schon erzählt, daß das Grab Tutanchamons in alten Zeiten nicht ganz von Grabplünderungen verschont geblieben war. Durch die Siegel an der ersten Tür wissen wir, daß der Einbruch bereits wenige Jahre nach dem Begräbnis des Königs stattgefunden hat. Natürlich haben die Einbrecher in erster Linie alle Gegenstände aus massivem Gold zu erraffen versucht. Glücklicherweise haben sie große Eile gehabt, und deshalb sind mehrere dieser Schmuckgegenstände ihrer Aufmerksamkeit entgangen. Welche Kostbarkeiten sie aber mit sich fortgeführt haben, werden wir niemals erfahren.

Endlich war man so weit gekommen, das Geheimnis der versiegelten Tür zu enthüllen. Vorsichtig wurde Stück für Stück aus der trennenden Mauer herausgebrochen. Je mehr sich die Öffnung erweiterte, um so klarer wurde es, daß man wirklich in die Grabkammer Tutanchamons gelangt war. Der Eingang wurde aber von einem altarartigen Schrein versperrt, der ganz mit Gold überzogen und mit Füllungen aus leuchtendblauer Fayence versehen war. Er füllte fast die ganze Grabkammer aus und enthielt offenbar den königlichen Sarkophag. „Als man die beiden Statuen des Toten dort zu beiden Seiten der Tür stehen sah, hinter der sich der goldene Schrein befand, in dem der Tote zur Hälfte sichtbar lag, machten sie," erzählt Carter, „einen fast schmerzlich ergreifenden Eindruck."

Gespannt zogen Carter und Carnarvon die Querriegel zurück und schlugen die Türen auf. Im Innern befand sich ein zweiter kleinerer Schrein mit ähnlich verriegelten Türen, und auf diesen Riegeln befand sich ein unversehrtes Siegel. Man stand hier zum ersten Male vor einem ägyptischen Könige, der von Grabschändern nicht behelligt worden war.

Von der Sarkophagkammer führte eine Tür in eine vierte Kammer. „Ein einziger Blick in diesen Raum," erzählt Carter, „genügte, um uns davon zu überzeugen, daß sich hier die größten Schätze des Grabes befanden. Dem Eingang gegenüber an der anderen Seite stand das schönste Denkmal, das ich je gesehen habe, so ergreifend, daß man vor Staunen und Bewunderung den Atem anhielt. In der Mitte dieses Denkmals stand ein

großer schreinartiger Kasten, der ganz und gar mit Gold überzogen und oben von einer Hohlkehle aus Uräusschlangen abgeschlossen war. Ihn umgaben freistehend Standbilder der vier Schutzgöttinnen der Toten, anmutige Gestalten mit schützend ausgebreiteten Armen, so natürlich und lebendig in ihrer Haltung, so voller Mitgefühl und Erbarmen im Ausdruck ihrer Gesichter, daß man das Anschauen fast als Entweihung empfand." Ohne

Die beiden Wächter am Eingang der Sarkophagkammer.
Nach Carter, Tut-ench-Amun. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Zweifel enthält dieser Schrein die Gefäße, in denen die Eingeweide des Toten nach der Balsamierung aufbewahrt wurden.

Carter und sein Mitarbeiter hatten nun also noch eine gewaltige Arbeit auszuführen. Carnarvon selber aber erlebte die Fortsetzung dieser Forschungen nicht, er, dessen glühender Eifer, dessen Freigebigkeit sie in Gang gesetzt hatte. Sein plötzlicher Tod kurz nach den in ihrer Art unvergleichlichen Triumphen wirft einen dunklen, fast mystischen Schatten auf die Ausgrabungen. Die Todesursache war ein Moskitostich mit nachfolgender Blutvergiftung.

*

Eine der größten Kostbarkeiten der Grabkammer war eine Lampe aus dünnem Alabaster, die wie ein christlicher Abendmahlskelch geformt war. Wenn man sie mit Öl füllte und den Docht anzündete, schimmerten die Bilder des Königs und der Königin in strahlenden Farben durch den Stein, aber nur, solange die Lampe brannte. Wahrscheinlich hat der Napf doppelte Wände, und die Bilder sind auf die Außenseite der Innenwand in transparenten Farben gemalt.

Nach schweren Konflikten mit der ägyptischen Regierung konnte Carter im Herbst 1925 endlich den Sarkophag Tutanchamons öffnen. Er enthielt ein mit künstlerischem Geschmack gearbeitetes Mumienfutteral aus Holz, und in diesem stand ein ähnliches Futteral, das den kostbaren Sarg enthielt. Er bestand aus reinem, von Meisterhand getriebenen Gold mit Emaillefüllungen in strahlenden Farben und wog 200 Kilogramm, nach anderen Angaben 400 Kilogramm. In diesem Sarge lag die Mumie, vom Scheitel bis zur Sohle förmlich mit Schmuck, Amuletten und Waffen bedeckt. Alles zeugt von einem verfeinerten, kaum zu übertreffenden Geschmack. Zu den kulturhistorisch wertvollsten Funden muß man drei Gegenstände aus Eisen rechnen, einer davon ist ein Dolch. Sie gehören zu den ältesten Beweisen für die Verwendung dieses Metalls in Ägypten. Daß das Eisen damals im Nilland eine Seltenheit und deshalb hoch geschätzt war, kann man daraus ersehen, daß ein Goldring mit einer eisernen Öse geschmückt ist.

Die anatomische Untersuchung der Mumie Tutanchamons hat ergeben, daß er bei seinem Tode ein Jüngling von etwa achtzehn Jahren gewesen ist. Sein Körperbau erinnert auffällig an seinen Schwiegervater Echnaton. Wie dieser ist er schwach und hat einen ungewöhnlich großen Hinterkopf. Auch die Gesichtszüge erinnern sehr an Echnaton, noch mehr aber an die große Königinmutter Teje. Wahrscheinlich war der Ketzerkönig nicht nur Tutanchamons Schwiegervater, sondern auch sein leiblicher Vater. Tutanchamon war vermutlich der Sproß einer Seitenlinie und wurde, da Echnaton keinen legitimen Sohn hatte, König durch die Vermählung mit der zunächst erbberechtigten Tochter Echnatons, seiner Halbschwester, genau so wie früher Totmes II.

Der Mumiensarg wurde in aller Heimlichkeit nach Kairo in das Museum gebracht. Dort sind die Kostbarkeiten des Grabes in sicherer Verwahrung und nicht mehr der Gefahr ausgesetzt, von Grabschändern und Händlern über den ganzen Erdball verstreut zu werden. Der Körper des Toten dagegen soll wieder

Tutanchamons Totenmaske aus reinem Golde. Sie bedeckte Kopf und Schultern der Mumie. Nach Carter, Tut-ench-Amun. F. A. Brockhaus, Leipzig.

in die Grabkammer im Tal der Könige zurückgebracht werden.

Niemals hat man so kostbare Altertumsfunde gemacht wie bei der Öffnung von Tutanchamons Grab. Die Ausführung der Möbel und Kunstgegenstände übertrifft durch Schönheit alles, was man bisher von Ägyptens Altertümern gesehen hat. Man ist durch sie dahin gebracht worden, die Entwicklung der ägyptischen Kultur und ihren Einfluß auf die Nachbarvölker weit

höher einzuschätzen als bisher. Deutlicher als früher erkennt man, daß Ägypten den hervorragendsten Anteil bei der Schöpfung einer aufsprießenden Weltkultur gehabt hat. Und wenn man alle diese Pracht sieht, die ein unbedeutender Pharao mit ins Grab nahm, ein Jüngling, der nur sechs bis sieben Jahr regierte, dann kann man sich eine Vorstellung davon machen, welche Grabpracht so mächtige Pharaonen wie Totmes III., Amenhotep III., Seti I. und Ramses II. umgeben haben muß. Vor dreitausend Jahren müssen die Felsengräber im Tal der Könige eine der größten, wenn nicht die größte Sammlung von Kostbarkeiten enthalten haben, die jemals an einer Stelle aufbewahrt worden ist.

*

Dank einem Grab- und Tempelfund nach dem anderen ist im Verlaufe der Jahre immer helleres Licht auf die Vergangenheit Ägyptens gefallen. Beständig wachsen die Sammlungen von Kunstwerken und anderen Kulturgegenständen, und gleichzeitig schreiten die Deutungen der schriftlichen Denkmäler fort. Die Ägyptologen deuten und vergleichen, und nach und nach lichtet sich der Nebel, der die Geschichte des alten Ägyptens einhüllte.

Längst kann man nachprüfen, was Herodot und andere berühmte Geschichtschreiber des Altertums uns über Ägypten erzählt haben. Solange Herodot berichtet, was er mit eigenen Augen beobachtet hat, solange sind seine Angaben im allgemeinen außerordentlich wertvoll. Wenn er aber auf der Überlieferung über ältere Zeiten fußt, dann geht er oftmals irre. Jahreszahlen und geschichtliche Abschnitte sind auf diese Weise kunterbunt durcheinander geworfen worden. Noch aus einem anderen Grunde muß man den Angaben Herodots gegenüber vorsichtig sein. Er war ein schwärmerischer und folglich beinahe unkritischer Bewunderer der Ägypter und ihrer Weisheit. In seinen Augen waren fast alle Kunstfertigkeiten der Griechen ägyptisches Erbe. In allen waren die Ägypter Lehrmeister seiner Landsleute gewesen. Die Ägypter verfügten über geheimnisvolle Weisheit, ja die Lösung der Welträtsel. Kritik war eine Eigenschaft, die dem guten Herodot, wenn er auch der „Vater der Geschichtschreibung" ist, in bedenklichem Grade abging. Und griechische und römische Geschichtschreiber späterer Zeit sind unkritisch seinen Spuren gefolgt.

Auch der ägyptische Hohepriester und Archivar Manetho, der um die Mitte des dritten Jahrhunderts v. Chr. ein großes Werk über die Geschichte Ägyptens schrieb, befindet sich oft im Irrtum. Von seinem Buche ist das meiste leider schon vor längerer Zeit verlorengegangen. Aber dieser Verlust wird jetzt nicht mehr so bedauert wie früher, als Manetho für unfehlbar galt. Nur für die Perioden der ägyptischen Geschichte, aus denen uns nicht genügend Denkmäler erhalten sind, besitzt das Werk Manethos noch einigen Wert, muß aber natürlich auch da mit größter Vorsicht benutzt werden.

Von dem, was hier gesagt worden ist, darf man sich nicht zu dem Glauben verleiten lassen, daß die geschichtlichen Inschriften, die sich in ägyptischen Tempeln, in Grabkammern und auf Gedenksteinen vorfinden, im Gegensatz zu alten Überlieferungen die unverfälschte Wahrheit enthalten. Im Gegenteil sind auch sie immer mehr oder weniger verdächtig, weil sie den Zweck haben, Könige und andere Große zu verherrlichen. Infolgedessen machen sie, wie wir bereits gesehen haben, großes Wesen von ihren Heldentaten, verschweigen aber Niederlagen und Mißerfolge. Ja, einige Pharaonen des Neuen Reichs, besonders die der neunzehnten und zwanzigsten Dynastie, haben sich nicht gescheut, Gedenkinschriften auf ältere Könige zu übernehmen und ihren eigenen Namen an die Stelle ihrer Vorgänger zu setzen.

Wieviel Fleiß und Scharfsinn liegt doch hinter der wissenschaftlichen Arbeit jener Männer, die in unseren Tagen erfolgreich über berühmte Geschichtschreiber haben zu Gericht sitzen können, die den Ereignissen um zwei- bis zweieinhalb Jahrtausende näher standen als wir. So gewaltig sind die Fortschritte auf dem Gebiet der Ägyptologie, daß Versuche, die Geschichte Ägyptens zu schreiben, die vor ein paar Menschenaltern gemacht wurden, bereits jetzt allen Wert verloren haben und nur ein Lächeln hervorrufen.

## Am Hofe des Pharao

Wie viele andere Herrscher des Altertums wurde der König Ägyptens als ein Gott verehrt, als der Sohn des Sonnengottes Ra, und sein üblichster Titel war „der gute Gott". Ein anderer Name des Königs war „Per-ô", der „Pharao" der Bibel. Das

Wort bedeutet eigentlich „das große Haus", bezeichnete also ursprünglich den königlichen Palast; später bedeutete es die vom Palast ausgehende königliche Regierung, in derselben Weise, wie man die türkische Regierung die „Hohe Pforte" nannte; schließlich bezeichnete das Wort Pharao den Alleinherrscher des ägyptischen Staates, den König.

Den Pharao umgab in seinem Palaste ein sehr großer Hofstaat. Ein Verzeichnis aller Titel der Hofbeamten ergäbe eine unendlich lange Liste. Die Grabschriften beweisen, daß die Großen des Reiches es als eine sehr hohe Ehre schätzten, bei Hofe dienen zu dürfen; immer wieder stößt man auf Wendungen wie folgende: „Er diente dem Könige in seinem Hause; er lebte zu Füßen seines Herrn; er war dem König lieber als ganz Ägypten." Besonders stolz darauf, daß sie sich im Glanze der königlichen Gnade sonnen durften, waren die Hofleute, die bei der Morgentoilette Seiner Majestät zugegen sein durften. Diejenigen, die bei diesem Lever im Stile der französischen Könige des achtzehnten Jahrhunderts Dienst taten, hießen „Vorsteher der Geheimnisse des königlichen Morgengemachs". Man kann sich darauf verlassen, daß keiner von ihnen es unterlassen hat, in seiner Grabschrift der Nachwelt mitzuteilen, welch außerordentlich vornehmen Titel er geführt hat. Ein anderer sehr hoher Herr nennt sich mit Stolz den „Vorsteher des königlichen Badezimmers".

Eine bedeutende Rolle spielten am Hofe bereits in den ältesten Zeiten die Ammen der Könige und Königinnen. Der amtliche Titel einer solchen Dame war „die große Amme, die an ihrer lieblichen Brust den Gott nährte, den kräftig saugenden, die große Amme des Herrn über Unter- und Oberägypten, deren Hauf Horus berührt hat". Als Zeichen ihrer Dankbarkeit gegenüber ihrer Ziehmutter pflegten die Könige für sie ein Grab erbauen zu lassen, und eine solche königliche Amme war eine große Dame, die Gattin eines vornehmen Ägypters.

Wie streng das Zeremoniell am Hofe der alten Pharaonen war, sehen wir daraus, daß es eine besondere Gnade war, wenn der König einen seiner Großen den königlichen Fuß küssen ließ und nicht erlaubte, daß der Mann den Boden küßte, den besagter Fuß zu betreten beliebte. Und einer von den Männern, die sich dieses als höchste Auszeichnung anrechneten, war kein

Geringerer als der Hohepriester von Memphis und Schwiegersohn des Pharao.

Wenn die Hofleute vor den Pharao traten, „erhoben sie ihre Arme zu seinem Preise und jubelten und küßten die Erde vor seinem schönen Angesicht". Und wenn „der gute Gott" einen Beschluß faßte, so war es bei Hofe Sitte, seine Bewunderung auszudrücken und „seinen Herrn zu preisen, indem man die Erde küßte, vor ihm auf dem Bauche liegend und zum Himmel emporjubelnd".

Zur Zeit des Neuen Reichs scheint den Großen und den Priestern das Küssen der Erde erlassen und auf Diener und ge-

Anbetung des Pharao.

ringeres Volk beschränkt worden zu sein. Die Angesehneren grüßten den Pharao mit demütigen Verbeugungen, indem sie die Arme senkten oder wie zum Gebet erhoben. Den König anzureden, war allem Brauch zuwider; höchstens wagte man sich vor ihm zu äußern. Und bevor man diesen mannhaften Schritt tat, mußte man eine lange Einleitung machen; etwa: „In allem, was du unternimmst, ähnelst du dem Ra. Alles, was dein Herz will, geschieht. Wenn du in der Nacht dir etwas wünschst, so ist es bei Tagesanbruch geschehen. Wir haben deine Wunder gesehen, seitdem du zum König gekrönt worden bist. Alles, was von deinen Lippen ausgeht, ähnelt den Worten des Horus am Horizont. Was gibt es wohl, das du nicht wüßtest, und wo ist wohl der Platz, den du nicht gesehen hättest? Alles kommt dir zu Ohren, seitdem du Herrscher in diesem Lande geworden bist. Du hast regiert, seitdem du im Mutterleibe warst. Die An-

gelegenheiten des Reichs wurden dir vorgetragen, als du noch ein lockiger Knabe warst. Nichts geschah ohne dein Wissen. Du warst der oberste Kriegsherr, als du noch ein zehnjähriger Knabe warst, und deine Hand hat den Plan zu allen Arbeiten entworfen und ausgeführt. Wenn du zu dem Wasser sprichst: ‚Komme auf den Berg herauf', dann kommt der Ozean dorthin, wie du befohlen hast. Mögest du leben in Ewigkeit, und möge man allen deinen Befehlen gehorchen, o König, unser Herr!"

Zwei besonders unbedeutende Pharaonen aus der Zeit um 1300 v. Chr. wurden mit Lobliedern folgender Art begrüßt: „In deinem Palast hörst du alles, was man in anderen Ländern spricht, da du Millionen Ohren hast. Wenn jemand tief drinnen in einer Höhle im Innern des Berges spricht, dann dringen seine Worte doch an dein Ohr. Dein Auge leuchtet heller als ein Stern am Himmel. Eine Sache mag noch so verborgen sein, dein Auge entdeckt sie doch!"

Man kann sich vorstellen, welches außerordentliche Glück es bedeutete, von einem so gewaltigen Herrscher so etwas wie ein Handschreiben zu erhalten. Die Freude darüber mußte der Empfänger auch der Nachwelt mitteilen, und er verewigte das wunderbare Ereignis in seiner Grabschrift.

Zur Umgebung des Königs und der vornehmen Ägypter gehörten auch Zwerge, deren Aufgabe es zu sein pflegte, über die Kleiderkammer ihres Herrn die Aufsicht zu führen und seine Hunde oder Affen zu warten. Wahrscheinlich diente der Zwerg auch damals, wie im Mittelalter, seinem Herrn als Spaßmacher.

Im Orient war zu jener Zeit wie noch heutzutage der fürstliche Harem mit seinen vielen eifersüchtigen Königsgemahlinnen, Prinzen und Prinzessinnen und ihren ehrgeizigen Günstlingen ein Herd aller möglichen Ränke. Die spannenden Geschichten, die sich hier abspielten, sind zum größten Teile hinter den Kulissen verborgen geblieben; diese und jene Nachricht davon ist aber doch auf die Nachwelt gekommen.

So haben wir ausführlichere Nachrichten über einen Prozeß, der im Greisenalter Ramses III. wegen einer großen Verschwörung im Harem des Pharao geführt wurde. Der König vermied es, den unangenehmen Rechtsfall den gewöhnlichen Richtern anzuvertrauen, und setzte ein außerordentliches Gericht

ein, das aus seinen Vertrauten bestand und unbeschränkte Macht über das Leben der Verbrecher hatte. Aus schriftlichen Papyrusaufzeichnungen, die allem Anschein nach für das königliche Archiv bestimmt waren, geht hervor, daß eine Königin sich mit anderen Haremsdamen gegen den Pharao verschworen hatte, vermutlich um ihren eigenen Sohn auf den Thron zu bringen. Die ränkesüchtige Dame hatte die meisten Hofleute im Harem für sich gewonnen, sogar den obersten Kammerherrn und den obersten Mundschenk des Pharao. Am gefährlichsten war, daß der Befehlshaber der ägyptischen Truppen in Nubien auch an der Verschwörung beteiligt war. Seine Schwester, die zum Harem des Ramses gehörte, hatte ihn dazu überredet. Der Plan ging dahin, daß die nubischen Truppen den Aufruhr beginnen und in Ägypten einrücken sollten. Gleichzeitig scheinen Verwandte und Freunde der Haremsdamen und ihrer Spießgesellen den Versuch gemacht zu haben, die Bevölkerung der Hauptstadt zur Erhebung gegen den alten Pharao aufzureizen. Auch andere höhere Offiziere und Beamte, darunter ein Priester, beteiligten sich an den Vorbereitungen zu dem großen Aufruhr. Der Priester gab an der Hand eines Zauberbuches Anweisungen, wie man es anfangen sollte, um durch Zauberei die Wache des königlichen Palastes unschädlich zu machen. Zu diesem Zwecke verfertigte man unter geheimnisvollen Beschwörungen gewisse Wachspuppen, die in den Palast hineingeschmuggelt werden und dort Schrecken und Entsetzen verbreiten sollten. Trotz aller Vorsicht kam jedoch die Verschwörung dem König zu Ohren. Er war bald im Besitz einer langen Liste der Hochverräter, und diese wurden sämtlich, Frauen und Männer, gefangengesetzt. In seiner Anweisung an die Richter gibt der König dem Wunsche, daß die unangenehme Sache so still und geheim wie möglich erledigt werden solle, bezeichnenden Ausdruck, indem er sagt: „Die Worte, die die Angeklagten gesagt haben, kenne ich nicht. Geht hin und untersucht sie! Laßt diejenigen, die das Vorrecht haben, von eigener Hand zu sterben, dies ohne mein Wissen tun. Und auch die anderen Verbrecher laßt ihre Strafe erhalten, ohne daß ich etwas davon weiß!" Also: nur keinen öffentlichen Skandal! Einige im geheimen gefällte Urteile, einige Selbstmorde und Hinrichtungen im stillen, und damit basta!

Die Gerichtsprotokolle sind auch kurz genug. Da heißt es zum Beispiel: „Die Frauen einiger Haremswächter, die sich bei der Verschwörung an dem Verbrechen ihrer Männer beteiligt hatten, wurden vor Gericht gestellt. Man erkannte auf mitschuldig und ließ ihre Strafe vollziehen: sechs Frauen." Über einen Prinzen, der offenbar dazu bestimmt war, den Pharao von seinem Throne zu vertreiben, heißt es im Protokoll: „Er wurde vor Gericht gestellt, da er sich seiner Mutter angeschlossen hatte, als sie sich mit den anderen Haremsdamen verschwor, und also feindlich gegen seinen Herrn gehandelt hatte. Man verhörte ihn, erkannte auf schuldig und gab ihm anheim, sich selber das Leben zu nehmen."

Wie die Verschwörer hießen, erfahren wir nicht; sie erscheinen in dem Protokoll unter Decknamen. Wenn einer der Hofbeamten da „Der Sonnengott haßt ihn" genannt wird, so erkennen wir, daß dies nicht sein richtiger Name war; vielleicht hat er „Der Sonnengott liebt ihn" geheißen. Und ein höherer Offizier, der bei den Gerichtsverhandlungen „Bös in Theben" genannt wird, hat doch wohl in Wirklichkeit „Gut in Theben" geheißen.

Vor Abschluß der Gerichtsverhandlungen spielte sich aber noch ein Zwischenfall ab, der erschreckend deutlich zeigt, wie wurzelfaul die gesellschaftlichen Verhältnisse schon geworden waren. Von den Vertrauensmännern des königlichen Gerichtes mußten zwei plötzlich verhaftet werden. Sie hatten sich während der Untersuchung mit den angeklagten Haremsdamen und einer anderen Hauptperson der Verschwörung angefreundet und zusammen mit ihnen ein Trinkgelage veranstaltet. Zur Strafe wurden ihnen Nasen und Ohren abgeschnitten.

## Gesetz und Recht

Von altägyptischen Gesetzessammlungen ist nur eine erhalten, und auch diese nur sehr unvollständig. Sie steht auf einem riesigen Gedenkstein, den König Haremheb, der erste Herrscher aus der neunzehnten Dynastie, in dem großen Tempel von Karnak aufstellen ließ. Leider ist der Text hier, wie auf vielen anderen Denkmälern, in dem Maße zerstört, daß kein einziger Paragraph vollständig erhalten ist.

Die Mißbräuche, gegen die Haremheb besonders einschreiten wollte, waren Übergriffe der Beamten und Soldaten bei der Steuererhebung. Die Strafen sind sehr hart; sie bewegen sich zwischen „hundert Stockschlägen, davon fünf offene Wunden" und Abschneiden der Nasen und Verbannung in eine Grenzstadt im äußersten Nordosten.

Zum Beweise dafür, wie roh die Erhebung der Steuern infolge des Fehlens von Münzgeld vorgenommen wurde, mag folgende Bestimmung wörtlich angeführt werden: „Wenn ein armer Mann sich selber ein Boot mit Segeln gebaut hat, um dem Pharao dienen zu können, und dieses mit dem beladen hat, was er für die Brauereien und Küchen des Pharao als Steuer zu erlegen schuldig ist, und man raubt ihm das Boot und die Steuer für den Pharao, dann ist der arme Mann seines Eigentums und der Früchte seiner vielen Arbeit verlustig gegangen. Dies ist unrecht, und der Pharao will solchen Dingen durch scharfe Maßnahmen ein Ende machen. Deshalb befiehlt der König, daß jeder Beamte, der eigenmächtig die Steuer für den Pharao mit Beschlag belegt oder jemand ein Boot wegnimmt, wer es auch im ganzen Lande sein mag, dadurch bestraft werden soll, daß ihm die Nase abgeschnitten und er in die Stadt der Nasenlosen geschickt wird."

Aus dem Alten Ägypten sind viele Gerichtsakten erhalten; über die Art der Strafen selber haben wir aber nur äußerst dürftige Nachrichten.

Um aus groben Verbrechern die Wahrheit herauszubringen, wendete man die Folter an. Nicht nur der Rücken, auch Füße und Hände wurden mit dem Stocke bearbeitet. Das nannte man „eine vollständige Untersuchung mit dem Angeklagten veranstalten". In der früher erwähnten großen Gerichtsverhandlung gegen Grabplünderer zur Zeit Ramses IX. fing das Verhör damit an, daß einer der Diebe, in dessen Wohnung man die gestohlenen Gegenstände gefunden hatte, zuerst geprügelt und dann an Händen und Füßen gefesselt wurde. Gleichermaßen erging es einem Schiffer, der verdächtig war, dann aber unschuldig befunden wurde, und dem Sohne eines verstorbenen alten Priesters, der sich bei Lebzeiten an der Grabplünderung beteiligt hatte. Zuweilen wurde ein Angeklagter drei-, viermal

der Folter unterzogen, wenn man Anlaß hatte, ihn für verlogen zu halten.

Die häufigste Strafe waren Prügel. Im Alten Ägypten wurde z. B., wie noch heute im Orient, eine Bastonade für das sicherste Mittel gehalten, um säumige Steuerzahler aufzumuntern. Nicht einmal die in der sozialen Rangordnung am höchsten Stehenden waren vor dem Stocke sicher. Ein vornehmer Mann des Alten Reichs rühmt sich in seiner Grabschrift, daß er „niemals von Jugend auf von einem Beamten geprügelt worden ist".

Schon in der Schule war der Stock ein beliebtes Veredlungsmittel. „Der Knabe hat die Ohren auf dem Rücken; er hört auf den, der ihn schlägt," sagt ein damaliger Erzieher mit voller Überzeugung. In einem Briefe an einen Lehrer schreibt einer seiner Schüler in dankbarer Erinnerung an seine Schulzeit: „Ich war bei dir, als meine Erziehung begann. Du schlugst meinen Rücken, und deine Vorschriften gingen mir durch das Ohr ein."

In der Strafzumessung waren die Ägypter jedoch milde im Vergleich mit den meisten anderen alten Völkern. Zuweilen stößt man in ihrer Rechtsauffassung auf Ehren- an Stelle von Körperstrafen, wie Ehrlosigkeit. „Ehrliche Männer sollen nicht in ihre Häuser treten," sagt beispielsweise ein Rechtslehrer über Frevler.

Auf Landesverrat stand der Verlust der Zunge. Meineidige wurden zuweilen mit dem Tode bestraft; zuweilen schnitt man ihnen Nase und Ohren ab und schloß sie mit dem Kopfe in den „Stock". Auch Richter, die ein ungerechtes Urteil gefällt hatten, verloren Nase und Ohren. Einige politische Verbrecher hatten dasselbe Vorrecht wie noch vor kurzem die höchsten türkischen Beamten: sie konnten der Vollstreckung durch Selbstmord zuvorkommen. Dies konnte vor Gericht oder zu Hause geschehen. Wer einem Menschen in Todesgefahr nicht beistand, wurde mit Prügeln und dreitägigem Fasten bestraft, desgleichen, wer nicht das Seinige tat, um einen Dieb zu entdecken. Der Vatermörder wurde zuerst verstümmelt und dann auf Dornen verbrannt. Der Ehebrecher bekam tausend Stockschläge, einer Ehebrecherin schnitt man die Nase ab. Wer eine freigeborene Frau vergewaltigt hatte, wurde so verstümmelt, daß er sein Verbrechen nicht noch einmal verüben konnte. Wer Geld oder Urkunden fälschte oder falsche Gewichte herstellte, sollte die rechte Hand oder beide

Hände verlieren. Wer falsche Anklage erhob, erhielt dieselbe Strafe, die der Angeklagte erhalten hätte, wenn er schuldig gewesen wäre.

Eine empfindliche Strafe war die Landesverweisung. Im äußersten Nordosten an der Grenze von Palästina lag eine Festung, nach der gewalttätige Beamte mit abgeschnittener Nase verschickt wurden. In Äthiopien im äußersten Süden lag ein ähnlicher Verbannungsort, wo verstümmelte Verbrecher in den Goldgruben arbeiten mußten. So gefürchtet war dieses ägyptische Sibirien, daß es vor Gericht üblich war, zu schwören:

Prügelszene.

„Wenn ich lüge, so laßt mich verstümmeln und in die Bergwerke Äthiopiens schicken." Eine andere Eidesformel lautete: „Wenn ich lüge, so will ich nicht essen und trinken, sondern auf der Stelle sterben", und „Wenn ich mein Wort breche, so werft mich den Krokodilen vor".

Wenn man vom Rechtsgefühl und den Strafen der Ägypter spricht, so darf man natürlich hier ebenso wenig wie in allen anderen Fragen des Kulturlebens der alten Ägypter vergessen, daß man es mit einer dreitausendjährigen Geschichte, einem ungeheueren Zeitraum in der Entwicklung eines Volkes, zu tun hat. Welche Veränderung hat nicht unser eigenes Rechtsbewußtsein seit dem Mittelalter gemacht! Man vergleiche die Halsgerichtsordnung Karls V. mit unserem heutigen Strafgesetzbuch. Und doch trennen uns nur vier Jahrhunderte von damals.

# Die Tierverehrung der alten Ägypter

Im Leben des ägyptischen Volkes ist die Religion eine gewaltige Macht gewesen. Wir brauchen, um dies klarzumachen, nur an Mastabas, Pyramiden und Felsengräber, an Mumien und Totenbücher, an Tempelbauten, Statuen und Götterhymnen zu denken. Die ganze Gedankenwelt der Ägypter beherrschten Vorstellungen vom Eingreifen göttlicher Mächte, guter und böser Geister in ihr tägliches Leben. Wollen wir aber tiefer in die Geheimnisse der ägyptischen Religion eindringen, bis zu den religiösen Kräften, die sich in der Seele des Volkes regten, dann müssen wir gestehen, daß die Ägyptologie auf keinem Gebiete so wie hier im Dunkeln tappt. Hier handelt es sich um den tiefsten, am schwersten zugänglichen Schacht des Seelenlebens; hier versagt peinlich oft unsere Sprachkenntnis, unsere Fähigkeit, die Schattierungen des sprachlichen Ausdrucks aufzufassen. Wir vermögen die religiöse Entwicklung des Nillandes nur in den gröbsten Umrissen zu erkennen.

Die Himmelsgöttin Nut, die sich über Geb, den Gott der Erde, beugt. Unter ihr steht Scheu, das Sinnbild der Atmosphäre.

Wir erinnern uns, daß jede Landschaft ihren örtlichen Schutzgott hatte, von dem man glaubte, daß er in irgendeinem heiligen Tiere seine Wohnung genommen habe, und der deswegen gewöhnlich mit einem Tierkopf dargestellt wurde, so z. B. der Ibisgott Tot, der Gott der Wissenschaften, der auch als Pavian abgebildet wurde, ferner der Falkengott Horus, der Sonnengott und Schutzherr der Pharaonen, der Hund- oder Schakalgott Anubis, der als Totengott verehrt wurde, der Krokodilgott Sobek, die Katzengöttin Bast, der als Göttin der Lust ausschweifende Feste gefeiert wurden, sowie eine Reihe Widdergötter. Wahrscheinlich waren es gewisse Eigenschaften der betreffenden Tiere, ihr Mut, ihre Klugheit oder ihre List, die bei den Ägyptern eine Zu- oder Abneigung hervorriefen, die sich zu göttlicher Verehrung steigerte.

Echnatons monotheistische Reformbestrebungen scheiterten, wie wir gesehen haben, an der konservativen Gesinnung des Volkes,

der Eigensucht der mächtigen Priesterschaft und dem rücksichtslosen Glaubenseifer des Pharao selbst. Nach seinem Tode kehrte man zu dem Alten zurück oder vielmehr zu der noch tieferen Stufe der rohen Tierverehrung.

Ursprünglich wurden nur einzelne Tiere von den Ägyptern für heilig gehalten und angebetet; in der Zeit des Verfalls, nach dem Untergang des Neuen Reichs, erstreckte sich jedoch diese Verehrung auf ganze Tierarten. Daraus erklären sich die gewaltigen Massen von einbalsamierten Tieren, vom Affen bis

Bronzefigur eines heiligen Ibis.

zum Käfer herab, die man in den Felsengräbern oder im Sande neben den Totenstätten der Menschen gefunden hat. Unter diesen Tiermumien befinden sich auch einbalsamierte Fische von ein paar Zentimeter Größe bis zu eineinhalb Meter Länge und so kleine Säugetiere wie Spitzmäuse, die in zierlichen Sarkophagen aus Sykomorenholz liegen, auf deren Deckel das Tier dargestellt und vergoldet ist. Daß die Spitzmaus zum Unterschiede von den Ratten für ein heiliges Tier gehalten und einbalsamiert wurde, wird dem Umstande zugeschrieben, daß die Katzen sich nicht gern mit ihnen abgaben. Dieses erklärt sich aber aus dem starken Geruch der kleinen Tiere, der den Katzen widerlich ist. Unter den Vogelmumien gibt es Adler, Falken und zahlreiche andere Raubvögel; den Ehrenplatz nimmt aber der heilige Ibis-

vogel ein. Bei Sakkara hat man Tausende von Ibismumien gefunden, die aber alle so empfindlich sind, daß sie bei der leisesten Berührung zerfallen. Vor allen Dingen wimmelt es in den Behausungen der toten Tiere von Katzen. Die Bewohner von Sakkara haben sie viele Jahre lang als Dünger für ihre Äcker verwendet.

Katzenmumien.

Der griechische Geschichtschreiber Diodor, der im Anfang unserer Zeitrechnung lebte, sagt, die Ägypter seien um ihre Katzen so besorgt, daß sie diese mit auf Reisen nähmen und deswegen auf das notwendigste Gepäck verzichteten. Noch heute gilt die Katze im Nilland für ein heiliges Tier, wohl weil sie nicht nur Ratten und Mäuse fängt, sondern auch auf Skorpione und Schlangen Jagd macht. Das eigentliche Lieblingstier der Ägypter war aber der Hund, der nach seinem Bellen genannt wurde. Er hieß nämlich auau. In den ältesten Zeiten war das Modetier ein Windhund, wahrscheinlich von sudanesischer Abstammung.

Ein anderes Tier, das auch das Haus von Ratten und Schlangen freihielt, war das an den Marder erinnernde Ichneumon. Es wurde für heilig gehalten, weil es für das einzige Tier galt, das sich an das Krokodil heranwagte. Wenn nämlich das Krokodil sich sattgefressen hatte und mit aufgesperrtem Rachen auf einer Sandbank seinen Mittagsschlaf hielt,

Steinbild eines Apis.

dann sollte das Ichneumon mit einem kühnen Satze dem Ungeheuer in den Rachen springen, bis zu seinem Herzen vordringen, dieses zerreißen und sich dann durch den Bauch des Krokodils hindurchfressen.

Das allervornehmste von allen heiligen Tieren der Ägypter war der Apisstier, in dem sich der Gott Ptah, der zuerst in Memphis verehrt wurde, offenbaren sollte. Der Apis wurde u. a. daran erkannt, daß er schwarz war und einen weißen, viereckigen Fleck auf der Stirn hatte, daß er auf dem Rücken das Bild eines weißen Adlers mit ausgebreiteten Schwingen zeigte und auf der rechten Seite eine Mondsichel, ferner unter der

Junge eine knollenförmige Erhöhung von der Form eines Skarabäus hatte. Sein Haupttempel lag in Memphis, wo er im Heiligtum des Gottes Ptah hauste. Er wurde königlich verpflegt und von seinen eigenen Priestern bedient, die ihm prächtige Opfergaben darbrachten, und zu seiner Ehre wurden im ganzen Lande große Feste gefeiert. Insbesondere wurde sein Geburtstag mit prächtigen Aufzügen festlich begangen. Wenn ein Apisstier starb, herrschte in ganz Ägypten Landestrauer, bis man einen neuen Apis gefunden hatte. Das ganze Volk fastete und enthielt sich des Badens und des ehelichen Verkehrs. Die Leiche des Stiers wurde einbalsamiert und unter großem Gepränge in einer unterirdischen Grabkammer beigesetzt. Hatte man glücklich einen neuen Stier gefunden, der alle die neunundzwanzig heiligen Kennzeichen aufwies, so wurde der neue Apis unter großen Festlichkeiten auf einer geweihten, vergoldeten Gondel nach Memphis gebracht, und auf die Landestrauer folgte Jubel in ganz Ägypten, von der Mündung des Nils bis zu den Wüsten Nubiens.

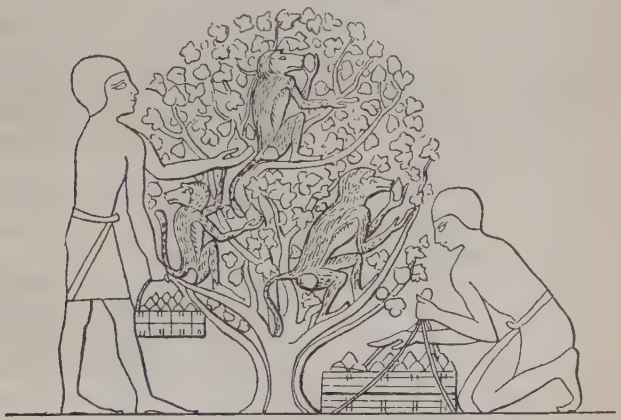
Eine der merkwürdigsten Entdeckungen, die in Ägypten gemacht worden sind, war der Fund des großartigen Mausoleums der heiligen Stiere. Dem in seiner Art einzig dastehenden Begräbnisplatze kam der berühmte französische Archäologe Mariette auf die Spur. Eines Tages stand er bei Sakkara südlich von Kairo in der Wüste draußen und erblickte einen Sphinxkopf, der fast im Sande begraben war. In demselben Augenblick erinnerte er sich der Angabe des griechischen Geographen Strabo, der einen Sphinxkopf in der Nähe des Begräbnisplatzes der heiligen Stiere erwähnt. Vielleicht, schoß es Mariette durch den Kopf, ist dies der Platz des berühmten Mausoleums, und sofort setzte er den Gedanken in die Tat um. Die Ausgrabungen begannen, und siehe, man stieß auf die unterirdischen Grabgewölbe, in denen die Apismumien in mächtigen Granitsarkophagen einbalsamiert gelegen haben. Eine Enttäuschung war es aber, daß die schweren Steinsärge bis auf einen leer waren. Auch bis hierher hatten die Grabplünderer den Weg gefunden!

Es gibt auch noch andere heilige Tiere als die Apisstiere, die ebenso sorglich behandelt wurden wie reiche, verstorbene Menschen. In prächtigen Sarkophagen liegen die verstorbenen edlen Tiere, versehen mit Skarabäen, mit Statuetten von Dienern und

anderen Dingen, die zu den üblichen Begräbnisgebräuchen gehörten.

Eine sehr heilige Tierart waren auch die Paviane, die die alten Ägypter abzubilden pflegten, wie sie die Sonne anbeten.

Um das Jahr 1830 fand ein englischer Ägyptologe in einer Felsschlucht der Totenstadt am linken Nilufer gegenüber Theben auch einen Friedhof von einbalsamierten Affen, den man in unseren Tagen wieder entdeckt hat. Man fand dort verschiedene



Feigenernte mit Hilfe zahmer Affen.

Affenmumien und Skeletteile von Affen. Dort wurden auch Tonkrüge mit Nüssen und kleine Tonsarkophage gefunden, deren jeder sein Götterbild enthielt. Ein anderes Affengrab hat Davis im Tal der Könige gefunden. Es enthielt fünf ungewöhnlich gut erhaltene Affenmumien.

Auch so widerliche Tiere wie Schlangen und Krokodile, die eine wahre Landplage waren, wurden in einigen Gegenden für heilig gehalten. Dort hielt man sogar gern Schlangen im Hause, weil diese die Ratten fernhielten.

Wahrscheinlich meist aus Furcht verehrten die Ägypter das Krokodil, den gefährlichen Leviathan, wie das Ungeheuer in dem Buche Hiob genannt wird. „Schrecklich stehen seine Zähne umher. Wenn er sich erhebet, so entsetzen sich die Starken, und wenn

er daherbricht, so ist keine Gnade da. Wenn man zu ihm will mit dem Schwerte, so erhebet er sich nicht. Er achtet Eisen wie Stroh und Erz wie faules Holz. Den Hammer achtet er wie Stoppel, er spottet der bebenden Lanze."

In dem fruchtbaren Fayum befinden sich die Ruinen des alten Krokodilopolis, „der Krokodilstadt", die die Heimat der Verehrung des Wassergottes Sobek mit dem Krokodilkopfe war. Hier hatte er bereits zur Zeit der zwölften Dynastie seinen Haupttempel am heiligen Mörissee mit gottgeweihten Krokodilen. In den Tagen ihrer Glanzzeit muß die Krokodilstadt hunderttausend Einwohner gehabt haben. Ihre Ruinen sind die umfangreichsten, die sich von einer ägyptischen Stadt erhalten haben. In der Nähe hat man in unseren Tagen die Totenstadt der heiligen Tiere mit vielen Krokodilmumien und zahlreichen Papyrusrollen gefunden.

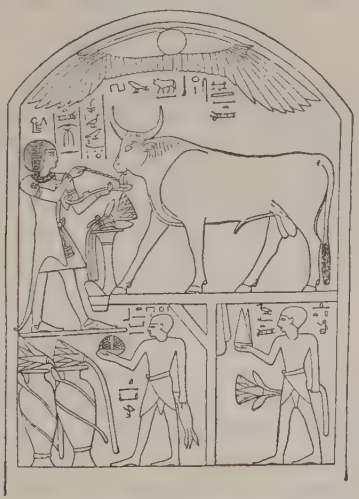
Herodot erzählt, das Volk von Fayum schmückte die heiligen Tiere mit Ohrgehängen aus Kristall und Gold und mit Armbändern an den Vorderfüßen und versorgte sie, solange sie lebten, mit der vorgeschriebenen heiligen Nahrung. Wenn die Tiere starben, balsamierte man sie ein und begrub sie feierlich.

An mehreren Orten Ägyptens hat man große Friedhöfe dieser Reptilien gefunden. In der berühmten Krokodilhöhle, einige Meilen südlich von El Amarna, befinden sich einige Tausende von Krokodilmumien.

Der griechische Geograph Strabo erzählt von einem Besuch des Mörissees: „Ein heiliges Krokodil lag in behaglicher Ruhe am Strande. Mein Wirt brachte ein kleines Brot, ein Stück Braten und eine Kanne Honig herbei. Da kamen die Priester, öffneten dem heiligen Tier den Rachen, stopften das Brot und das Stück Fleisch hinein und gossen dann den Wein in den Schlund des Krokodils. Darauf stürzte sich das Tier ins Wasser und schwamm zufrieden nach dem anderen Ufer hinüber, wo ein anderer Reisender die Fütterung wiederholte."

Von einem heiligen Krokodil gefressen zu werden, wurde für die glücklichste Todesart angesehen. Oft geschah es, daß ein solches Scheusal kleine Kinder am Ufer erschnappte; da freuten sich die Mütter, daß die armen Kleinen „würdig waren, dem Gott eine Mahlzeit zu liefern."

Mit Wissen und Willen ein heiliges Tier zu töten, wurde für ein todwürdiges Verbrechen angesehen; wenn es sich um Katzen und Ibisvögel handelte, machte man sogar keinen Unterschied, ob man sie absichtlich oder aus Versehen getötet hatte. Für den unglaublichen Fanatismus, mit dem das Volk seine heiligen Katzen schützte und rächte, führt der griechische Geschichtschreiber Diodor ein bezeichnendes Beispiel an, dessen er selber Augenzeuge ge-



Ein Oberpriester verbrennt Weihrauch vor einem Apis.

wesen ist. Ein Römer hatte ganz ohne eigenes Verschulden den Tod einer Katze verursacht. Sofort rottete sich das Volk zusammen, stürzte in das Haus des „Mörders" und schlug ihn tot. In Zeiten der Hungersnot konnte es vorkommen, daß Menschen einander auffraßen; daß aber jemand gewagt hätte, sich an einem heiligen Tiere zu vergreifen und mit seinem Fleisch seinen Hunger zu stillen, hat man nie vernommen.

Seinen Höhepunkt erreichte der Tierkult in der Saisperiode und in der Folgezeit.

Der grundgelehrte und weitgereiste Kirchenvater Clemens von Alexandria gibt bei Erwähnung der Tierverehrung der

Ägypter seiner Bewunderung Ausdruck „für ihre prachtvollen Tempel, die von Gold, Silber und Elektron schimmern und von den farbigen Steinen Indiens und Äthiopiens glitzern. Wenn man aber, vor Verlangen brennend, das Allerwichtigste in diesem heiligen Haus zu schauen, in das Innere des Heiligtums hineinkommt, dann zieht einer der Priester, die im Tempel Opfer verrichten, mit salbungsvollem Blick und einem Lobgesang auf den Lippen den Vorhang zurück und bringt uns dazu, über den Gegenstand seiner andächtigen Verehrung zu lachen. Denn man hat nicht etwa den Gott vor sich, den man so gern schauen möchte, sondern eine Schlange, eine Katze, ein Krokodil oder irgendein anderes Ungeheuer, unwürdig eines Tempels, aber um so besser in eine Felsenhöhle oder einen Pfuhl passend. So zeigt sich uns der Gott der Ägypter: ein Ungeheuer, das sich auf Purpurmatten wälzt." Der griechische Schriftsteller Lukian erzählt auch, wie erstaunt er war, im Allerheiligsten der prachtvollen ägyptischen Tempel an Stelle eines Gottes einen Affen, einen Ibisvogel, einen Bock, einen Widder oder eine Katze zu finden.

Diodor berichtet weiterhin, wie die heiligen Tiere mit der köstlichsten Speise, mit allerhand feinem Backwerk und Honigkuchen, mit gekochten oder gebratenen Gänsen usw. gefüttert wurden. Dazwischen durften sie sich an einem warmen Bad erquicken, „worauf man sie mit den herrlichsten Salben einrieb und um sie herum allerhand duftenden Weihrauch brannte. Man war auch sehr darauf bedacht, daß sie ihrem Naturtrieb folgten und sich paarten. Jedem heiligen Männchen hielt man nämlich auch Weibchen, und zwar die schönsten ihrer Art, und nannte sie „Geliebte des Gottes".

Von der göttlichen Verehrung der Tempeltiere legen auch ägyptische Wandbilder Zeugnis ab. Oft sieht man die Priester abgebildet, wie sie bald stehend, bald kniend die Tiere anbeten oder sich vor ihnen in den Staub geworfen haben.

Für den Unterhalt der heiligen Tiere war der Ertrag bestimmter Ackerfelder in jeder Landschaft vorgesehen. Man sprach daher von dem „Land des heiligen Ibisvogels" und von dem „Feld der heiligen Gans" usw. Darüber hinaus wurden die heiligen Tiere auch mit freiwilligen Gaben erfreut, wie aus

einer Grabinschrift hervorgeht, in der sich der Tote folgender guter Taten rühmt: „Unterhalt gewährte ich dem Ibisvogel und dem Falken, der Katze und dem Schakal, solange sie lebten, und als sie gestorben waren, schenkte ich ihnen Balsam und Binden."

Natürlich hatte jedes heilige Tempeltier seine besonderen Priester und Wärter, männliche und weibliche. Die letzteren wurden Ammen genannt. Sie trugen besondere Abzeichen und wurden vom Volk ehrfürchtig begrüßt.

## Literatur und Lebensanschauung der alten Ägypter

Über die Kunst der alten Ägypter sind wir viel vollständiger unterrichtet als über ihre Literatur. Und wie könnte es auch anders sein? Alles hängt hier ja davon ab, wieviel Jahrtausende ein gebrechliches Papyrusblatt der zerstörenden Einwirkung der Zeit widerstehen kann.

Was von der ägyptischen Unterhaltungsliteratur erhalten ist, genügt jedoch, um uns ahnen zu lassen, wie reich und vielseitig sie einmal gewesen ist. Kein anderes Volk hat zu jener Zeit etwas Ähnliches aufzuweisen gehabt.

Zunächst wollen wir aber unsere Aufmerksamkeit den Schulbüchern zuwenden.

In allen Tonarten werden die äußeren Vorteile gepriesen, die Gelehrsamkeit mit sich bringt. Über den inneren Wert der Wissenschaft sagen diese Schriften dagegen kaum ein Wort. Daß es aber auch bei den lebensklugen und verständigen Ägyptern nicht immer ganz leicht war, der Jugend den Wert der Wissenschaft beizubringen, lehrt uns der oft sehr barsche Ton dieser Schulbücher. In einem heißt es z. B.: „Dein Herz hüpft, und du bist wie ein ungezähmter Vogel. Man setzt einen Vogel in einen Bauer, und einem Falken bindet man die Flügel zusammen, wenn er gezähmt werden soll; ich werde schon aus dir noch etwas machen, du ungezogener Junge, vergiß das nicht!" Die Schulbücher fließen über von Ermahnungen und Warnungen an unbändige Schüler, die „wie wiehernde Fohlen aus der Schule laufen und die Bücher liegen lassen", um sich dafür dem

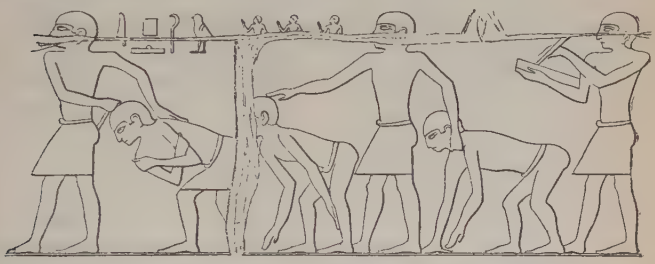
Soldatenberuf oder dem Ackerbau zu widmen oder noch öfter — leider — „das Herz an Vergnügungen zu hängen." Sie „gehen von Straße zu Straße, wo es nach Bier riecht, zu ihrem Verderben. Sie sitzen in den Wirtshäusern und spielen und singen Lieder, anstatt die alten, herrlichen, berühmten Lehrgedichte frommen und geschichtlichen Inhalts zu lesen."

Der Lehrer droht diesen Wildfängen bald mit der Flußpferdpeitsche, bald erbaut er sie in spießbürgerlichem Tone mit der Erzählung, wie er selber einmal durch strenge Behandlung gebessert worden ist. „Sieh mich an," sagt er zu dem ungezogenen Jüngling. „Als ich jung war wie du, mußte ich meine Zeit mit Fesseln an den Händen zubringen, und die waren es, die meine Glieder bändigten, nachdem ich sie drei Monate getragen und in einem Tempel gefangen gesessen hatte, während meine Eltern und Brüder auf dem Lande sein durften. Als man mir nach Ablauf dieser Zeit die Fesseln wieder abnahm und meine Hand frei wurde, übertraf ich alles, was ich bisher geleistet hatte. Ich wurde der erste unter meinen Kameraden und übertraf sie alle im Lesen und Schreiben. Tue nun so, wie ich dir sage; dann wird es dir wohlergehen, und morgen findet man, daß dir keiner an Kenntnissen über ist."

Worauf lief nun der Schulunterricht hinaus? Darauf, den Jungen zum Schreiber auszubilden, d. h. zum Beamten; denn die ruhige, gesicherte Stellung des „Schreibers" war das Ideal der Ägypter.

Sie hatten von altersher große Achtung vor der Gelehrsamkeit, doch weniger um des Wissens willen, als deswegen, weil der Gebildete anderen Gesellschaftsklassen überlegen war. Ihm stand der angenehme Weg zu den Staatsämtern offen, während alle anderen sich im Schweiße ihres Angesichts abmühen mußten. Der arme Ungelehrte, „dessen Namen niemand kennt, ist wie ein schwerbeladener Esel, der vom Schreiber angetrieben wird," sagt ein Weiser des alten Ägyptens. „Werde daher ein Schreiber, damit du anderen befehlen kannst! Das Amt des Schreibers ist groß," und er braucht nichts zu entbehren und sich zu versagen: „Der Gelehrte wird satt dank seinem Wissen." Wie glücklich ist nicht sein Los im Vergleich mit dem des Bauern? Lies und vernimm, wie es dem gehen kann, der von dem Ertrag

der Erde leben muß: „Der Wurm hat ihm die Hälfte des Korns weggenommen, und die andere hat das Nilpferd aufgefressen. Auf dem Felde wimmelt es von Mäusen, die Heuschrecke ist dort eingefallen, und die Sperlinge stehlen. Wehe dem Ackersmann! Dann landet der Schreiber am Damme, um die Steuern einzutreiben. Seine Diener tragen Stöcke. ‚Gib Korn her!', sagen sie. Ist keines da, so prügeln und fesseln sie ihn. Seine Frau wird vor seinen Augen gebunden und seine Kinder gefesselt. Die Nachbarn verlassen ihn und fliehen, um ihr Korn in Sicherheit zu bringen." Das ist natürlich übertriebene Schwarzmalerei, um das Gewerbe des Schreibers in um so



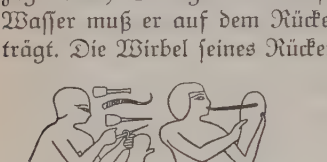
Steuererheber schleppen säumige Steuerzahler zur Rechenschaft.

schönerem Lichte darzustellen. In ihren Grundzügen aber trifft diese Schilderung des Lebens, das der arme Fellah führt, sicher leider zu.

Das Los des Handwerkers ist auch nicht beneidenswert. Darüber heißt es in den Ratschlägen, die der weise Duauf seinem Sohne gibt, als er ihn in die Schule schickt, um ihn zum Schreiber ausbilden zu lassen: „Ich habe den Schmied an seiner Esse stehen sehen. Die Haut seiner Hand war wie Krokodilhaut, und er stank schlimmer als Fischabfall." Auch der Schuhmacher ist bemitleidenswert. „Er läuft von Haus zu Haus und fragt nach Arbeit. Seine Gesundheit ist die eines sterbenden Fisches, und das einzige, was er zu beißen bekommt, ist Leder." Und dann der Weber. Er muß im Hause sitzen wie ein Weib. Er muß auf dem Boden hocken und bekommt nie frische Luft zu atmen. Und wie geht es dem Steinmetz? Am Abend sind seine Arme

kraftlos, und Knie und Rücken sind wie gebrochen. Das schlimmste von allen Handwerken aber ist das des Fischers. Er lebt in einer fürchterlichen Angst vor den Krokodilen, und früher oder später wird er ihre Beute.

Auch das Los des Soldaten ist in einem ägyptischen Schulbuche mit abschreckenden Farben ausgemalt. Da wird hervorgehoben, wieviel Prügel er von Kindheit auf bekommt. „Man legt ihn nieder und klopft auf ihm herum wie auf einem Papyrus." Und was ist denn sein Los, wenn er während eines Feldzugs durch Gebirge und Wüsten zieht? „Sein Brot und sein Wasser muß er auf dem Rücken tragen, wie ein Esel seine Last trägt. Die Wirbel seines Rückens biegen sich unter der Last, und stinkendes Wasser ist sein Getränk. Kommt er vor den Feind, so ist er wie ein gefangener Vogel. Und wenn er wieder nach Hause kommt, ist er wie ein Baum, an dem der Wurm frißt. Er ist krank und muß sich zu Bett legen. Seine Kleider sind ihm gestohlen, und sein Diener ist ihm davongelaufen." So wird schon dem Knaben eingebleut, daß kein Beruf sich im entferntesten mit dem des Schreibers vergleichen läßt.



Schuhmacher bei der Arbeit.

Um nun dereinst die beneidenswerte Stellung des Schreibers zu erreichen und dann in der Beamtenlaufbahn vorwärtszukommen, muß der Jüngling es verstehen, sich bei seinen Vorgesetzten beliebt zu machen. Das ist die Hauptregel in den meisten „Weisheitslehren" der Schulen. Dieser Literaturzweig enthält jedoch auch vieles, was in sittlicher Beziehung höher steht und über den Horizont der Schulweisheit hinausgeht. Es ist das eine Literatur, die mit den Spruchbüchern der Bibel verwandt ist. Vor allem war in Ägypten die Selbstbeherrschung eine hochgeschätzte Tugend. Wenn der Gegner lärmend und unbeherrscht auftrat, so verhielt sich der Gebildete ruhig und war sich zu gut für unvernünftige Streitsucht. Zartfühlende Rücksicht auf andere, auch Undankbare, wurde schon in den ältesten Zeiten als eine Pflicht hervorgehoben, und für fromme Leute wurde mit der Zeit „der

Schweigende" geradezu eine Umschreibung für den „Gerechten". Der „Hitzige" dagegen wurde eine Bezeichnung für den Ungerechten und Sündigen im allgemeinen. Die alten Ägypter waren durchgehend ein gutmütiges, umgängliches Volk. Ihr Bestreben ging hauptsächlich darauf aus, nicht nur sich selber, sondern auch ihren Mitmenschen das Leben in dieser Welt und in der kommenden so angenehm wie möglich zu machen.

## Weisheitslehren

### Die ältesten Weisheitslehrer

Eine der ältesten ägyptischen Schriften ist eine Weisheitslehre, die angeblich von einem Wesir des letzten Königs der dritten Dynastie geschrieben worden ist. So alt ist sie nun sicherlich nicht; wenn auch sicher von sehr ehrwürdigem Alter. Klugheit und Lebenserfahrung spricht hier aus jeder Zeile. Man soll nicht unmäßig sein, heißt es. Deshalb kann man aber immer mit dem Trinker trinken und mit dem Schlemmer zu Tische sitzen, wenn man nur selber mäßig ist; denn man soll den, der eine andere Auffassung hat, nicht vor den Kopf stoßen. Seine Zunge soll man hüten vor solchen Menschen, die ein Geheimnis nicht bewahren können. Man soll nicht übermütig sein; denn niemand weiß, was aus einem werden kann. Schließlich verheißt der weise Mann, daß der Jüngling, der seinen Rat befolgt, eine glänzende Laufbahn vor sich hat.

So dürftig ist die „Weisheit" jener Zeit! Sie ist nicht über Fragen des täglichen Lebens und der Kunst des Umgangs hinausgegangen.

Ein anderer berühmter Weisheitslehrer aus der Zeit des Alten Reichs war ein Wesir der fünften Dynastie, namens Ptahotep. „Wenn du zu Mittag bei einem Manne eingeladen bist," sagt er, „der größer ist als du, so nimm das, was dir vorgesetzt wird. Schaue nicht auf die Gerichte, die vor dem Wirte stehen, sondern blicke auf das, was vor dir selber steht. Sonst kann der Wirt schlechter Laune werden.

Schlage die Augen nieder, bis der Wirt dich begrüßt, und rede erst, wenn er dich angesprochen hat! Lache, wenn er lacht! Das tut seinem Herzen wohl, und er findet Gefallen an dem, was du

tust. In Gesellschaft mit Großen muß man vorsichtig sein: denn man weiß nie, wie sie gelaunt sind. Ein mächtiger Mann, der zu Tische sitzt, gibt ja die besten Bissen denen, die ihm am nächsten sitzen. Aber seine gute Laune läßt ihn die Arme bis dahin ausstrecken, wo du sitzt.

Krümme deinen Rücken vor deinen Vorgesetzten, dann wirst du in deinem Haus in Wohlstand leben! Man lebt gut, solange er mild ist.

Willst du mit einer Familie, mit der du Verkehr hast, die Freundschaft bewahren, so hüte dich, dich den Frauen des Hauses zu nähern! Tausende von Menschen gehen ihretwegen ins Verderben. Man wird betört durch ihre glänzenden Glieder, aber nach der kurzen Stunde der Wollust scheinen sie dir nicht mehr schön. Nur einen Augenblick Genuß, und er ist wie ein Traum, und später kommt der Tod als Ende des Ganzen.

Bist du zu Wohlstand gelangt, so heirate und liebe deine Frau über alles. Gib ihr Speise im Überfluß und schöne Kleider; sie sind Heilmittel für ihren Leib. Salbe sie mit wohlriechenden Salben und mache sie glücklich, solange sie lebt! Sie ist ein guter Acker für ihren Besitzer.

Wenn du mächtig und reich geworden bist, nachdem du einmal gering und arm gewesen, so vergiß nicht, wie es dir früher ergangen ist! Verlaß dich nicht auf deine Schätze; denn die hast du von Gott als eine Gabe erhalten. Es kann dir auf dieselbe Art gehen wie anderen, die verarmt sind; denn du bist nicht besser als sie."

## Die Lehre des weisen Ani

Aus der Zeit des Neuen Reichs ist eine Sammlung von Lebensregeln unter dem Titel Die Lehre des weisen Ani erhalten, leider nur in einer mangelhaften Abschrift, die ein Schüler gemacht hat, und dieser hat den Text auf die betrüblichste Weise verdorben, so daß man kaum die Hälfte verstehen kann.

Was hat nun der weise Mann auf dem Herzen? Unter anderem sagt er: „Besuche nicht das Haus, in dem man Bier trinkt; denn die Worte, die dir dort entfallen, werden weitergetragen, und es ist schlimm, nicht zu wissen, was man wirklich gesagt hat. Du kannst auch in der Trunkenheit hinfallen und ein Bein

brechen, und niemand wird dir eine helfende Hand reichen. Deine Trinkgenossen werden sagen: ‚Werft den Säufer hinaus!' Und wenn dann jemand dich besucht, so findet er dich auf dem Boden liegend, und du bist hilflos wie ein kleines Kind.

Hüte dich vor der fremden Frau, die nicht in ihrer eigenen Stadt bekannt ist! Blinzle ihr nicht zu und berühre sie nicht. Sie ist wie ein tiefer Fluß, dessen Strudel man nicht kennt.

Antworte einem Vorgesetzten nicht, wenn er zornig ist, sondern gehe ihm aus dem Wege! Sprich sanft zu dem, der im Zorn zu dir gesprochen hat, und beruhige sein Herz! Sage nicht alles, was du auf dem Herzen hast, zu einem Manne, zu dem du kein Vertrauen hast. Durch ein unkluges Wort von dir, das weitergetragen wird, kannst du dir Feinde schaffen. Der Leib des Menschen ist geräumiger als eine Scheune und voll von allerhand Antworten; wähle du die guten aus und sage sie, während die schlechten in deinem Leibe eingesperrt bleiben mögen!

Der Mann, der böse Worte sagt, kann nicht erwarten, daß ihm Gutes widerfährt.

Iß nicht Brot, wenn ein Hungernder neben dir steht und du ihm nicht auch Brot zu essen gibst!"

Der weise Ani predigt auch die Pflicht, die Mutter zu ehren und ihr dankbar zu sein; denn sonst kann sie „ihre Hände klagend in die Höhe heben, und Gott wird ihre Stimme hören." Sie hat „dich lange unter ihrem Herzen getragen und dann auf ihrem Rücken, und drei Jahre war ihre Brust in deinem Munde. Sie gebar dich und zog dich groß und hatte nicht Ekel vor deinem Kot. Und als du dann in die Schule kamst und dich für den Beruf eines Schreibers ausbildetest, versorgte sie dich täglich mit Brot und Bier aus ihrem Hause.

Wenn der Tod kommt, um dich zu holen, so sorge dafür, daß er dich bereit findet. Ach, wenn die Stunde gekommen ist, hilft es dir nichts, zu sagen: ‚Ich bin zu jung, um geholt zu werden'; denn der Tod kommt, wenn er will, und nimmt das kleine Kind an der Mutterbrust ebenso mit wie den Greis. Vergiß dies nicht! Denn ich gebe dir gute Ratschläge, die du in deinem Herzen bewahren sollst. Handle danach, und du wirst ein guter Mensch werden, und jedes Unglück wird dir fernbleiben."

## Das Weisheitsbuch des Amenemope und die Sprüche Salomonis

Von ganz besonderem Kulturwert ist eine Weisheitslehre, die wahrscheinlich aus dem zehnten Jahrhundert v. Chr. oder etwas später stammt. Sie ist freilich sehr schwer zu übersetzen, da sie nur in einer recht nachlässigen Abschrift vorliegt. Der Text wimmelt von Worten, die man nicht aus anderen Schriften kennt, und von sprachlichen Wendungen, die große Schwierigkeiten bereiten. Deshalb ist es bisher nur unvollständig gelungen, die eigenartigen Gedanken des Verfassers wiederzugeben. Nicht nur einzelne Sätze, auch ganze Kapitel trotzen noch heute jedem Versuch, sie zu verstehen.

Wir haben hier eine Schriftstellerpersönlichkeit vor uns, die Gedanken ausspricht, von denen wir bisher in Ägypten keine Spur gefunden haben. Alles, was wir sonst von ägyptischer Literatur kennen, hat kein ausgesprochen persönliches Gepräge.

Der Verfasser Amenemope war ein hoher Beamter und trug den Titel „Königlich ägyptischer Getreideschreiber". Man darf nicht vergessen, daß die Steuern in Form von Getreide oder anderen Naturalleistungen erhoben wurden, daß es überall staatliche Kornhäuser gab, und daß die Lieferungen an diese von einer weitverzweigten Beamtenschaft überwacht wurden.

Amenemope gibt seinem jüngsten Sohne Lebensregeln für die Kunst des geselligen Verkehrs und moralische Belehrungen, auf daß er das Böse vermeiden und hier auf Erden glücklich werden kann. Besonders ermahnt der alte weise Vater zur Bescheidenheit und Sanftmut: „Reiche dem Ärmsten deine Hand, und wenn Gottes Arm ihn verlassen hat, so sättige ihn bei dir mit Brot. Gott ist es auch angenehm, wenn man zaudert, bevor man zu einem hitzigen Manne spricht. Bewahre daher deinem Gegner gegenüber die Ruhe und beuge dich vor dem, der dich beleidigt. Beschlafe die Sache, bevor du ihm antwortest; denn er ist wie ein Sturmwind, der wie Feuer im Stroh vorwärtsgeht.

Räche dich nicht an denen, die du haßt! Du erkennst ja Gottes Pläne nicht. Überlaß Gott die Rache; dann wird deine Bescheidenheit und Milde deine Feinde zu Fall bringen.

Sei nicht gierig nach dem Eigentum anderer, sondern sei gerecht in deinen Taten. Die Tugend der Gerechtigkeit gibt Gott

denen, die er liebt. Sei milde bei der Erhebung von Steuern, und benutze nicht falsche Gewichte beim Wiegen von Getreide, dann kannst du ruhig schlafen und am nächsten Tage froh sein. Laß dich aber auch nicht von einem Bauern mit Korn bestechen, und mache mit der Steuerliste keine Künste zu seinem Vorteil, wenn er betrügen will.

Bei der Messung des Feldes verrücke keinen Flurstein, und vergreife dich nicht an dem Grenzmal einer Witwe. Wer dieses tut, ist gewalttätig gegen den Schwachen. Seine Vorratskammer soll niedergelegt, sein Gut soll seinen Kindern genommen, sein Eigentum den anderen gegeben werden. Sei nicht gelüstig nach dem Besitz des kleinen Mannes, und sei nicht hungrig nach seinem Brot. Das Eigentum des Armen ist Ungewitter für den Rachen und bitter für die Kehle. Besser ist ein Scheffel Korn, den Gott dir gibt, als fünftausend Scheffel, die mit Gewalt genommen sind. Von kurzer Dauer ist ihre Lebenszeit in der Scheune, und in der Schüssel geben sie keine Nahrung. Besser ist knappes tägliches Brot mit einem vergnügten Herzen als Reichtum mit Zank und Streit. Jage daher nicht dem Reichtum nach, und seufze nicht über deine Armut. Das Schiff des Gierigen und Unzufriedenen wird von Sturzseen umhergetrieben, während das kleine Boot des Genügsamen guten Wind hat.

Sei barmherzig zu den Armen und Fremden! Stoße den Fremden nicht von deinem Ölkrug fort, dann wird sich sein Inhalt vielfach vermehren. Besitzest du einen Fährkahn, so nimm Fährlohn von dem, der bezahlen kann, verschone aber den Armen damit. Gott liebt den, der den Armen ehrt, mehr als den, der viel Wesens von einem vornehmen Manne macht.

Sei rücksichtsvoll gegen deine Mitmenschen. Lache nicht über einen Blinden. Mache dich nicht lustig über einen Zwerg und quäle nicht einen Lahmen! Spotte nicht über eine Person, die in Gottes Hand ist (damit ist wohl ein Geisteskranker gemeint), und sei nicht grob zu ihm, wenn er dich anstößt. Der Mensch ist Lehm und Stroh, und Gott ist der Baumeister. Jeden Tag reißt er nieder und baut auf. Tausende macht er nach seinem Gefallen zu geringen Personen, und andere Tausende erhebt er und läßt sie über ihre Mitmenschen herrschen. Sei daher demütig. Der Rücken wird dem nicht gebrochen, der ihn beugt."

Auch die Tugend der Aufrichtigkeit schärft der weise Vater ein: „Sprich nicht heuchlerisch mit einem Menschen. Das ist abscheulich vor Gott. Mache keinen Unterschied zwischen deinem Herzen und deiner Zunge; dann werden alle deine Pläne gelingen, und du wirst in den Augen der Menschen Ansehen gewinnen und in Gottes Hand in gutem Schutze sein. Gott haßt den, der seine Rede verstellt. Der Doppelzüngige ist ihm ein großer Abscheu. Tu aber auch nicht dein Herz weit vor den Menschen auf, und tu deiner Würde dadurch nicht Abbruch! Sei nicht vertraulich zu dem Geschwätzigen. Der Mann, der ein Geheimnis in seinem Herzen verwahrt, ist besser als der, der es erzählt und damit Schaden anrichtet."

Auch vor unnötiger Sorge warnt der weise Mann: „Lege dich nicht zur Ruhe mit der Furcht vor dem morgigen Tage! Kein Mensch weiß, wie der sein wird. Sei daher ruhig und stärke dein Herz."

Echt ägyptisch ist die Auffassung des Verhältnisses zwischen Über- und Untergeordneten. Von der Pflicht des Gehorsams heißt es: „Laß den Vorgesetzten dich schlagen und währenddem deine Faust in deinem Schoß ruhen, und laß ihn dich ausschelten und schweige still dazu. Wenn du tags darauf vor ihn hintrittst, so gibt er dir reichlich Brot."

In gewissen Punkten erinnert das Weisheitsbuch des Amenemope wohl an die Weisheitslehre des Ani. Bei Ani aber fehlt so gut wie ganz der Hintergrund einer persönlichen Religiosität, auf der die Ermahnungen des Amenemope beruhen. Amenemope entwickelt keine trockene spießbürgerliche Lebensweisheit; vielmehr stoßen wir hier auf sittliche und religiöse Grundsätze höherer Art, als wir sie aus der übrigen ägyptischen Weisheitsliteratur kennen. Der Weisheitslehrer weist beständig auf Gottes Willen hin, und besonders auffällig ist dabei, daß er nicht von einem bestimmten Gott, sondern von Gott im allgemeinen spricht, als einem moralischen, unendlichen Wesen, von dem er sich abhängig fühlt und dem er verantwortlich ist. Wir müssen bis ins erste Jahrhundert n. Chr. gehen, um etwas Ähnliches in der ägyptischen Literatur zu finden. Hier und da stößt man auf Aussprüche, die an die Sprüche Salomonis im Alten Testament erinnern.

Diese Ähnlichkeiten haben nun einige hervorragende Ägypto-

logen und Theologen, vor allem den gefeierten Ägyptologen Erman, der auch ein Kenner der semitischen Sprachen ist, dazu veranlaßt, die Weisheitslehre des Amenemope Stück für Stück mit den Sprüchen Salomonis zu vergleichen, und dabei sind sie zu überraschenden Ergebnissen gelangt. Es hat sich ergeben, daß der Teil der Sprüche Salomonis von Kapitel 22, Vers 17 bis Kapitel 23, Vers 11 eine unmittelbare, wenn auch überarbeitete Übersetzung der Lehre des Amenemope ist mit Ausnahme allein von Kapitel 22, Vers 26. Der Verfasser dieses Abschnittes hat also aus der ägyptischen Quelle geschöpft.

Bei der Übersetzung hat er einige Änderungen und Streichungen vorgenommen, um den Text seinen Landsleuten mundgerechter zu machen. Wenn Amenemope seinen Sohn davor warnt, dem Reichtum nachzujagen, sagt er: „Wende dein Herz nicht dem Reichtum zu. Bemühe dich nicht, mehr zu gewinnen, wenn du hast, was du brauchst. Wenn du Reichtümer an dich raffst, so bleiben sie nicht bei dir über Nacht. Wenn es tagt, sind sie nicht mehr in deinem Hause ... Sie haben ein Loch in der Vorratskammer gemacht ... und sind hinausgekrochen. Sie haben sich Flügel gemacht wie die Gänse und sind zum Himmel geflogen." Dies wird in den Sprüchen Salomonis Kapitel 23, 4 bis 5 folgendermaßen wiedergegeben: „Bemühe dich nicht, reich zu werden. Laß ab, an dich zu raffen. Läßt du deine Augen nach Reichtum fliegen, so ist er nicht da; denn er macht sich Flügel wie ein Adler und fliegt gen Himmel." Die Gans war der Lieblingsvogel der Ägypter und folglich auch literarisch möglich. Für das poetische Gefühl der Hebräer eignete sich aber der Adler besser.

Wenden wir uns dann dem Anfang der Weisheitslehre Amenemopes zu, so finden wir, daß er folgendermaßen lautet: „Wende mir deine Ohren zu. Höre meine Worte und nimm dir meine Lehre zu Herzen." Das ist fast wörtlich dieselbe Ermahnung, die den entsprechenden Text der Sprüche Salomonis einleitet, und auch die Fortsetzung zeigt durchgehend Ähnlichkeiten. In beiden Texten wird der Schüler ermahnt, die Weisheitsworte in seinem Herzen zu bewahren, damit sie in Stunden der Unruhe, wie es in dem ägyptischen Texte heißt, „der Pfahl deiner Zunge" werden, und dem entspricht in den Sprüchen Salomonis der

Wunsch, daß sie werden sollen „wie ein Pfahl in deinen Lippen".

Auffällig sind auch die Worte in der Fortsetzung der Sprüche Salomonis, wo der Lehrer sagt, er habe seinen Sohn davon unterrichtet, „daß du recht antworten wolleſt denen, die dich senden". Die Bedeutung dieser Worte wird erst ganz klar, wenn man sie in dem ägyptischen Text in ihrem ursprünglichen Zusammenhange liest. Dort stehen sie nämlich da, wo von der Ausbildung eines Jünglings zu einem Beamten die Rede ist. Ein Ziel dieser Schulung ist gerade, daß der Schüler „eine richtige Antwort dem zurückbringen kann, der ihn abgeschickt hat". Mit Hilfe des ägyptischen Textes ist es auf diese Weise gelungen, eine Stelle in den Sprüchen Salomonis zu erklären, die bisher allen Deutungsversuchen getrotzt hat. Ein noch merkwürdigeres Beispiel dafür ist Sprüche Salomonis 22, 20. Der hebräische Text lautet hier wörtlich: „Habe ich dir nicht dreißig mit Rat und Einsicht geschrieben", usw. Das Wort dreißig ist ja in diesem Zusammenhange ganz sinnlos. Die Übersetzer haben viel Scharfsinn aufgewendet, um die Stelle zu erklären. Der Sinn ist erst klar geworden, seit man die Weisheitslehre des Amenemope zu Hilfe nehmen kann. Er spricht nämlich zu dem jungen Sohne von den „dreißig Kapiteln", in die seine Lehre eingeteilt ist. So einfach verhält sich diese Geschichte.

Wenn es weiterhin in den Sprüchen Salomonis 22, 24 heißt: „Geselle dich nicht zum zornigen Manne, und halte dich nicht zu einem grimmigen Manne", so findet sich dieses Wort für Wort bei Amenemope wieder. Unter den anderen Ermahnungen, denen der ägyptische Text entspricht, befindet sich auch Sprüche Salomonis 23, 10: „Treibe nicht zurück die vorigen Grenzen und gehe nicht auf der Waisen Acker." Amenemope gibt auch Regeln für die Kunst des Umgangs, die sehr stark an die des weisen Ptahotep erinnern, wenn er lehren will, wie man sich an dem Tische eines vornehmen Mannes benehmen soll: „Iß nicht Brot im Beisein eines Fürsten. Wenn du dich (an seiner Tafel) mit unrichtigen Leckerbissen sättigst (d. h. mit Leckerbissen, die nicht für dich, sondern für den vornehmen Mann selber bestimmt sind), so sind sie nur für deinen Mund ein Vergnügen. Halte deine Augen auf die Schüssel gerichtet, die vor dir steht, und

laß dir damit genügen." Dem entspricht folgender Rat in den Sprüchen Salomonis 23, 1 bis 3: „Wenn du sitzest und issest mit einem Herrn, so merke, wen du vor dir hast. Und setze ein Messer an deine Kehle, willst du das Leben behalten. Wünsche dir nicht seiner Speise; denn es ist falsches Brot" — ein Ausdruck, der ja genau der ägyptischen Wendung „unrichtige Leckerbissen" entspricht.

Danach steht als unwiderlegliche Tatsache fest, daß, wenn nicht durch einen Zufall das ägyptische Weisheitsbuch entdeckt und später aus seinem Versteck im Britischen Museum hervorgezogen worden wäre, solche Stellen der Sprüche Salomonis, wie 22, 20 bis 21 den Bibelübersetzern bis auf den heutigen Tag unverständlich wären und aufs Geratewohl gedeutet werden müßten. Die größte Bedeutung von Ermans Entdeckung besteht aber in dem unwiderleglichen Beweis dafür, daß die Israeliten die ägyptische Literatur gekannt haben und sie sich viel unmittelbarer angeeignet haben, als man bisher anzunehmen wagte. Daß Amenemopes Weisheitslehre nicht das einzige ägyptische Werk war, das die Juden studierten, muß man natürlich als sicher annehmen. Hinzugefügt mag werden, daß Spuren ägyptischen Einflusses auf Grund von Amenemopes Werk auch in anderen alttestamentlichen Schriften bereits nachgewiesen werden können, u. a. im Buche Hiob, bei Jeremias und Jesaias. Wenn beispielsweise Gott der genannt wird, „der der Menschen Herz wägt", so erinnert man sich, daß nach dem Glauben der Ägypter der Tote vor den Richterstuhl des Osiris treten mußte. Und wenn Hiob den Leib des Menschen mit einer Lehmhütte vergleicht, so entspricht das auch ägyptischen Gedankengängen. Natürlich darf man sich das nicht so vorstellen, daß die genannten israelitischen Schriftsteller sich alle gerade in das Buch des Amenemope vertieft hätten. Es gab ja mehrere ägyptische „Lehrer", die mit ihm geistig verwandt waren, und den Israeliten sind zweifellos noch viele uns unbekannte ägyptische Werke zugänglich gewesen.

Wäre Ermans Entdeckung vor etwa dreißig Jahren erfolgt, also vor dem gewaltigen Streit zwischen alten und neuen Ansichten, den der berühmte Assyriolog Friedrich Delitzsch mit seiner Schrift „Babel und Bibel" heraufbeschwor, dann hätten sicherlich Ermans Lehren über ägyptischen Einfluß auf das Alte Testament

auf alttheologischer Seite einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen. Jetzt ist der Kampf zwischen Alt und Neu auf diesem Gebiete in der Hauptsache entschieden. Ein bleibendes Ergebnis der Meinungskämpfe ist das, daß man den alten Glauben aufgeben muß, die Juden wären im Altertum, von den Chinesen abgesehen, das einzige Kulturvolk in der ganzen Welt gewesen, dem es gelang, sich den Einflüssen anderer Nationen zu entziehen. Auf diese Frage werden wir zurückkommen, wenn die Geschichte der Juden zu erzählen ist. Vorläufig beschränken wir uns auf einige Worte über den Einfluß Ägyptens auf dieses Volk. Daß ein starker politischer und kultureller Einfluß stattgefunden hat, wurde offenbar durch die Entdeckung der El Amarnabriefe. Seit der Mitte des zweiten Jahrtausends war Palästina tatsächlich eine ägyptische Provinz. Viele Funde, die man später bei Ausgrabungen in diesem Land gemacht hat, beweisen weiterhin, wie lebhaft die Verbindungen mit Ägypten einmal gewesen sind. Man hat im Boden Palästinas nicht nur einheimische kanaanitische Götterbilder gefunden, sondern auch ägyptische, babylonische und hethitische Skarabäen, Bes-Figuren[1] und andere rein ägyptische Amulette. Man hat auch den ägyptischen Einschlag in der Baukunst Palästinas zur Zeit Salomos erkannt. Alles weist darauf hin, daß die geistige Kultur der Juden nicht nur von Assyrien und Babylonien, sondern auch von Ägypten stark beeinflußt worden ist.

## Einige der ältesten Märchen der Welt

Die heutigen Ägypter werden nicht müde, den Straßenerzählern zuzuhören, denen ein ungemein reicher Märchenschatz zu Gebote steht. Diese Märchen haben manche Ähnlichkeit mit der berühmten arabischen Märchensammlung „1001 Nacht", und man ist daher wohl versucht, daraus zu folgern, daß die Ägypter ihre heutigen Märchen von den arabischen Eroberern ihres Landes übernommen haben. Das ist jedoch nur zum Teil der Fall; weit mehr haben sie von ihren eigenen Vorfahren ererbt. Übrigens hat das arabische Märchen von Sindbad dem Seefahrer seine Wurzeln sicher in der ägyptischen Sage; ebenso

[1] Bes ist eine ägyptische, wohl aus Nubien oder Punt eingeführte Gottheit der Haarkünste und Helfer bei Entbindungen.

beruht das Märchen von Ali Baba und den vierzig Räubern teilweise auf einer ägyptischen Sage von einem Heerführer, der die Stadt Jaffa in Palästina durch eine List eroberte. Er ver-

Besfigur.

steckte seine Leute in Körbe, lud diese auf Esel und schmuggelte sie auf diese Weise in die Stadt hinein, indem er vorspiegelte, Waren zu bringen. Eines der ältesten ägyptischen Märchen ist

## Der schiffbrüchige Seemann

Der Seemann erzählt selber, daß er mit einem großen Schiffe in das Land gefahren sei, in dem die Kupfergruben des Pharao

lagen (gemeint ist damit die Halbinsel Sinai). Es brach aber ein furchtbarer Sturm aus, das Schiff ging unter, und unser Erzähler wurde allein von der ganzen Besatzung gerettet; er hatte sich an einer Schiffsplanke festgehalten, die nach drei Tagen an eine Insel geworfen wurde.

Dort wuchsen Feigen und Weintrauben und allerhand leckere Früchte, so daß der Schiffbrüchige seinen Hunger stillen konnte. „Plötzlich aber,". erzählt er, „hörte ich ein Donnern wie von einer gewaltigen Meereswoge. Die Bäume wurden geknickt, die Erde bebte, und ich erschrak so, daß ich mein Gesicht mit den Händen bedeckte. Als ich wieder aufblickte, sah ich eine riesige Schlange auf mich zukommen. Ihr Körper glänzte wie Gold in der Sonne."

Die Riesenschlange trug den Schiffbrüchigen in ihre Höhle, ohne ihm etwas anzutun. Sie sprach ihm freundlich zu und erzählte, es sei der Wille der Götter, daß er vier Monate auf der Insel verbleibe. Wenn er aber in dieser Zeit sich geduldig in sein Schicksal füge, werde von Ägypten ein Schiff kommen und ihn zu Frau und Kindern nach Hause holen.

Da wurde der Seemann so froh, daß er der Schlange versprach, er wolle den Pharao bitten, ein mit allen Schätzen Ägyptens beladenes Schiff nach der Insel zu schicken. Die Schlange aber lachte zu seiner Rede und sprach: „Du hast nichts, wonach ich mich sehne, denn ich bin König des Landes Punt. Alle seine Schätze an Wohlgerüchen gehören mir, und im übrigen: wenn du einmal von hier weggekommen bist, wirst du diese Insel nie wieder sehen, da sie im Meere versinken wird."

Als die vier Monate um waren, kam wirklich ein ägyptisches Schiff. Die freundliche Schlange nahm da von dem Seemanne Abschied, wünschte ihm glückliche Heimreise und schenkte ihm eine Schiffsladung von Myrrhen und wohlriechendem Öl, Zimt, Elfenbein, Pelzwerk, Windhunden, Affen und allerhand anderen kostbaren Dingen. Mit diesen Sachen kam er glücklich nach Ägypten zurück.

Das Märchen ist ja nichts Besonderes, und heutzutage könnte ein Kind, das einigermaßen weiß, wie ein Märchen beschaffen sein soll, es sicher spannender gestalten. Man darf aber nicht

vergessen, daß es eines der ersten Märchen ist, die aufgezeichnet worden sind, und aller Anfang ist schwer.

## Das Märchen von den drei Brüdern, die Könige werden sollten

Eines Tages, als Cheops, der König, der die größte Pyramide baute, nichts Besonderes zu tun hatte, berief er seine Söhne und seine Hofleute zu sich und fragte sie: „Kann mich einer von euch dadurch unterhalten, daß er mir etwas Wunderbares erzählt?" Da stand nun einer nach dem anderen auf und erzählte märchenhafte Dinge, die von Zauberern und Wundertätern in alten Zeiten ausgeführt worden waren. Als aber die Reihe an den Prinzen Hordadef kam, sagte dieser: „Ich kenne einen Wundertäter und Zauberer, der noch lebt. Er heißt Dedi und ist hundertundzehn Jahre alt. Jeden Tag ißt er fünfhundert Brote und einen Ochsenschenkel und trinkt zehn Krüge Bier. Er kann es machen, daß ein abgehauener Kopf wieder am Halse festwächst. Er kann es auch machen, daß ihm ein Wüstenlöwe wie ein treuer Hund folgt."

„Hole mir diesen Mann hierher, mein Sohn," sagte Cheops, und Hordadef tat, wie ihm sein Vater befohlen.

Als Dedi in den königlichen Palast gekommen war, fragte ihn der Pharao: „Ist es wahr, Dedi, daß du es machen kannst, daß ein abgehauener Kopf wieder am Halse festwächst?" — „Gewiß kann ich das, Herr König," antwortete Dedi. Da ließ der König eine Gans holen. Man hieb dem Vogel den Kopf ab und legte ihn in eine Ecke des Saals, den Körper aber in eine andere. Darauf stand Dedi auf und sprach eine Zauberformel. Und siehe, der Körper der Gans watschelte dorthin, wo der Kopf war, und der Kopf bewegte sich auf den Körper zu. Vor dem Throne des Königs aber vereinigten sich Kopf und Körper, und die Gans streckte den Hals und schnatterte. Darauf machte Dedi dasselbe Kunststück mit einem Stier, dem man den Kopf abgeschlagen hatte. Das Tier folgte ihm brüllend.

Da wollte der Pharao von Dedi zukünftige Dinge erfahren, und der Wahrsager erzählte ihm: „Der Priester des Sonnengottes Ra hat ein Weib namens Reddedet. Das wird drei

Söhne gebären, deren Vater Ra selber ist. Und der Gott hat versprochen, daß sie nacheinander dein Reich regieren werden."

Als Cheops diese Weissagung hörte, wurde er in seinem Herzen betrübt. Dedi aber sprach: „Das Herz des Pharao braucht nicht betrübt zu sein. Zunächst wird dein Sohn regieren, dann deines Sohnes Sohn, und erst nach ihnen werden diese drei Könige werden." Da befahl der Pharao, Dedi solle bei dem Prinzen Hordadef bleiben, und jeden Tag solle man ihm tausend Brote, hundert Krüge Bier, einen Ochsen und hundert Bunde Lauch geben.

Als nun Reddedet ihre drei Söhne gebären sollte, schickte Ra die Göttin Isis und drei andere Göttinnen, um ihr in ihrer

Der Wolf als Ziegenhirt und die Katze als Gänsehüterin. Satirisches Fabelbild in einem Papyrus aus der Zeit des Neuen Reiches. Eine Andeutung davon, daß Tierfabeln bereits in der ägyptischen Literatur vorkamen.

schweren Stunde beizustehen. Sie kamen wie Tänzerinnen gekleidet zum Hause des Priesters und trafen ihn selber vor der Tür. Und als sie sahen, daß er besorgt war, fingen sie an zu tanzen und ihre Klappern zu schwingen, um ihn froh zu machen. Der Priester aber bat sie, still zu sein, und erzählte, daß seine Frau im Hause in Kindesnöten läge. Da sagten die Göttinnen: „Laß uns zu ihr hinein, wir verstehen uns darauf, ihr zu helfen!" Da ließ sie der Priester zu der Kranken hinein. Sie halfen ihr, die drei Knaben auf die Welt zu bringen, und jedem sagten die Göttinnen voraus, daß er über Ägypten herrschen werde. Reddedets Mann aber konnte den Helferinnen zum Danke nur einen Kasten voll Gerste geben.

Als die vier Göttinnen aber ein Stück Wegs vom Hause des Priesters entfernt waren, rief Isis, die vornehmste von

ihnen: „Aber wir haben ja für diese Kinder noch gar kein Wunder getan!“ Bei diesen Worten blieben sie stehen und verfertigten drei Königsdiademe, die sie in die Gerstenkiste legten. Darauf gingen die hilfreichen Frauen zu dem Hause des Priesters zurück und sagten: „Behalte die Gerste so lange hier, bis wir wieder einmal vorbeikommen,“ und damit stellten sie die Kiste in die Vorratskammer.

Ein paar Wochen später wollte Reddedet für den Haushalt Bier brauen, konnte aber keine Gerste finden. Da sagte ihre Dienerin: „In der Vorratskammer steht eine Kiste mit Gerste, die den Tänzerinnen geschenkt wurde.“ Reddedet antwortete: „Geh hin und hole die Kiste. Wir können ja den Tänzerinnen andere Gerste geben, wenn sie sie brauchen.“ Als aber die Dienerin die Kammertür öffnete, hörte sie Gesang und Musik, Tanz und Jubel, wie wenn man einen König feiert. Erstaunt eilte sie zu ihrer Herrin und berichtete ihr, was sie gehört hatte. Reddedet ging da auch in die Kammer und hörte die königliche Musik und erzählte dies ihrem Manne, als er nach Hause kam. Und ihre Herzen waren über die Maßen froh, weil ihre Söhne Könige werden sollten.

Löwe und Einhorn spielen ein Brettspiel. Satirisches Fabelbild aus der Zeit des Neuen Reiches.

Einige Zeit später hatte Reddedet einen Streit mit der Dienerin und züchtigte sie. Da wurde das Mädchen bös und sagte zu ihren Kameraden: „Wie kann sie wagen, mich so zu behandeln, wo ich sie doch in das größte Unglück bringen kann? Sie hat drei Könige zur Welt gebracht, und jetzt werde ich zum Pharao gehen und ihm ihr Geheimnis verraten.“ Das Mädchen glaubte, wenn Cheops das Geheimnis erführe, werde er die Kinder töten, und ihre Eltern vielleicht auch. Zuerst machte sie sich auf den Weg zu ihrem Bruder und erzählte ihm, was sie tun wollte. Der aber wurde sehr wütend darüber, daß sie ihn in die Sache verwickeln wollte, und schlug

sie mit einem Stricke. Das Mädchen eilte da an den Nil. Da stieg ein großes Krokodil aus dem Wasser und nahm es in seinen Rachen ...

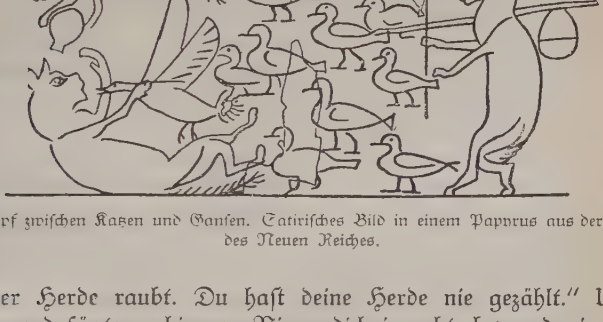
Hier endet leider das Märchen. Der Rest der Papyrusrolle, auf der es aufgezeichnet ist, ist verlorengegangen, und wir erfahren also nicht, ob König Cheops die drei Kinder zu töten versuchte oder nicht. Wir wissen nur, daß die ersten drei Könige von dem Geschlechte, das auf die Dynastie des Cheops folgte, dieselben Namen trugen wie die drei Kinder der Reddedet und ebenso wie alle ägyptischen Könige nach ihnen „Sonnensöhne" genannt wurden.

## Die Klage des beraubten Bauern

Die Ägypter liebten es, ähnlich wie die Völker des Orients überhaupt, ihre Reden mit treffenden Bildern zu schmücken. Auf mehreren Papyrusrollen aus der Zeit des Mittleren Reichs ist eine bezeichnende Geschichte vom Ende des dritten Jahrtausends aufgezeichnet. Sie handelt von einem Bauern aus einer kleinen Oase an den Natronseen westlich vom Delta, der auf einer Reise nach der Hauptstadt Ägyptens seiner Esel beraubt wurde. Sie waren mit Natron und Salz, mit Panther- und Wolfsfellen, mit Holz und anderen Waren seiner Heimat beladen. Weinend bat der arme Mann, man möge ihm sein Eigentum zurückgeben, aber vergebens. Da ging er zu dem Statthalter des Königs in jenem Gebiete, wo der Räuber wohnte, und klagte ihm seine Not in so beredten Worten, daß der Statthalter sich für verpflichtet hielt, den Fall dem Pharao mitzuteilen. Und als der König von dem redefertigen Bauern hörte, ließ er dem Statthalter bestellen: „Wenn du willst, daß es mir gut geht, so halte den Bauern zurück und gib ihm auf das, was er sagt, keine Antwort, damit er fortfährt zu reden. Laß alles niederschreiben, was er auf dem Herzen hat, und laß es mir dann berichten. Sorge auch dafür, daß der Bauer, seine Frau und seine Kinder unterdessen ihren Unterhalt haben; laß sie aber nicht wissen, woher die Versorgung kommt."

Der Statthalter tat, wie ihm der König befohlen, und der Bauer kam insgesamt neunmal vor ihn, bis er alles gesagt, was er auf dem Herzen hatte. Und zwar führte der Mann

von einemmal zum anderen eine immer freimütigere und schärfere Sprache. Als der Statthalter mit seiner Entscheidung zögerte, tadelte ihn der Bauer mit mißbilligenden Äußerungen wie: „Dahin ist es nun gekommen, daß der Mann, der klar sehen sollte, blind geworden ist, und der, der deutlich hören sollte, taub." In dem Glauben, daß der Statthalter es mit dem Räuber halte, verglich der Bauer ihn sogar mit einem Raubvogel, der von wehrlosen kleinen Vögeln lebt, und mit Anwendung eines anderen Bildes sagte er: „Du bist wie ein Hirte, der sich nicht darum kümmert, daß das raubluſtige Krokodil ein Rind aus



Kampf zwischen Katzen und Gansen. Satirisches Bild in einem Papyrus aus der Zeit des Neuen Reiches.

seiner Herde raubt. Du hast deine Herde nie gezählt." Und warnend fügte er hinzu: „Nimm dich in acht, bevor du in die Ewigkeit eingehst, und handle so, daß man auf dich das Sprichwort anwenden kann: ‚Gerechtigkeit ist Atem für die Nasenlöcher' (d. h. Gerechtigkeit ist Leben); denn vor dem Richterstuhle Tots gibt es keine Verstellung." Einmal ließ der Statthalter dem freimütigen Bauern eine Bastonade geben, um den Anschein der Ungerechtigkeit aufrechtzuerhalten. Und als der Mann zum neunten Male bei ihm gewesen war, befahl der Statthalter einem seiner Diener, ihn fortzuführen. In der Meinung, daß er wieder geprügelt werden sollte, sagte da der Bauer: „Das ist, wie wenn man einem Durstigen Salzwasser zu trinken gibt oder einen Säugling an eine Frauenbrust legt, die versiegt ist." Jetzt aber war die Komödie für den Abschluß reif, und der Bauer erhielt den erfreulichen Bescheid, er werde

sein gestohlenes Eigentum zurückerhalten und außerdem alles, was der Räuber im Besitz habe. Alles, was er vor dem Statthalter gesagt, hatte dieser aufzeichnen lassen, und der König bekam es zu lesen. „Und das war dem Herzen des Pharao angenehmer als alles, was im ganzen Lande war."

Einen eigentümlichen orientalischen Reiz hat

## Das Märchen von den zwei Brüdern,

das bekannteste von allen Märchen des alten Ägyptens.

Es waren einmal zwei Brüder, Anubis und Bata. Anubis war verheiratet und hatte ein Gut, und der jüngere Bruder besorgte für ihn die Landwirtschaft. Er hatte aber so viel Erfolg im Ackerbau und in der Viehzucht, daß er nicht seinesgleichen hatte.

Eines Tages, als die Brüder zusammen auf dem Felde pflügten, schickte Anubis seinen Bruder nach Hause, um Korn zur Aussaat zu holen. Als Bata nach Hause kam, fand er die Frau seines Bruders damit beschäftigt, sich das Haar zu flechten. Sie sagte, er möge selber auf den Speicher gehen und holen, was er haben wolle. Der Jüngling ging dorthin und füllte einen großen Krug mit Korn und nahm ihn auf seine Schultern. Und als seine Schwägerin sah, wie leicht er den schweren Krug auf den Schultern trug, sagte sie: „Wie stark du bist! Mir ist schon immer deine Stärke aufgefallen." Und sie entbrannte für ihn und versuchte ihn dazu zu überreden, bei ihr zu bleiben, indem sie ihm eine schönes Kleid versprach.

Da wurde aber der Jüngling wütend wie ein Leopard in der Wüste über ihr schändliches Anerbieten und sprach zu ihr: „Du bist für mich doch wie eine Mutter, dein Mann ist für mich wie ein Vater. Du hast zu mir etwas gesagt, was nicht gesagt werden durfte. Sage es nicht noch einmal, dann will ich dir versprechen, es niemand zu erzählen." Mit diesen Worten hob er seine Last auf und ging zu seinem Bruder auf das Feld, und sie fuhren fleißig in ihrer Arbeit fort.

Die Frau des Anubis aber war sehr entsetzt, als sie sah, wie zornig ihr Schwager wurde, und sie fürchtete, er könnte seinem Bruder erzählen, was sie gesagt hatte. Deshalb verfiel sie darauf, Salben herbeizuschaffen und sich in leinene Binden

zu wickeln, als wäre ihr Gewalt angetan worden. Und als Anubis am Abend nach Hause kam, fand er seine Frau in einem solchen Zustande, als hätte sie jemand mißhandelt. Sie goß ihm kein Wasser auf die Hände wie gewöhnlich und hatte kein Licht im Hause angezündet, und auf seine Fragen antwortete sie: „Als dein Bruder nach Hause kam, um Korn für die Aussaat zu holen, und mich allein vorfand, sagte er zu mir: ‚Komm, wir wollen uns eine frohe Stunde machen und zusammen schlafen.' Ich aber wollte nicht auf ihn hören, sondern sagte ihm: ‚Bin ich nicht wie eine Mutter für dich? Ist nicht dein älterer Bruder wie ein Vater für dich?' Da erschrak er sehr und schlug mich, um mich davon abzuhalten, dir zu erzählen, was geschehen war. Aber wenn du ihn nun nicht totschlägst, werde ich mir das Leben nehmen; denn es ist klar, was dein Bruder tun wird, wenn er erfährt, daß ich mich bei dir beklagt habe." Da wurde Anubis wütend wie ein Leopard, schärfte seinen Speer und stellte sich hinter die Tür seines Kuhstalls, um seinen Bruder niederzustoßen, wenn dieser mit dem Vieh von der Weide zurückkehrte. Als sich aber Bata dem Stalle näherte, hörte er, wie die Kuh, die an der Spitze der Herde ging, zu ihm sagte — er verstand nämlich die Sprache der Tiere —: „Hüte dich, dort steht dein älterer Bruder und wartet auf dich mit seinem Speere, um dich niederzustoßen. Beeile dich und fliehe vor ihm." Und als Bata näherkam, sah er die Füße des Bruders unter der Stalltür hervorblicken. Da ergriff er die Flucht, so schnell er konnte. Anubis aber verfolgte ihn mit dem Speere in der Hand. In seiner Not rief Bata den Sonnengott Ra an, und dieser ließ einen großen, von Krokodilen wimmelnden Fluß zwischen den Brüdern strömen. Bevor aber die Brüder getrennt wurden, beteuerte Bata seine Unschuld und ließ den Bruder wissen, daß seine Frau ihn belogen hatte. Als nun Anubis wieder nach Hause kam, schlug er seine Frau tot und warf ihren Leib vor die Hunde. Darauf setzte er sich nieder und trauerte, daß er seinem Bruder so schweres Unrecht angetan hatte. Bata aber wanderte in das Zederntal. Dort baute er sich eine Hütte und lebte von der Jagd auf die wilden Tiere der Wüste. Die Götter gaben ihm eine Frau, die schöner war als irgendein anderes Weib im ganzen Lande. Er liebte sie über alles. Er erzählte

ihr auch ein Geheimnis, daß nämlich sein Herz durch Zauberei in eine Blüte an einem Zedernbaum verwandelt worden sei, und daß er sofort sterben werde, wenn jemand den Baum umhauen würde.

Nun geschah es aber, daß der Pharao von der wunderbaren Schönheit dieser Frau hörte, und es gelang ihm, sie an seinen Hof zu locken, wo sie die vornehmste der Gemahlinnen des Königs wurde und in hohen Ehren stand. Da sie aber die Rache ihres Mannes fürchtete, bat sie den König: „Laß die Zedern an meinem früheren Haus umhauen und zerstören." Der Pharao erfüllte ihre Bitte, und in demselben Augenblick, als einer der Bäume fiel, gab Bata seinen Geist auf. Da er aber ein zauberkundiger Mann war, verwandelte er sich in einen heiligen Stier und ließ sich an den Hof des Pharao treiben. Dort entstand große Freude über den stattlichen Stier, und Pharao kam heraus, um das Tier zu sehen. Eines Tages aber sprach der Stier die Gemahlin des Königs an und erzählte ihr, daß er Bata sei. Seine frühere Frau überredete da den Pharao, den Stier den Göttern zu opfern. Als das Tier geschlachtet wurde, spritzten zwei Blutstropfen vor dem Eingang des königlichen Palastes auf den Boden, und siehe, sofort wuchsen dort zum allgemeinen Erstaunen zwei große Bäume empor. Eines Abends, als der Pharao und seine Gemahlin im Schatten der beiden Bäume saßen, begann der eine Baum zu sprechen und sagte zur Königin: „O du falsches Weib, ich bin Bata, und ich lebe, trotzdem du versucht hast, mich zu töten."

Durch die Bitten der Königin wurde der Pharao bewogen, die Bäume umhauen zu lassen. Die Königin stand selber dabei und sah zu, daß der Befehl richtig ausgeführt wurde. Da aber flog ihr ein Splitter des Holzes in den Mund, und sie erkannte, daß sie schwanger geworden war. Einige Zeit darauf gebar sie einen Knaben, und es entstand große Freude im Lande.

Mit Freuden sah der König seinen Sohn heranwachsen, und als er selber seine Tage beschloß, wurde der Sohn sein Nachfolger. Der Sohn aber war niemand anders als Bata. Als er den Thron bestiegen hatte, rief er die Großen des Reiches zusammen und ließ sie die Königin zum Tode verurteilen. Dann

herrschte Bata dreißig Jahre lang über Ägypten, und also hatte diese Geschichte trotz allem ein glückliches und gerechtes Ende.

## Das Märchen von dem zum Tode verurteilten Prinzen

Diese Erzählung stammt etwa aus dem Jahre 1500 v. Chr. Es wird darin das wunderbare Land Mesopotamien erwähnt, mit dem die Ägypter erst damals, in den Kriegszügen Totmes III., Bekanntschaft machten, und das für sie ein Märchenland wurde wie Indien für die Menschen des 16. Jahrhunderts. Das Märchen von dem zum Tode verurteilten Prinzen ist, wie man sehen wird, mit mehreren unserer eigenen Volksmärchen verwandt. Es lautet folgendermaßen:

In Ägypten herrschte einmal ein König. Der hatte keinen Sohn. Er war darüber sehr betrübt und bat die Götter, ihm einen Knaben zu schenken. Nach einiger Zeit bekam er auch einen kleinen Sohn. An seine Wiege traten drei Feen, und als sie ihn sahen, sagten sie: „Es ist ihm bestimmt, entweder durch ein Krokodil oder durch eine Schlange oder durch einen Hund zu sterben."

Als der König diese Weissagung hörte, geriet er in sehr große Angst um den Kleinen und beschloß, ihn an einen Ort zu bringen, wo ihm nichts geschehen konnte. Deshalb baute er für ihn draußen in der Wüste eine Burg, richtete sie prächtig ein und schickte den Jungen dahin mit zuverlässigen Dienern, die darauf aufpassen sollten, daß der Kleine nicht aus der Burg herausging. Und so wuchs denn der Prinz ruhig und sicher in seinem Hause in der Wüste heran. Eines Tages aber geschah es, daß der Knabe einen Mann mit einem Windhund daherkommen sah, der seinem Herrn getreu folgte. Da fragte er einen Diener, was das für ein Wesen sei, das dort hinter dem Manne hergehe. Der Diener antwortete ihm, dies sei ein Windhund. Da sagte der Knabe: „Du mußt mir auch einen Hund verschaffen." Da ging der Diener zum Pharao und erzählte ihm, was sein kleiner Sohn gesagt hatte. Der König sagte: „Schaffe mir ein kleines Hündchen und bringe es meinem Sohne, damit er in seinem Herzen nicht betrübt ist." Also brachte man ihm einen kleinen Hund, und der wuchs mit dem Prinzen zusammen auf. Als aber der Knabe ein kräftiger Jüngling geworden war, wurde

es ihm langweilig, in seinem Hause eingesperrt zu sitzen, und er schickte an seinen Vater einen Boten und ließ fragen: „Warum hältst du mich hier eingesperrt? Ich habe doch mein Urteil von den drei Feen erhalten. Laß mich doch da wenigstens das Leben genießen. Gott tut ja doch, was ihm gut dünkt." Der König war da seinem Sohne zu Willen, gab ihm Pferd und Wagen und allerhand Waffen und sagte zu ihm: „Gehe, wohin du willst." Der Prinz zog nun zunächst an die Ostgrenze des Reiches und von dort nordwärts in die Wüste, und sein treuer Hund begleitete ihn. Schließlich kam er auch in das Land Mesopotamien.

Nun hatte der König, der dort herrschte, nur ein einziges Kind, eine schöne Tochter, und ihr hatte er ein Haus auf einem schroffen Felsen erbaut, der siebzig Ellen hoch war. Dann hatte er die Söhne aller Fürsten Syriens zusammengerufen und ihnen gesagt: „Wer zum Fenster meiner Tochter hinaufklettern kann, der soll sie zur Gemahlin haben." Da hatten sich alle jungen Prinzen in der Nähe des Hauses der schönen Prinzessin niedergelassen und Tag für Tag versucht, zu ihrem Fenster emporzuklettern. Keinem aber war es gelungen; der Fels war zu hoch und zu steil. Eines Tages nun, als sie wie gewöhnlich ihr Glück versuchten, kam der ägyptische Prinz dahergeritten und hatte seinen Hund bei sich. Die Prinzen hießen den stattlichen Jüngling willkommen und fragten, woher er käme. Er aber wollte nicht erzählen, daß er der Sohn des Pharao war, und antwortete daher: „Ich bin der Sohn eines ägyptischen Offiziers. Meine Mutter ist gestorben, und mein Vater hat sich wieder verheiratet. Meine Stiefmutter haßt mich und hat mich gezwungen, die Heimat zu verlassen." Da luden sie ihn ein, bei ihnen zu bleiben.

Sie erzählten ihm nun, warum sie versuchten, den Felsen hinanzuklettern. Da wollte der Fremde auch sein Glück versuchen, und siehe, er kam zum Fenster der Prinzessin hinauf, und als sie ihn erblickte, war sie so entzückt, daß sie ihn küßte und umarmte.

Als ihrem Vater aber gemeldet wurde, daß es einem der jungen Männer gelungen sei, zum Fenster seiner Tochter emporzuklettern, fragte er zunächst, welcher von den Prinzen es sei.

Der Bote antwortete darauf: „Es ist kein Prinz, sondern der Sohn eines ägyptischen Offiziers, der von seiner Stiefmutter aus dem Hause getrieben ist.“ Da erzürnte der König und sprach: „Soll ich meine Tochter einem ägyptischen Flüchtlinge geben? Schafft ihn sofort wieder nach Ägypten.“ Als aber die Boten des Königs kamen und dem jungen Mann befahlen, sich fortzubegeben, da hielt ihn die Prinzessin fest und sprach: „Bei Ra-Harakte (Harakte war wie Amon einer der Götter, die mit der Zeit mit Ra verschmolzen), wenn ihr ihn mir nehmt, werde ich nicht essen und nicht trinken. In derselben Stunde werde ich sterben.“

Als der Vater das erfuhr, schickte er einige Männer, um den Jüngling vor den Augen der Prinzessin zu töten. Sie aber sprach: „Tötet ihr ihn, so werde ich auch tot sein, bevor die Sonne untergeht. Nicht eine Stunde will ich länger leben als er.“ Da wurde der König gezwungen, in die Ehe einzuwilligen. Der junge ägyptische Fürst wurde also mit der Prinzessin vermählt, und ihr Vater gab ihnen einen Palast mit Sklaven, Äckern, Wiesen, Vieh und allem, was dazu gehört.

Als aber die Hochzeit vorüber war, erzählte der Prinz seiner Gemahlin: „Ich bin dazu verurteilt, entweder durch ein Krokodil oder durch eine Schlange oder durch einen Hund zu sterben.“ Da sagte die Prinzessin: „Warum hast du dann aber immer diesen Hund bei dir? Laß ihn doch töten!“ — „Nein,“ sagte er, „ich will meinen treuen Hund nicht töten, den ich bei mir gehabt habe, seit er ganz klein war.“ Seit dieser Stunde aber lebte die Prinzessin in einer beständigen Angst um ihren Mann und wollte ihn nie aus den Augen lassen.

Nun geschah es im Verlaufe der Zeit, daß der Prinz nach Ägypten zurückkehrte und dort mit seiner Gemahlin blieb. Auch sein Hund war bei ihm. Eines Abends, als er eingeschlafen war, kam eine große Schlange in seine Kammer und wollte ihn beißen. Seine Frau aber erwachte und gab ihrem Diener ein Zeichen, daß er der Schlange eine Schale Milch vorsetzte, und von dieser trank die Schlange, bis sie sich nicht mehr rühren konnte. Darauf tötete die Prinzessin die Schlange mit einem Dolche. Dann weckte sie ihren Gemahl, der sehr erstaunt war, als er die tote Schlange neben sich liegen sah. Da sagte seine

treue Frau: „Siehe, Gott hat eines seiner Todesurteile in deine Hand gegeben. Mit den anderen wird er es ebenso machen." Und die Prinzessin opferte Gott und pries ihn.

Eines Tages geschah es, daß der Prinz draußen auf seinem Besitztum umherwanderte, und der Hund war bei ihm. Und wie sie so umherstreiften, erblickte der Hund ein Stück Wild und jagte hinter ihm drein, und der Prinz folgte ihm. Sie gelangten an den Nil hinunter, und da kam ein großes Krokodil auf den Jüngling zu, packte ihn und sprach: „Ich bin dein Schicksal, das dich verfolgt." ...

Hier hört die Papyrusrolle auf, und wir erfahren nicht, auf welche Weise der Prinz seinem drohenden Schicksal entging. Denn nach dem, was wir von der ganzen Sinnesart der Ägypter zur Zeit des Neuen Reiches wissen, können wir mit Sicherheit annehmen, daß die Erzählung glücklich ausging.

## Die Sage von den sieben Hungerjahren in Ägypten

Diese Sage steht in Hieroglyphenschrift auf einem großen Granitblock, den man auf der kleinen Insel Sehel beim ersten Katarakt gefunden hat. Die Inschrift stammt aus der Zeit der Ptolemäer; es ist aber möglich, daß die Sage in ihrer ursprünglichen Form viel älter ist. Das Ereignis, von dem sie erzählt, muß sich nämlich zu Anfang der dritten Dynastie zugetragen haben, also ums Jahr 3000 v. Chr. Die fürchterliche Hungersnot, von der sie erzählt, soll sieben Jahre angehalten haben. Sie erinnert also an die Hungerjahre, die Ägypten zur Zeit Josephs heimsuchten.

Dieses große Unglück kam daher, daß die Überschwemmungen des Nils sieben Jahre lang ausblieben. In seiner Not schrieb da Pharao an den Statthalter von Nubien, der auf der Insel Elephantine wohnte, wo man annahm, daß der Nil entspränge. In dem Briefe erzählte er von der schlimmen Hungersnot und fügte hinzu: „Mein Herz ist betrübt, denn es fehlt die Saat. Gemüse gibt es gar nicht. Und alles andere, was das Volk zum Leben braucht, ist ausgegangen. Jeder plündert seinen Nachbarn. Die Menschen wollen gehen, vermögen sich aber nicht mehr zu bewegen. Das Kind schreit vor Hunger. Der Jüngling schleppt seine Beine nach sich vor Ermattung, und die Alten

sind vor Verzweiflung gebrochen. Ihre Beine geben unter ihnen nach, sie sinken ermattet zu Boden, und im Schmerz drücken sie die Hände gegen den hungernden Magen. Meine Beamten sind machtlos vor Hunger und können keinen Rat geben. Alles geht auf den Untergang zu. Was soll ich tun? Sage mir, wo sind die Quellen des Nils? Welcher Gott bewacht sie? Denn er ist es, der früher die Speicher mit Korn füllte." Der Statthalter begab sich sofort zum König und half ihm die heiligen Bücher im Tempel zu deuten. Und aus ihnen ging hervor, daß der Nil seine Quellen auf Elephantine zwischen zwei großen Felsen hatte. Und daß der Gott, der sie bewachte, Knum hieß und auf der Insel einen Tempel hatte, in dem er Opfergaben von denen entgegennahm, die seine Gunst gewinnen wollten.

Sobald der Pharao diese Aufklärungen erhalten hatte, eilte er in den Tempel des Knum, opferte und betete zu dem Gotte. Da ließ sich Knum erweichen und offenbarte sich dem Pharao und sagte, die Hungersnot sei gekommen, weil er seine Verehrung versäumt habe. „Jetzt aber," fuhr er fort, „will ich den Nil wieder steigen lassen, und niemals sollen seine Wasser wieder fallen, sondern sie sollen das ganze Land überschwemmen. Sträucher, Büsche und Bäume sollen sich unter der Last ihrer Früchte biegen, und alle Gewächse sollen sich hundertfach vermehren. Dein Volk soll gesättigt werden, wahrhaftig, und die Speicher sollen sich wieder füllen. Das Land Ägypten soll gelb sein von reifenden Ernten, und es soll fruchtbarer werden denn je zuvor."

Zum Danke für dieses Versprechen schenkte Pharao dem Tempel des Knum großen Grundbesitz und gab jedem Ackerbauer, jedem Fischer und jedem Jäger seines Landes auf, dem Heiligtum eine gewisse Steuer zu entrichten. Und Pharao schickte dorthin kostbare Geschenke aus Gold, Elfenbein, Ebenholz, dazu Weihrauch und edle Steine.

## Die ägyptische Dichtkunst

Die ägyptische Dichtkunst ist natürlich von der unseren sehr verschieden, hat aber viel Ähnlichkeit mit den rhythmischen Gebilden der Hebräer und den Gesängen, wie wir sie aus dem Psalter und dem Hohen Lied Salomonis kennen. Schon während

des Mittleren Reiches hatten sich für die Dichtkunst strenge Gesetze herausgebildet. Eine Papyrusrolle aus den Tagen Ramses II. enthält eine literarische Besprechung mit technischen Ausdrücken und Wendungen, wie wir sie auch aus den Beurteilungen unserer Tage kennen. Ein Meister der edlen Kunst der Poesie bespricht hier ein minderwertiges Gedicht und hebt dabei hervor, daß es „mit hochtrabenden Phrasen überlastet sei", daß „die Schilderungen des Ortes der Handlung das Gepräge der Glaubwürdigkeit vermissen lassen; man könne sofort sehen, daß der Dichter nie an Ort und Stelle gewesen sei". Der Kritiker faßt sein Urteil dahin zusammen, daß „der Verfasser die Kunst zu dichten nicht verstehe". Er habe etwas erstrebt, was weit über seine Kräfte gehe. Seine Gedanken seien unbedeutend und die Stoffgliederung verwirrt. Die Dichtung sei voller Fehler.

Die ältesten ägyptischen Lieder, die wir kennen, sind Arbeitsgesänge. Sie sind immer wieder im Laufe der Zeiten von Hirten, Sänftenträgern und Ruderern gesungen worden. Noch heute summt der Fellah, wenn er seine Ochsen lenkt oder eine andere leichtere Arbeit vollbringt, ähnliche eintönige Gesänge vor sich hin wie vor vier Jahrtausenden, mit jenem schwermütigen Nasenton, der dem Orientalen eigentümlich ist.

Solche uralte Arbeitsgesänge finden wir in den Gräbern als erklärenden Text zu den Wandbildern aufgezeichnet. Da sind Bauern beim Pflügen dargestellt, und darüber steht:

Ein herrlicher Tag! Die Luft ist kühl,
Die Ochsen ziehen, der Himmel ist lieblich.
Arbeiten wir für den Fürsten!

Beim Dreschen singt der Fellah seinen Ochsen zu:

Dresch für euch, dresch für euch, Ochsen,
Dresch für euch!
Dresch für euch das Stroh zum Futter, die Gerste für den Herrn.
Gönnt euch keine Ruhe; es ist ja heute kühl!

Mehr keucht der Atem in dem Liede der Träger, wenn sie schwere Getreidesäcke an Bord des Schiffes schleppen:

Sollen wir den ganzen Tag mit Korn uns schleppen und weißem Spelt?
Die Schiffe sind voll, und das Korn fließt über,
Und doch treibt man uns an zur Arbeit.
Wahrhaftig, unsere Herzen sind aus Kupfer.

Weniger überzeugt von der Aufrichtigkeit der Sänger sind wir, wenn die Sänftenträger bei ihrer Arbeit folgende schöne Dichtung absingen:

Voll ist sie uns lieber,
Als wenn sie leer ist.

Man glaubt aus dem zweizeiligen Rhythmus die Schritte der Sänftenträger herauszuhören.

Solche einfache Lieder wie diese wirken am meisten, wenn man sie hört. Bei schriftlicher Wiedergabe verlieren sie leider den besonderen Reiz, der im Rhythmus der Arbeit liegt.

Vornehmer Ägypter in einer Sänfte. Aus der Zeit der zwölften Dynastie.

Die wichtigste Sammlung ägyptischer Dichtungen enthält ein Papyrus des Britischen Museums, der wahrscheinlich aus dem 13. Jahrhundert v. Chr. stammt. Viele dieser Gedichte sind jedoch weit älter. Alle scheinen Liebeslieder zu sein. Der Verliebte vergleicht den Gegenstand seiner Sehnsucht mit allerhand schönen Blumen und Pflanzen und wird nie müde zu beschreiben, wieviel Kummer ihm ihre Abwesenheit bereitet. Die Darstellung erscheint uns sehr einfach, und ihre Wirkung beruhte wohl hauptsächlich auf der Stimme des Sängers und seiner Harfenbegleitung[1].

[1] Damals wie heute enthielt die ägyptische Musik viele Halb- und Dritteltöne.

Die ägyptischen Liebeslieder haben nur selten einen rührseligen Ton. Um so häufiger sind die besungenen Gefühle von jener ursprünglichen Art, die nüchterne, zuweilen sehr derbe Ausdrücke braucht. In einem Liebesliede sagt das Mädchen:

Du mein Geliebter, es ist süß, zum Teiche zu gehn,
Um vor dir zu baden und dich meine Schönheit sehen zu lassen
Durch mein Hemd von feinstem Königsleinen hindurch,
Wenn es naß ist und dicht am Körper liegt.

Ich steige mit dir ins Wasser hinab
Und komme wieder herauf zu dir mit einem roten Fisch,
Der schön in meiner Hand liegt.
Komm und sieh mich an!

Der verliebte Jüngling aber wünscht:

Ach, wäre ich doch ihre Negerin,
Die immer um sie sein darf!
Dann sähe ich die Farbe aller ihrer Glieder.

Oder er singt:

Ach, wäre ich doch einen Monat lang ihre Wäscherin
Und wüsche die duftenden Salben aus ihren Kleidern.

Die ägyptischen Liebesgedichte haben oft denselben stark sinnlichen Einschlag wie gewisse Teile des Hohenliedes.

Die Braut spricht zu ihrem Geliebten:

Wenn du meine Hüften streichelst und meine Brust drückst,
So stoßen sie dich nicht ab.

Sie will den Geliebten nicht aus ihren Armen lassen:

Herrlich ist der Tag unserer Umarmung,
Gering schätze ich dagegen Hunderttausend und Millionen.

Oft wird die Schöne mit dem Vogelfänger verglichen, der seine Netze auf dem Felde für den wilden Vogel, den Geliebten, aufstellt. Wenn er aber ihre Finten sattbekommen hat, dann kommt die Reihe an sie, schwermütig zu werden. Dann singt sie:

Ich sehe süße Kuchen, als sähe ich Salz.
Der süße Most wird in meinem Munde zu Vogelgalle.

Und das junge Mädchen, das jeden Abend von ihrem Liebhaber besucht wird, fürchtet, daß er sie verlassen werde. Sie wünscht sich mit ihm durch ein festeres Band verbunden:

Du Schöner, meines Herzens Wunsch ist,
Als Gattin dir das Essen zu bereiten
Und mit meinem Arm in deinem Arm zu ruhen.
Denn wenn du mir deine Liebe entziehst,
Dann sage ich zu meinem Herzen in meinen Gebeten:
Ich vermisse meinen Anbeter heute Nacht,
Drum ist mir's, als läg' ich im Grabe.

## Trinklieder

Man könnte meinen, ein Volk, das sich beständig in seinen Gedanken mit dem Tode, mit Gräbern und Mumien beschäftigt, müsse ein düsteres, freudloses Geschlecht gewesen sein. Weit ge-

Weinlese.

fehlt! Die Ägypter waren vielmehr, wie die meisten Völker am sonnigen Mittelmeer, frohe, sorglose Menschen, die ein schönes Lied oder ein unterhaltendes Märchen zu schätzen wußten und das Leben bei einem Becher Bier oder Wein unbekümmert genossen.

Erst unter arabischem Einfluß schwand der Wein aus Ägypten; Mohammed verbot ja seinen Anhängern aufs strengste, Traubensaft zu trinken. Vor der arabischen Eroberung aber wurde viel Wein in Ägypten angebaut und getrunken. Besonders war die Oase Fayum ein herrliches Weinland. Bei Trinkgelagen wurden

zu Harfenbegleitung Lieder zum Preise der Lebensfreude gesungen. Ein den Ägyptern eigentümlicher Zug dieser Trinklieder war, daß man dem Lebensgenuß einen wirksamen Hintergrund schuf, indem man den Gedanken an den bevorstehenden Tod heraufbeschwor.

Die griechischen Geschichtsschreiber erzählen, die Ägypter hätten bei ihren Gastmählern ein Mumienbild herumtragen lassen, um durch diese Erinnerung an den Tod zu um so vollerem Genusse des flüchtigen Augenblickes zu ermuntern. Dieser Gedanke kommt

Weinpresse. Die Männer, die die Trauben zerstampfen, halten sich an Stricken fest.

besonders stark in den Liedern zum Ausdruck, die nach der Beisetzung der Toten gesungen wurden. Die Angehörigen des Verstorbenen feierten dann in der Grabkammer sein Gedächtnis durch ein Fest mit Wein, Musik und Gesang. Eines von diesen Liedern wurde in einem etwa viertausend Jahre alten Königsgrabe (aus der elften Dynastie) aufgezeichnet. Es erinnert zunächst an die Verstorbenen, die in ihren Grüften ruhen und deren Häuser in Schutt zerfallen sind, als wären sie nie gewesen. Aber bei einer wehmütigen Stimmung blieb man nicht stehen, darauf folgen vielmehr Aufforderungen, gerade wegen der kurzen Dauer des Lebens sich dem Genusse hinzugeben, so lange dazu noch eine Möglichkeit besteht:

Sei frohen Muts und folge den Wünschen des Herzens, solange du lebst.
Lege Myrrhen auf dein Haupt und kleide dich in feines Linnen.
Quäle dein Herz erst, wenn der Tag der Totenklage zu dir kommt,
Denn Osiris hört nicht den Schrei der Trauernden,
Und Wehklagen rettet keinen aus dem Grabe.

Lautenspielerin. Wandmalerei in einem Grabe bei Theben aus der Zeit des Neuen Reiches.

Drum feire den frohen Tag und werde dessen nicht müde,
Denn niemand kann seine Habe mit ins Grab nehmen,
Und niemand, der fortgegangen, ist wiedergekommen.

Auch in dem Grabe eines Priesters in der thebanischen Totenstadt stößt man auf ähnliche Aufforderungen, den flüchtigen Augenblick zu genießen. „Begehe den Tag fröhlich, Nefer-hotep,

du vortrefflicher Priester mit reinen Händen!" lautet die Aufforderung an der Grabwand. „Mische Salben und feine Öle zusammen und schmücke mit Kränzen und Lotosblumen deine Geliebte, die neben dir sitzt. Laß Gesänge und Musik vor dir erklingen. Wirf alle schwarzen Gedanken hinter dich und denke bloß der Freude, bis jener Tag kommt, wo du in das Land gebracht wirst, das die Stille liebt."

Diese beiden Grabschriften erinnern unwillkürlich an ähnliche Ermahnungen im 9. Kapitel des Predigers Salomonis: „Laß deine Kleider immer weiß sein, und laß deinem Haupte Salben nicht mangeln. Genieße das Leben mit dem Weibe, das du lieb hast, solange du das eitle Leben hast, das dir Gott unter der Sonne gegeben hat."

Ein nicht ungewöhnlicher Vorfall beim Gastmahl. Die Hilfe der Aufwärterin kommt leider zu spät.

Die alten Ägypter waren ein mäßiges Volk. Trotzdem konnten aber Warnungen vor Trunksucht auch bei ihnen am Platze sein. In den Weisheitslehren fehlen, wie wir gesehen haben, nicht abschreckende Beispiele aus dem Leben des Trinkers. Man kann begreifen, daß solche Warnungen notwendig waren als Gegengewicht zu den Aufforderungen, die in Inschriften aus der Zeit der siebzehnten Dynastie an den Gast gerichtet wurden: er solle „trinken, bis er betrunken ist, und sich einen Feiertag machen". In einer Grabkammer aus der Anfangszeit des Neuen Reiches stehen folgende Worte über dem Bilde einer Frau: „Gib mir achtzehn Becher Wein. Ich wünsche zu trinken, bis ich betrunken bin. Mein Inneres ist so trocken wie Stroh." Und das steht in einem Grabe!

Noch mehr erstaunt man, wenn man in den Wohnungen der Toten solche Bilder von Gastmählern erblickt, wie das obenstehende aus der Zeit des Neuen Reiches. Daß ein solches Bild einer Frau, die sich dessen entledigt, was sie zu viel genossen hat, an einer Grabwand verewigt wurde, zeigt, daß man

an dem Vorgang nichts Anstößiges fand. Andere Grabgemälde zeigen uns Männer, die bei Trinkgelagen so berauscht wurden, daß sie nach Hause getragen werden müssen.

## Die wissenschaftlichen Leistungen der Ägypter

Die verschiedenen Bedürfnisse des täglichen Lebens haben zuerst die Wissenschaften hervorgerufen. Ohne Zusammenarbeit war in einem Lande wie Ägypten, wo der lebenspendende Fluß alle Menschen voneinander abhängig machte, keine Kultur möglich. Die Zusammenarbeit bestand aber nicht allein darin, daß man Kanäle grub und andere körperliche Arbeiten verrichtete; man brauchte auch Menschen mit geistiger Begabung, die das Ganze leiteten. Um Kanäle mit dem richtigen Fall und der erforderlichen Wasserverteilung bauen zu können, dazu sind Kenntnisse in der Feldmesserkunst und Ingenieurwissenschaft nötig, und diese Kenntnisse beruhen ihrerseits wieder auf Mathematik. Eine gerecht durchgeführte Besteuerung konnte auch nicht ohne ziemlich weitläufige Berechnungen erreicht werden, und bei allen größeren Unternehmungen, bei der Berechnung und Verteilung des nötigen Verpflegungsvorrats sowie in unzähligen anderen Fällen war Mathematik erforderlich. Im Nillande brauchte man auch astronomische Kenntnisse, besonders, um den Zeitpunkt für das Hochwasser und die Überschwemmungen des Nils berechnen zu können. Krankheiten aller Art veranlaßten auch die alten Ägypter, Heilung zu suchen, und so entstand eine Heilkunde. Und diese wieder zog Nutzen aus den für jene Zeit bedeutenden anatomischen Kenntnissen, die sich die Ägypter bei der Einbalsamierung der Toten erworben hatten.

### Die mathematischen Kenntnisse der Ägypter

Von den mathematischen Kenntnissen der alten Ägypter hat man einmal eine sehr hohe Meinung gehabt. Das ist eine Überschätzung, die auf Herodot zurückgeht. Die Beispiele von Berechnungen, die uns auf Denkmälern und Papyrusrollen erhalten sind, zeigen, daß die Kenntnisse und Fertigkeiten der Ägypter in diesem Fache in Wirklichkeit ziemlich mäßig waren. Erst während der hellenistischen Zeit, nach der Eroberung Ägyptens

durch Alexander den Großen, machten die mathematischen Wissenschaften Fortschritte. In der Arithmetik kamen die alten Ägypter eigentlich niemals über das Abzählen an den Fingern hinaus, also nicht weiter als bis zur Addition und Subtraktion, wie wir das aus einem großen Papyrus aus der Hyksoszeit erkennen. Die Berechnungen, die wir durch Multiplikation und Division bequemer ausführen können, waren sehr umständlich. Wenn der Ägypter ausrechnen wollte, wieviel $9 \cdot 7$ ist, machte er ungefähr folgende Aufstellung:

$$
\begin{aligned}
1 \cdot 7 &= 7 \\
2 \cdot 7 &= 14 \\
4 \cdot 7 = 2 \cdot 14 &= 28 \\
8 \cdot 7 = 2 \cdot 28 &= 56
\end{aligned}
$$

Darauf addierte er zuerst die Zahlen in der ersten senkrechten Reihe, die er brauchte, um die Summe 9 zusammenzubringen, also 1 und 8. Dann addierte er die entsprechenden Zahlen in der letzten senkrechten Reihe, also 7 und 56.

Um mit 7 zu dividieren, benutzte er dieselbe Tabelle. Wollte er z. B. wissen, wie oft 77 durch 7 teilbar ist, so suchte er die drei Zahlen in der senkrechten Reihe am äußersten rechts heraus, die zusammen die Summe 77 bilden, nämlich 7, 14 und 56. Die entsprechenden Zahlen der senkrechten Reihe am äußersten links sind ja 1, 2 und 8. Ihre Summe ergibt die gesuchte Zahl.

Das umständliche Rechnen der alten Ägypter erklärt sich letzten Endes daraus, daß sie niemals mit abstrakten Zahlen, mit reinen Begriffen arbeiteten, sondern immer einen bestimmten Gegenstand in Gedanken hatten. In Wirklichkeit sparten sie sich das Denken, und wenn jemand die tägliche Brotmenge unter eine Schar Arbeiter verteilen sollte, so stellte er diese in einer Reihe auf und gab erst jedem ein Brot, darauf wiederum jedem ein Brot usw., bis der Vorrat zu Ende war. Reichte dann die letzte Runde Brot nicht für die ganze Reihe, so konnte sich der Verteiler nicht anders helfen, als daß er die letzte Runde zurücknahm und sie zerschnitt, bis alle Arbeiter gleich viel bekamen.

Der gelehrte Schreiber dagegen, der Mathematik verstand, rechnete im voraus auf dem Papier aus, wieviel jeder haben

sollte. Das kostete auch viel Zeit; denn er bewegte sich nicht wie wir in reinen Zahlenbegriffen, sondern hatte immer die Brote selber in Gedanken. Aber schon daß er im voraus ausrechnen konnte, wieviel Brote jeder Arbeiter haben sollte, ohne die Brote selber zur Hand zu haben, ja ohne auch nur seine Schreibstube verlassen zu müssen, machte auf die Ungelehrten großen Eindruck. Er wurde in ihren Augen der Mann, der vorhersagen kann, wieviel Brote aus soundsoviel Mehl werden, wieviel Futter soundsoviele Ochsen für jede Mahlzeit brauchen usw. Man traute ihm Zauberkräfte zu, und seine Kunst ist ihm wohl auch etwas in den Kopf gestiegen.

Trotz ihres umständlichen Rechenverfahrens kamen die Ägypter in der Arithmetik doch ziemlich weit. Sie rechneten auch mit Brüchen, und der obenerwähnte Papyrus weist z. B. folgendes Rechenexempel auf: Hundert Brote sollen unter fünf Personen so verteilt werden, daß ein Viertel der Summe der Anteile der ersten drei Personen eben so groß wird, wie jeder Anteil der beiden letzten Personen.

In der Geometrie gelangten die Ägypter nur so weit, daß sie rechtwinklige Vier- und Dreiecke richtig berechnen konnten. Wenn es sich aber um spitzwinklige Vierecke und Dreiecke handelte, dann war es mit der Genauigkeit zu Ende, weil man an Stelle der Höhe der Figur eine ihrer Seiten setzte. Dies verhinderte jedoch nicht, daß die alten Ägypter schon recht frühzeitig so großartig genaue Ergebnisse erreichten, wie die Pyramiden bei Kairo verlangten. Um die peinliche Genauigkeit voll zu würdigen, mit der diese riesigen Bauwerke ausgeführt worden sind, muß man aber Ingenieur und Baumeister sein. Nur ein Mensch mit solcher Sonderausbildung weiß, wie schwer die Aufgabe zu lösen ist, ein so gewaltiges Bauwerk mit genau gleichgroßen Seiten, die in eine gemeinsame Spitze auslaufen, fertigzustellen. Die Kenntnisse der Ägypter in der Physik sind auch sehr überschätzt worden. Überall, wo man Beweise für wissenschaftliche Beobachtungen in diesem Fache zu finden glaubte, hat sich bei genauerer Untersuchung herausgestellt, daß die Annahme falsch gewesen ist.

## Die astronomischen Kenntnisse der Ägypter

Die astronomischen Kenntnisse der Ägypter kennzeichnet am besten die Tatsache, daß sie den Kalender erfunden haben, der mit einigen kleinen Verbesserungen als Julianischer Kalender in einem großen Teile Europas bis in unsere Zeit hinein gegolten hat. Der ägyptische Kalender wurde in dem römischen Weltreiche dank den Verbindungen eingeführt, in denen Julius Cäsar mit Ägypten stand. Die alten Ägypter berechneten das Jahr zu 365 Tagen. Die Folge davon war, daß sie aller vier Jahre einen Tag mit ihrem Kalender voraus waren, der also von Jahr zu Jahr irreführender wurde. Im Jahre 238 v. Chr. wurde daher bestimmt, daß aller vier Jahre ein Schaltjahr eingefügt werden sollte. Mit Hilfe der Astronomie hat man berechnet, daß der ägyptische Kalender bereits im Jahre 4241 v. Chr. eingeführt wurde. Stimmt diese Berechnung — was jedoch nicht ganz unbestritten ist —, so hat man damit das älteste bekannte feste Datum in der Geschichte der Menschheit erhalten. Dann hat man sichere Jahreszahlen erst wieder etwa 1600 v. Chr., zu Beginn des Neuen Reiches.

Als Zeitmesser hatten die Ägypter teils Sonnenuhren, von denen man nach der Länge der Schatten die Zeit ablesen konnte, teils Wasseruhren, große steinerne Schalen mit entsprechend abgepaßtem Abfluß, in deren Innern eine Stundeneinteilung angebracht war. Zur Berechnung der Nachtstunden fertigte man später auch Sternuhren mit Tabellen, in denen die Stellung bestimmter Sterne für jede Stunde der Nacht angegeben war.

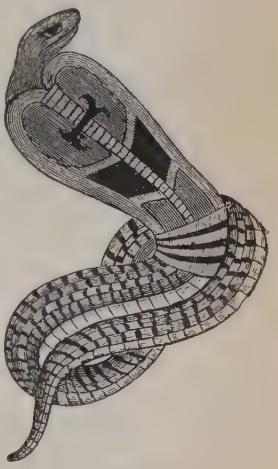
Mit dem Kalender verknüpfte sich bald der Glaube an glückliche und unglückliche Tage. Der Vorsichtige hatte an Unglückstagen vielerlei zu beobachten. Bald mußte er Musik und Gesang vermeiden, bald durfte er sich nicht waschen. An einigen durfte man keine Fische essen, an anderen nicht aus seinem Hause gehen, ja zuweilen durfte man überhaupt nichts unternehmen. Es war auch keine Freude mit den Kindern, die an Unglückstagen geboren wurden. Ihnen drohte früher Tod, Taubheit oder Blindheit, oder sie wurden von einem Krokodil zerrissen.

Andererseits aber war der Glaube an Unglückstage ein Mittel,

sich Ruhetage zu verschaffen; denn infolge dieses Aberglaubens mußten sich die Ägypter wenigstens ein Fünftel des Jahres der Arbeit enthalten.

## Die Heilkunde in Ägypten

Ursprünglich glaubten die Ägypter, wie alle Völker auf einer niederen Kulturstufe, Krankheit sei eine Folge davon, daß sich ein böser Geist in dem Körper eingenistet habe. Infolgedessen konnte die ärztliche Behandlung nur die Schmerzen lindern oder beseitigen; wirklich geheilt konnte der Kranke nur dadurch werden, daß der Dämon aus seinem Leibe hinausgetrieben wurde. Dies geschah durch Beschwörungen. Ein Priester oder ein anderer Beschwörungskünstler legte dem Kranken die Hand auf und forderte den bösen Geist auf, sich zu entfernen. Dabei diente oft eine lebende Brillenschlange als Zauberstab. Wenn man an einer gewissen Stelle stark auf den Nacken dieses Tieres drückt, so wird die Schlange in einen Zustand von Starrkrampf versetzt und streckt sich steif wie ein Stab. Wenn aber der Druck aufhört und man die Schlange auf den Boden wirft, bekommt sie ihre Bewegungsfreiheit wieder. Das Kunststück, eine Schlange in einen Stab zu verwandeln, wird bekanntlich im Alten Testament erwähnt. Allmählich entwickelte sich die Heilkunde aber dahin, daß Beschwörungen eigentlich nur noch bei unheilbaren Krankheiten angewendet wurden. Viele Krankheitsursachen lernte man erkennen dank der anatomischen Kenntnisse, die sich aus der Einbalsamierung der Leichen ergaben.



Uräusschlange.

So erkannten z. B. die Ägypter bereits vor dreieinhalb Jahrtausenden den Blutumlauf und das Herz als seine treibende Kraft. In dem Papyrus Ebers, dem bedeutendsten ägyptischen

Lehrbuche der Medizin, heißt es: „Wenn der Arzt seinen Finger auf irgendeinen Körperteil legt, so trifft er überall auf das Herz, da dieses durch seine Adern in allen Gliedern spricht.“ Die Adern spielten in der Medizin der alten Ägypter die größte Rolle. Die meisten Krankheiten rühren nach ihrer Auffassung von den Blutgefäßen her: „Sie werden auf ihrem Laufe müde. Sie entzünden sich usw.“ Die Ägypter hatten auch bemerkt, daß Fieberzustände auf die Schnelligkeit des Pulses einwirken. Andererseits hatten sie manche sehr merkwürdige anatomische Vorstellungen. Zum Beispiel sollte das Herz der Sitz des Denkvermögens sein und alle Nahrung des Körpers in sich aufnehmen.

Im großen und ganzen war die Heilkunde diejenige Wissenschaft, in der die alten Ägypter am weitesten gekommen waren. Der älteste ägyptische Geschichtschreiber, der Hohepriester Manetho, erzählt, daß bereits ein Königssohn der vierten Dynastie Arzt und medizinischer Schriftsteller gewesen sei. Einige Heilmittel auf Papyrusrollen späterer Zeiten sollen aus der Zeit vor der ersten und zweiten Dynastie und aus den Tagen der großen Pyramidenerbauer stammen. Unmöglich ist das nicht. Man muß aber auch in Betracht ziehen, daß die ägyptischen Priester eine Neigung hatten, ihren Arzneivorschriften das ehrwürdige Gepräge hohen Alters zu geben. Die Heilkunst stand in hohem Ansehen.

Herodot bemerkt, daß es in Ägypten von Ärzten wimmelte, und wer die medizinische Literatur der Griechen genauer prüft, findet dort eine überraschend große Menge Übereinstimmungen mit der ägyptischen. Man muß daraus schließen, daß die medizinischen Kenntnisse der Griechen, auch die des Hippokrates, des „Vaters der Heilkunst“, zu einem wesentlichen Teile aus Ägypten stammten. Wir wissen auch, daß der Perserkönig Cyrus für seine Mutter einen Augenarzt aus Ägypten kommen ließ, obwohl sonst griechische Ärzte am persischen Hofe zu Rate gezogen wurden.

Der berühmte Papyrus Ebers wirft auch ein vorteilhaftes Licht auf die Gründlichkeit der ägyptischen Ärzte. Sie untersuchten den Kranken genau und verfolgten den Verlauf der Krankheit unter vorsichtiger Anwendung der Medizin, die sie für die geeignetste hielten.

Die meisten ägyptischen Heilmittel stammten aus dem Pflanzenreiche und beweisen, daß die Ägypter gute botanische Kenntnisse hatten. Es gibt in ihrer Medizin aber auch eine Masse ekelhafte Bestandteile, die aus dem Tierreich genommen sind.

Damit ein Heilmittel wirklich gut sein sollte, mußte es aus möglichst vielen verschiedenen Stoffen bestehen. Je seltsamer, desto besser.

Einige Heilmittel wirkten rasch, andere langsamer, aber um so sicherer. Einige halfen nur zu bestimmten Zeiten des Jahres. Ausländische Namen scheinen ihnen auch im alten Ägypten einen besonderen Reiz verliehen zu haben, genau wie bei uns. Eine Augensalbe wurde als Erfindung eines „Semiten aus Byblos" gerühmt und scheint ebenso hoch im Ansehen gestanden zu haben wie heute vielfach die amerikanischen Patentmedizinen.

Aus den erwähnten Arzneien kann man ungefähr schließen, welche Krankheiten im alten Ägypten die häufigsten waren. Man findet, daß Augenkrankheiten damals wie noch heutzutage eine wahre Landplage in Ägypten waren, was mit der Unsauberkeit der niederen Bevölkerung zusammenhängt und besonders ihrer Gleichgültigkeit gegenüber den Fliegen. Damals wie heute ließen die Mütter diese Krankheitsübertrager sich ruhig haufenweise auf den Augen der kleinen Kinder ansammeln, die natürlich niemals gewaschen wurden. Gegen Hautkrankheiten und Krebs verzeichnet der Papyrus Ebers auch mancherlei Heilmittel. Frauenkrankheiten wurden mit verschiedenen Mitteln behandelt, auch werden Anweisungen für Abtreibung gegeben.

Die alte Papyrusrolle empfiehlt auch Mittel gegen das Ergrauen der Haare, sogar der Augenbrauen, gegen Haarausfall und Glatzköpfigkeit. Es gab auch Mittel, die die Runzeln des Gesichts entfernten, die Hautfarbe veränderten und den Körper verschönerten. Zahnkrankheiten wurden auch im alten Ägypten behandelt. Zahnschmerzen wurden nach der Auffassung der alten Orientalen von einem Wurm verursacht, der den Zahn zerfraß, bis er schließlich ausfiel. Viele Mumien zeigen eine starke Abnutzung der Zahnkronen. Wenn man aber in den Mumienköpfen künstliche Zähne gefunden hat, so darf man daraus nicht, wie dies einige getan haben, auf einen hohen Standpunkt der Zahnheilkunst im alten Ägypten schließen. Es hat sich nämlich

herausgestellt, daß die falschen Zähne das Werk von späteren Antiquitätenhändlern waren, die den Verkaufswert des Verstorbenen damit erhöhen wollten.

Die Mumien haben uns auch manche Krankheiten und körperliche Gebrechen verraten, mit denen die alten Ägypter behaftet waren. Einer der ersten englischen Anatomen ist vor kurzem so weit gekommen, daß er mit einer Salzlösung, der eine bestimmte Menge Alkohol zugesetzt wird, die steinharten Gewebe der Mumien aufweichen und ihnen ihre ursprüngliche Form zurückgeben kann. Nachdem die Mumien auf diese Weise behandelt worden waren, sind sie mit Hilfe des Seziermessers und Mikro-

Nagelpflege. Bild aus der Zeit des Alten Reiches.

skops untersucht worden. Und da hat sich herausgestellt, daß die Ägypter bereits vor viertausend Jahren an ungefähr denselben Krankheiten litten wie wir. Herzfehler waren bei ihnen ein gewöhnliches Leiden, und wenigstens einer von den Pharaonen ist daran gestorben. Merenptah, der Pharao, der sein Herz so verhärtete, daß sein Land von Moses mit den sieben Landplagen heimgesucht wurde, hat die Pocken gehabt, wie sein pockennarbiges Gesicht deutlich beweist. Adernverkalkung war auch zu jener Zeit eine gewöhnliche Erscheinung. Der große Kriegerkönig Ramses II. z. B. litt daran. Die Adern an den Schläfen waren bei ihm sehr geschwollen und ihre Wände von Kalkstoffen verhärtet. Nierenkrankheiten scheinen in Ägypten auch weitverbreitet gewesen zu sein. Ebenso sind ein paar Fälle von Lungenentzündung als Todesursache erkannt worden.

In der wertvollen ägyptischen Sammlung der Kopenhagener Glyptothek befindet sich ein dreitausend Jahre altes ägyptisches Bild, das uns den ersten bekannten Fall von Kinder-

lähmung sehen läßt. Ein hervorragender Anatom hat festgestellt, daß das rechte Bein des Kranken gerade infolge dieser Krankheit regelrecht verkrüppelt sei. Schwindsucht, Reißen und Gicht plagten die Menschen auch schon damals.

Der älteste bekannte Fall von Kinderlähmung. Kalksteintafel zur Erinnerung an ein Opfer, das ein Mann zur Zeit der achtzehnten Dynastie der Königin Astarte in Memphis dargebracht hat. Der Mann, der auf der Tafel zusammen mit seiner Frau und seinem zarten kleinen Sohne abgebildet ist, hat glatt geschorenen Kopf, was darauf hinweist, daß er Priester ist. Die Frau hält in der einen Hand eine Opferschale, an der anderen führt sie ein kleines Opfertier. Daß der Mann Priester war, geht auch aus den Hieroglyphen hervor, die berichten, daß er der syrischen Göttin Astarte opferte. Die Namen der beiden sind syrisch.

Daß die ägyptischen Ärzte sich schon frühzeitig bedeutende chirurgische Kenntnisse erworben hatten, beweisen die Mumien mit gutgeheilten Knochenbrüchen. Eines der merkwürdigsten medizinischen Werke des alten Ägyptens beschäftigt sich gerade

mit Wunden und Knochenbrüchen an verschiedenen Körperteilen, behandelt sie alle mit sachlicher Nüchternheit und stellt fest, ob der Fall Aussicht auf Heilung hat oder hoffnungslos ist.

## Das Erwerbsleben im alten Ägypten

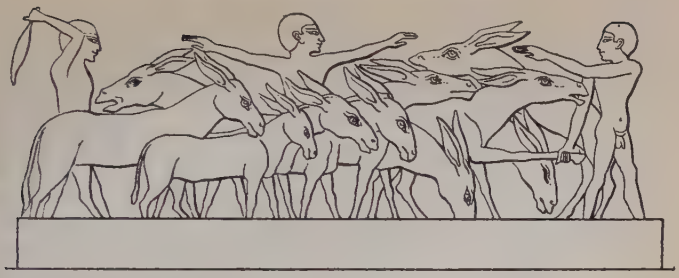
### Ackerbau, Jagd und Fischerei

Der Ackerbau wurde von den alten Ägyptern ganz ähnlich betrieben wie noch heutzutage vom Fellah. Wenn das Nilwasser von den Feldern zurückgetreten war, wurde die Erde mit der

Ernte und Pflügen. Wandmalerei in einem Grabe aus der Zeit der neunzehnten Dynastie.

Hacke oder einem einfachen, von Ochsen gezogenen Pfluge bearbeitet. Man baute hauptsächlich Gerste und Weizen, sowie Durra, eine Hirseart, die heute in der Haushaltung der Ägypter eine viel größere Rolle spielt als damals. Wenn der Bauer seine Saat ausgesät hatte, brauchte er nur auf die Ernte zu warten. War diese eingebracht, so wurde das Korn von Schweinen, Eseln und Rindern ausgetreten. Unter eintönigen Gesängen wurden sie mit der Peitsche über die geernteten Ähren getrieben.

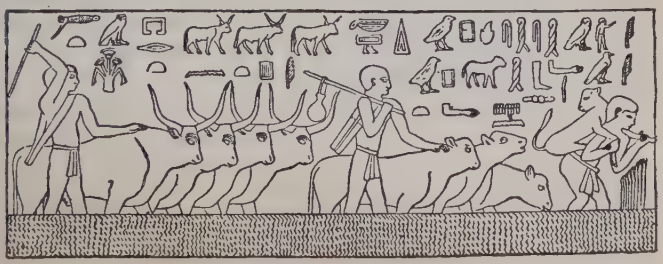
Gemüse, wie Zwiebeln, Gurken und Melonen, wurden auch in großem Maßstabe angebaut, ebenso Flachs, der ja in Massen



Dreschen mit Eseln. Bild aus der Zeit des Alten Reiches.

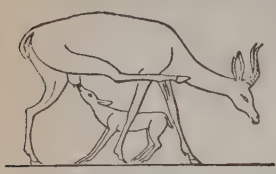
zu den Leinenbinden für die Mumien gebraucht wurde. Männer und Frauen sah man ständig am Webstuhle arbeiten.

Die Jagd scheint im Nilland schon frühzeitig hauptsächlich ein Vergnügen der höheren Stände geworden zu sein. In einem leichten Kahne aus zusammengebundenen Papyrusstengeln jagte der vornehme Ägypter im Röhricht des Nils die Vögel mit einer Art Wurfholz. Mehrere solche Wurfgeschosse sind noch erhalten. Gelegentlich benützte der Jäger auch zahme Katzen, die die Jagdbeute einholten, und oft hatte er einen zahmen Lockvogel im Vorderteil des Kahns sitzen. Die Vogeljagd war ein Sport, an dem sich Frau und Kinder gern beteiligten; sie sammelten die Jagdbeute auf und pflückten in den Zwischenpausen Lotosblumen. Im Großen wurde der Vogelfang dagegen mit Hilfe von Netzen ausgeübt, die in dem Röhricht ausgespannt und an beiden Enden zusammengezogen wurden. Auf diese Weise verschaffte man sich besonders Wildgansbraten, das Lieblingsgericht der Ägypter.



Eine Viehherde durchschreitet eine Furt.

Die Gänse, die nicht sofort verzehrt wurden, salzte man ein oder hielt sie gefangen und mästete sie, wodurch sie noch wohlschmeckender wurden. Schon in jener Zeit war man auf den grausamen Brauch verfallen, die Tiere mit einer besonderen Art Teig zu überfüttern, der in sie hineingestopft wurde, bis sie nicht mehr laufen konnten. Auf mehreren Grabreliefs ist diese Art Tierquälerei abgebildet. Auch Kraniche mästete man durch solches Nudeln.



Zahme Gazelle mit saugendem Jungen.

Der Nil wimmelte zu jener Zeit von Krokodilen und Nilpferden, die mit der Harpune gejagt wurden. Im Gebirge und in der Wüste gab es überall Steinböcke, Gazellen, Antilopen und anderes Wild, das jetzt nach dem Sudan vertrieben ist. Man jagte die Tiere nicht bloß mit Pfeil und Bogen, sondern fing sie auch mit dem Lasso, um sie einzusperren und zum Schlachten zu mästen. Auch Großwild, wie Giraffen und Löwen, gab es im ältesten Ägypten. Ramses II. hatte einen zahmen Löwen, der mit ihm ins Feld zog und abends vor dem Zelte seines Herrn lag.

Melken einer Kuh von hornloser Rasse. Die ägyptischen Kühe waren nicht so leicht zu melken wie die unsrigen. Die Hirten melkten sie selber. Bevor dies aber geschehen konnte, mußten sie die Hinterbeine der Tiere zusammenbinden, und ein Mann mußte das Tier an den Ohren festhalten. Das kleine unbändige Kalb hielt man während der Prozedur auch gebunden.

Fisch war ein wichtiges Nahrungsmittel, besonders für die ärmeren Klassen. Man betrachtete aber den Fisch als ein halbwegs unreines Tier. Die Priester durften ihn nicht essen, und die Äthiopier waren so fest von der Unreinheit des Fisches überzeugt, daß Könige und Häuptlinge des Deltalandes den Palast ihrer Könige nicht betreten durften, weil sie Fischesser waren.

## Bergbau

Von den Metallen spielte lange Zeit im Nillande das Kupfer die wichtigste Rolle. Die Ägypter durchlebten ein langes Kupferzeitalter, ehe sie darauf kamen, Kupfer mit Zinn zu mischen. Damit scheinen sie in der Zeit des Mittleren Reichs angefangen zu haben; erst zur Zeit des Neuen Reichs aber wurden die weicheren Kupfergeräte völlig von den Bronzewerkzeugen verdrängt. Das Kupfer holten die Ägypter seit uralter Zeit aus Gruben auf der westlichen Sinaihalbinsel; woher sie aber das

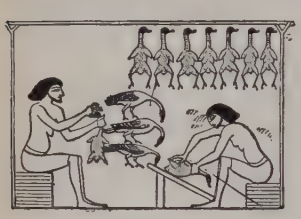
Jagd auf Vögel mit dem Wurfholz und Fischfang mit dem Speer. Wandmalerei in einem Grab aus der Zeit der achtzehnten Dynastie. Ein Ichneumon klettert an Papyrusstengeln hinauf und plündert ein Vogelnest.

Zinn bekamen, weiß man nicht. Vielleicht bezogen sie es aus Kleinasien, vielleicht sogar aus Indien.

Die Arbeit in den Sinaigruben war furchtbar, besonders im Sommer, „wenn das Gebirge die Haut verbrannte". Doch wurde in dieser Jahreszeit die Arbeit nur ausnahmsweise betrieben. Aber auch sonst war es heiß genug. Nach diesem wasserarmen Lande mußte jeder Bissen Nahrung mehrere Tagereisen weit angefahren und auch jeder Tropfen Wasser aus weiter Ferne herangeschleppt werden.

Schon in der ältesten Zeit Ägyptens wurde das Kupfer in den Sinaigruben fast vollständig abgebaut. Von der Kupfergewinnung zeugen heute nur noch wenige Funde von Erz und Schlacke, Schmelz- und Gußformen usw. Um so mehr Zeugnisse sind aber

dafür vorhanden, daß hier einmal die gesuchten Halbedelsteine Malachit und Türkis gewonnen wurden. Man hat bei den Gruben Hunderte von uralten ägyptischen Reliefbildern und Inschriften an den Felsen gefunden. Da liest man z. B. folgende Mahnung an den Besucher, die zwei Steinhauer eingehauen haben: „Ihr, die ihr auf der Erde lebt! Wenn ihr hierher kommt, so lobt und preist den Gott Tot, den Herrn der Stadt Hermopolis (halbwegs zwischen Memphis und Theben)!" Andere Inschriften verherrlichen in Wort und Bild die Siege der Pharaonen über ihre Feinde in diesem wilden Gebirgslande. Erst nach



Geflügelverkäufer.

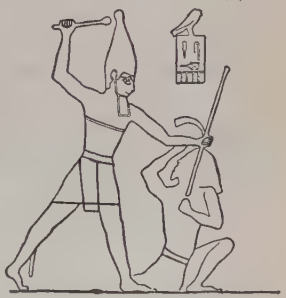
Markthandel.

der Unterwerfung der Beduinen hatte nämlich hier mit einem geordneten Bergbau begonnen werden können. Auf einem Bilde sehen wir, wie der Pharao mit der linken Hand einen knienden Beduinenhäuptling an den Haaren hält und im Begriffe ist, ihn mit einem Streitkolben in seiner Rechten zu Boden zu schlagen. Ein solches Siegesrelief stammt schon aus der Zeit der ersten Dynastie und einige spätere aus der Zeit der dritten bis sechsten Dynastie und des Mittleren Reichs. Wie aus den Inschriften hervorgeht, rühren die Tafeln von königlichen Beamten jener Gegend her. Noch viele solcher Bilder waren vorhanden, bis kürzlich eine Bergwerksgesellschaft diese unersetzlichen Denkmäler, die zu den ältesten der ganzen Welt gehören, der Zerstörung preisgab.

Nachdem die europäischen Mammonspriester und Vandalen schließlich dahinter gekommen waren, daß das Suchen nach Edelsteinen ein schlechtes Geschäft war, rückten die Beduinen nach und setzten nicht nur den Bergbau, sondern auch das Zer-

störungswerk fort. Als Flinders Petrie im Jahre 1904 dorthin kam, sah er keine andere Möglichkeit, die Reste der Felsentafeln zu retten, als sie von den Bergwänden abzulösen und nach Kairo in das Museum zu schaffen. So geschah es denn auch.

Auf der Sinaihalbinsel befinden sich auch Ruinen eines alten ägyptischen Tempels mit Steinbildern königlicher Personen, darunter solcher, von denen sonst keine Statuen vorhanden sind. Hier hat man auch unerwartet zahlreiche Opfergaben für die Göttin Hathor gefunden, die aus Schmuckgegenständen der verschiedensten Art bestehen. In dem Tempel hat man auch kupferne Meißel gefunden, die beim Bergbau verwendet wurden. Viele Kostbarkeiten sind im Laufe der Zeit gestohlen und vieles ist von den wilden Beduinen zerstört worden. Was noch vorhanden ist, liefert einen wertvollen Beitrag zu unserer Kenntnis der ägyptischen Kultur und flößt uns Achtung vor dem großartigen Organisationstalent ein, das die Ägypter auf allen Gebieten entwickelt haben. Die Arbeitsteilung war so weit durchgeführt, daß die Arbeiter bei den Gruben in nicht weniger als siebzehn verschiedene Gruppen eingeteilt waren, deren jede ihre besondere Aufgabe hatte, und über ihnen standen elf verschiedene Grade von Werkmeistern. Dazu kam die lange Reihe von Angestellten, die Lebensmittel und andere Bedarfsartikel nach Sinai brachten und die Kupfererze nach Ägypten schafften. Lange Karawanen von mehreren hundert beladenen Eseln unterhielten die fünf Tagereisen erfordernde Verbindung mit der Heimat.



Ein Pharao tötet einen Beduinenscheich von Sinai.

Gold gewannen die Ägypter in den Bergen zwischen dem Nil und dem Roten Meer, und gewaltige Massen wurden aus Nubien nach Ägypten eingeführt. Ein Beamter aus der Zeit Totmes III. erzählt, daß er während seiner Amtszeit dreiundeinhalb Tonnen des edlen Metalls eingenommen habe. Die ergiebigsten Bergwerke lagen auf nubischem Gebiet, volle siebzehn Tagereisen tief in der wasserarmen, glühend heißen Gebirgs-

wüste. Dort hat man Bergwerksanlagen aus altägyptischer Zeit mit tiefen Schächten gefunden, die den gewundenen Wegen des goldhaltigen Quarzes in den Berg hinein folgen, und mit Zisternen, die das Regenwasser im Winter ansammeln sollten. Hunderte von Steinhütten sind auch noch vorhanden, jede mit ihrer granitnen Handmühle, in der der goldhaltige Quarz zerkleinert wurde. Dann wurde das Gold aus dem Quarzstaube auf schiefen Steinplatten ausgewaschen, die ebenfalls noch vorhanden sind.

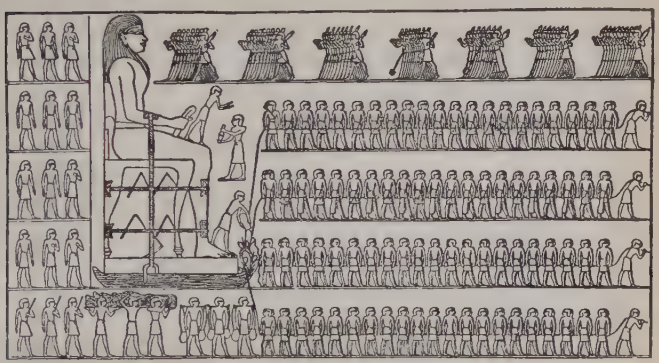
„Heute," sagt der Ägyptolog Erman, „liegt die Stätte einsam und verlassen, und nichts läßt mehr ahnen, daß sie mit dem Fluche von Tausenden belastet ist und Szenen des Elends gesehen hat wie wenig andere Stellen der Erde. Denn die Leute, die hier für die ägyptischen Könige das Gold von Nubien gewannen, um über kurz oder lang der furchtbaren Glut dieser Täler zu erliegen, waren Gefangene. Gefesselt, ohne Kleider und von fremden, der ägyptischen Sprache unkundigen Soldaten bewacht, mußten die Unglücklichen hier Tag und Nacht arbeiten, ohne Hoffnung auf Erlösung. Auf ihr Ergehen achtete niemand, auch die Kranken, Weiber und Greise trieb der Stock des Aufsehers unerbittlich zur Arbeit, bis sie, von den Anstrengungen, dem Mangel und der Hitze aufgerieben, den Tod fanden, der ihnen längst als das einzig Wünschenswerte erscheinen mußte." So war es zur Zeit des Diodor, und nicht minder gräßlich war es sicherlich bereits in der Zeit der alten Pharaonen.

Alte ägyptische Inschriften berichten von den übermenschlichen Anstrengungen der Karawanen von und nach den nubischen Goldgruben. Der unersättliche Goldhunger der Menschen kannte damals wie heute kein Hindernis. Menschen und Lasttiere starben in Massen. Wiederholt machte man Versuche, an der Straße Brunnen zu graben, fand aber in ihnen kaum einen Tropfen Wasser. Erst zur Zeit Ramses II. scheinen die Bemühungen Erfolg gehabt zu haben. Hierüber berichtet eine Inschrift auf einem nubischen Gedenkstein, auf dem es heißt, daß „von den Karawanen, die nach den Goldgruben zogen, um Gold zu waschen, nur die Hälfte zurückkam. Denn die Menschen kamen unterwegs vor Durst um, zusammen mit den Eseln, die sie vor sich hertrieben."

Silber wurde im alten Ägypten noch höher geschätzt als Gold. Dies eigentümliche Verhältnis beruht einfach darauf, daß

es in Ägypten keine Silberlager gab. Als später die Handelsverbindungen mit anderen Ländern lebhafter wurden, büßte natürlich das Silber an Wert ein und mußte hinter dem Golde zurücktreten.

Gold und Silber wurden bereits in ältester Zeit verarbeitet. Die Goldschmiede waren Meister in der Kunst, Glasfluß und Halbedelsteine von verschiedenen Farben in schmale Goldstreifen einzufassen: den himmelblauen Türkis und den grünen Malachit von der Sinaihalbinsel, den fleischfarbenen Karneol, den man noch heute im Wüstensand finden kann, und den dunkelblauen Lasurstein, der aus Asien kam und also ein Beweis dafür ist, daß Ägypten seit uralter Zeit Handelsverbindungen mit anderen Ländern unterhielt. Die prachtvolle Farbenwirkung und der



Eine riesige Statue wird aus dem Steinbruch nach dem Tempel transportiert. Man sieht, daß sie mit starken Seilen auf einem großen Holzschlitten festgebunden ist. 172 Mann sind an vier langen Seilen paarweise vor den Koloß gespannt. Auf den Knieen der Statue steht der Aufseher, der die Ziehenden mit Rufen und Händeklatschen kommandiert. Ein anderer Mann steht auf der Fußplatte der Statue und spritzt Wasser auf die Straße, um zu verhindern, daß die Holzkufen des Schlittens heiß werden. Ein dritter verbrennt vor dem Bilde seines Herrn Weihrauch. Neben der Statue gehen einige Männer, die den Arbeitern Trinkwasser bringen, und andere, die sich an einem Holzbalken abmühen, der wahrscheinlich an Stellen, wo die Straße besonders uneben ist, unter den Schlitten gelegt werden soll. Hinter ihnen gehen Aufseher mit Stöcken. Ganz oben auf dem Bilde sieht man Gruppen von Männern, die Palmenzweige in den Händen tragen. Das sind Getreue, die der Statue ihres Herrschers huldigen. — Die Anzahl Menschen, die auf diesem Bilde zu sehen ist, ist jedoch unbedeutend im Verhältnis zur Zahl derer, die bei solchen Transporten dabei sein konnten. Aus der Zeit Ramses VI. wird von einer Expedition erzählt, an der 8400 Personen teilnahmen.

Glanz, der auf diese Weise erreicht wurde, ist wunderbar. Doch haftet an dem Gold und den Edelsteinen, an den auserwählten Schmucksachen, die einstmals Hals und Arme der ägyptischen Königinnen schmückten, der Fluch Tausender.

Der feine weiße Kalkstein, mit dem die Ägypter die Pyramiden und Mastabas bekleideten und aus dem die Bildhauer so viele Statuen schufen, wurde aus den Bergen schräg gegenüber Sakkara gebrochen. In dieser Gegend gab es auch Alabaster. Das Tal ist durch einen gewaltigen Steinwall gesperrt, der offenbar ein Damm war, um Regenwasser während des Winters anzusammeln.

Nicht weniger lebhaft war die Arbeit in den ägyptischen Sandsteinbrüchen bei Silsile, vierzehn Meilen südlich von Theben, wo man den Baustoff für die Tempel in Karnak, Luksor und anderen Orten gewann. Als der große Tempel des Ramses in Karnak gebaut wurde, wurden dreitausend Mann in den Sandsteinbrüchen beschäftigt. Auf einer Inschrift, die dort gefunden ist, hebt Seti I. mit Stolz hervor, wie freundlich er seine Arbeiter behandelt habe, an die er „Brot, Ochsenfleisch, Braten, Fisch und allerhand Gemüse in unbegrenzter Menge" verteilen ließ. Monat für Monat bekamen die Arbeiter zwei Leinenanzüge. „Dafür arbeiteten sie für den Herrscher mit Liebe." Auch an mehreren anderen Orten bezeugen Inschriften, daß die Pharaonen dort den Stein für ihre Bauten und Monumente gebrochen haben.

Schon zur Zeit des Alten Reichs wurde bei Assuan Granit für Pyramiden, Sarkophage und Bildsäulen gebrochen. In fast allen ägyptischen Ruinen stößt man auf Stein aus Assuan. Auf der Arbeitsstelle kann man noch heute sehen, wie die gewaltigen Steinblöcke losgebrochen wurden. Erst schlug man in regelmäßigen Zwischenräumen Löcher in den Stein. Dann trieb man in die Löcher Holzkeile und besprengte sie mit Wasser; davon schwollen sie an und zersprengten dann den Stein durch ihren Druck.

## Der erste Streik der Weltgeschichte

Es war vor mehr als dreitausend Jahren, zu der Zeit, als der gewaltige Krieger und Bauherr Ramses III. Ägypten be-

herrschte und für kurze Zeit den Glanz der Tage seines großen Namensvetters wiedererweckte. Der Schauplatz war die Totenstadt am linken Nilufer gegenüber von Theben. Dort ruhten die Toten in ihren Felsengräbern im Tal der Könige.

Zu jener Zeit war die Stadt der Toten auch eine Stadt der Lebenden. Um die Tempel und Grabkapellen herum lagen Wohnhäuser für die Tausende von Menschen, die Grabgebäude und Tempel bewachen und instand halten mußten.

Hier wohnten die Einbalsamierer, hier gab es Priester, Beamte und Aufseher verschiedener Grade und eine Menge Handwerker aller Art: Ackerbauer, Fischer, Wasserträger und andere Arbeiter. Aus einem Aktenstück jener Zeit wissen wir, daß allein beim Tempel Seti I. etwa zweihundert Häuser standen, die jetzt spurlos verschwunden sind.

Die ganze Arbeit war militärisch geordnet. Die Arbeiter waren in Gruppen eingeteilt, und jede stand unter dem Befehl ihres Vorgesetzten, der über seine Leute genaue Listen führte. Ein solches Arbeitsbuch über dreiundvierzig Mann ist auf einer großen Kalksteintafel im Britischen Museum erhalten. Bei jedem Arbeiter ist angegeben, an welchem Tage er der Arbeit ferngeblieben ist. Während einige kaum einen Tag im ganzen Jahr versäumt haben, sind andere über einen halben Monat ausgeblieben. In den meisten Fällen ist als Ursache „Krankheit" angegeben, sicherlich eine Folge der anstrengenden Arbeit in den Steinbrüchen an glühend heißen Tagen oder in der ungesunden Luft im Berge beim Schein flackernder, rauchiger Lampen. In einem Falle ist jedoch eine andere Krankheitsursache angegeben: „Er wurde von einem Skorpion gestochen." Ein Arbeiter ist einen Tag ausgeblieben, „um sich sein Haupthaar scheren zu lassen". Einige Arbeiter waren fromm und blieben von der Arbeit weg, „um Gott zu opfern". Vereinzelt wird auch ein Arbeiter als „faul" bezeichnet.

Die Arbeiter bekamen Naturallohn: Getreide, Fische, Öl, Bier und zuweilen auch Kleider. An Festtagen gab es besondere Kost. Andererseits aber blieb nicht selten die gewöhnliche Verpflegung aus, und dann klagten die armen Kerle: „Wir haben kein Getreide bekommen, wir hungern, wir sind schwach." Wenn die demütige Klage nichts half, streikten sie. Die erste Arbeiter-

bewegung dieser Art, die die Weltgeschichte kennt, ereignete sich unter der Regierung Ramses III. Die Einkünfte des Staates waren sehr zurückgegangen infolge des Bürgerkriegs vor seiner Thronbesteigung und infolge seiner Schwäche gegenüber der Priesterschaft. Rund zweihunderttausend Säcke Getreide schenkte der Pharao neben anderen Gaben jedes Jahr den Tempeln; für seine hungernden Arbeiter in der Totenstadt aber konnte er oft nicht fünfzig Säcke im Monat aufbringen. Zu den hochtrabenden Lobreden über die Macht und den Reichtum des Pharao auf den Tempel- und Grabinschriften bildet der immer wiederkehrende Schrei: „Wir hungern, wir haben kein Korn erhalten", einen schneidenden Gegensatz. Offenbar lag die Schuld nicht allein am König. Vieles von dem, was aus Staatsvorräten für die Arbeiter entnommen wurde, blieb bald hier, bald da bei den Zwischenhändlern hängen.

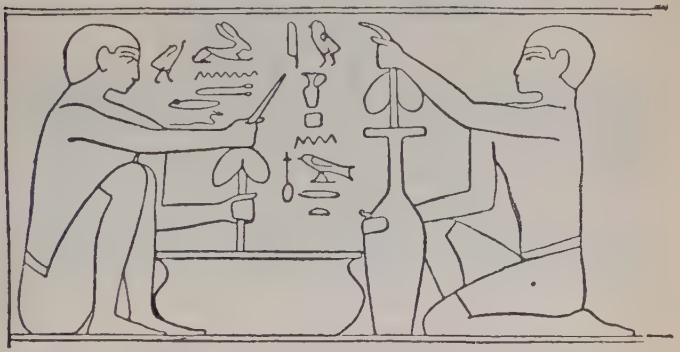
Genug! Eines Tages, so berichtet ein uns erhaltenes Tagebuch, das ein Schreiber in der Totenstadt geführt hat, zogen die Arbeiter mit ihren Frauen und Kindern aus den fünf Mauern, die die Totenstadt umgaben, und erklärten: „Wir sind hungrig, achtzehn Tage sind bereits vergangen!" Und sie versammelten sich hinter dem Tempel Totmes III., der vor den Mauern lag.

„Da kamen einige Beamte der Totenstadt und riefen ihnen zu: ‚Kommt doch wieder herein!' Und sie erhärteten ihre Aufforderungen mit großen Eiden. ‚Kommt,' sagten sie, ‚wir haben das Getreide des Pharao, es liegt hier in der Totenstadt.'"

Das klang den Hungernden so verlockend, daß sie sich täuschen ließen und wieder hineinkamen. Daß sie getäuscht wurden, ersehen wir aus der Mitteilung des Tagebuches, daß sie am folgenden Tage wieder auszogen und den Tempel Ramses II. besetzten. Da kam es zu neuen Verhandlungen, wobei die Arbeiter klagten: „Hunger und Durst haben uns hierher getrieben. Wir haben keine Kleider, kein Öl, keine Fische; wir haben kein Futter für unser Vieh. Schreibt daher an den Pharao, unseren gnädigen Herrn, daß man uns zu leben gibt." Da gab man ihnen das Getreide für den verflossenen Monat. Bedarf es noch eines Beweises dafür, daß die Beamten und Angestellten ein schlechtes Gewissen hatten?

Der Friede war aber von kurzer Dauer. Am folgenden Tage

brachen neue Unruhen aus. Über die Ursachen sind wir nicht genau unterrichtet. Wir wissen nur, daß ein Hetzer auftrat und zu seinen Kameraden sagte: „Ergreift eure Werkzeuge, zerschlagt eure Türen und nehmt Frauen und Kinder mit. Ich gehe euch voran nach dem Tempel Totmes III." Nun gab es also Streik. Und als einige Offiziere der Bewachungstruppen der Totenstadt die Arbeiter dazu bewegen wollten, zur Arbeit zurückzukehren, antwortete einer von ihnen: „Bei Amon, beim Pharao, heute soll man mich nicht wieder dorthin bringen." Damit zog die Arbeiterschar wieder aus der Stadt und lagerte sich in einem



Handwerker bohren Töpfe und Krüge aus Stein.

benachbarten Dorfe. Die Beamten, die mit den Streikenden zu verhandeln versuchten, hatten keine Macht mehr über sie. Der erbitterte Haufe gab immer wieder die Antwort: „Wir werden nicht zurückkehren," und die Streikenden fügten hinzu: „Wir haben ein großes Wort zu sagen: wahrhaftig, in der Stadt Pharaos wird sehr übel gehandelt." Späterhin gelang es wohl, sie durch einige Säcke Getreide zu beruhigen; nach elf Tagen aber begann das alte Lied von neuem, und das wiederholte sich mehrmals. Denn ihr Recht bekamen die hungernden Scharen nie, soweit wenigstens das Tagebuch des Schreibers reicht.

Etwa hundert Jahre später, unter der Regierung Ramses IX., brach aus ähnlichen Gründen wieder eine Streikbewegung aus. Da aber traten die Arbeiter planmäßig auf. Sie wandten sich mit ihren Klagen entweder an das Gericht in Theben oder an

den Hohenprieſter des Amon, und das wirkte ſicherer. Einmal wird berichtet, daß der Richter einem Schreiber ſofort den Befehl erteilte, den Arbeitern zu geben, was ihnen zukam.

Wenn man dieſe Zuſtände in Betracht zieht, verſteht man beſſer, wie nahe der Gedanke an die Grabplünderungen liegen mußte. Da arbeiteten Menſchen im Schweiße ihres Angeſichts, und ſie bekamen nicht einmal, was ſie brauchten, um

Tongefäß aus der vorhiſtoriſchen Zeit Ägyptens.

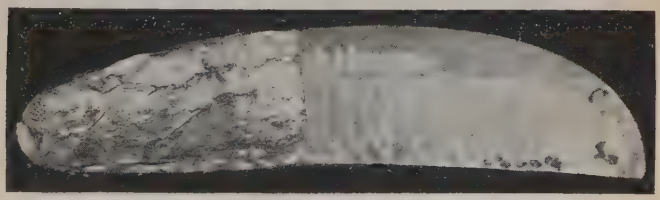
ihren und ihrer Angehörigen Hunger zu ſtillen! In den Gräbern aber lagen Maſſen von Gold und anderen Koſtbarkeiten, die ja den Toten nichts nützten ...

## Die vorhiſtoriſche Zeit Ägyptens

Wir haben die Geſchichte des Nilvolkes ſeit der Zeit des Königs Menes verfolgt. Aber damals waren die Ägypter in der Kultur ſchon weit fortgeſchritten. Staatsform, Religion, Schrift und Kunſt ſtanden bereits ſo hoch, daß eine jahrtauſendelange Entwicklungszeit vorangegangen ſein mußte.

Wo aber befinden ſich die Zeugniſſe für dieſe vorgeſchichtliche Entwicklung? Sie blieben den Blicken der Forſcher lange Zeit verborgen. Die Pyramiden von Giſeh verſperrten, um ein Wort Masperos zu gebrauchen, unſerer Zeit den Ausblick auf die Urzeit des Geſchlechts. Erſt um das Jahr 1890 kamen Gegen-

stände aus dem jüngeren ägyptischen Steinzeitalter ans Tageslicht, und allmählich wurden auf verschiedenen Wohnplätzen und Grabfeldern immer größere Mengen von Werkzeugen und Hausgerät aus jener Zeit gesammelt. Besondere Bedeutung gewannen die großen Sammlungen von Tongefäßen verschiedener Art, die die Gelehrten zusammenbrachten. Indem man diese in eine fortlaufende Entwicklungsreihe einordnete, erkannte man nicht bloß, in welchem Altersverhältnis sie zueinander standen, sondern auch das Alter anderer Gegenstände, die mit einer bestimmten Tongefäßform zusammen gefunden wurden. So gelangte man hier, wie für das vorgeschichtliche Griechenland, zu einer Datierung innerhalb des Steinzeitalters.



Feuersteinmesser in Dgebel Tarif in Oberägypten.

Da nämlich die vorgeschichtlichen ägyptischen Tongefäße fast ausnahmslos Grabfunde sind, spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Gefäße das höchste Alter haben, die noch praktisch verwendbar waren. Je mehr sie zu Grabgut werden, um so mehr schrumpfen sie ein und verlieren allen Nutzwert. Auch der Inhalt der Gefäße macht diese Veränderung mit. Die alten Tongefäße enthalten eine fette, aromatische Masse, wahrscheinlich eine Salbe, die für den Toten bestimmt war. In etwas jüngeren Gefäßen findet man diese Salbe oder was es nun ist, mit einer dünnen Erdschicht bedeckt, die wahrscheinlich den Inhalt schützen soll. Je jünger die Gefäße sind, um so größer wird die Erdschicht auf Kosten der Salbe, und in den jüngsten Gefäßen ist der wertvolle Teil des Inhalts völlig durch Erde ersetzt.

Der Teil der vorhistorischen Periode des Nillandes, den man in unseren Tagen kennengelernt hat, zeigt bereits eine hohe Ent-

wicklung. Die ägyptischen Feuersteinsachen sind die in ihrer Art vollendetsten, die irgendein Volk hervorgebracht hat. An zweiter Stelle kommen dann die Werkzeuge aus dem skandinavischen Steinzeitalter. Die äußerst feingeschliffenen, dünnen und scharfen

Archaische Sitzfigur aus Kalkstein.

ägyptischen Feuersteinmesser verraten eine sehr hoch entwickelte Geschicklichkeit der Hersteller. Noch mehr muß man die Geduld bewundern, mit der dieses Volk aus den härtesten Steinblöcken Wasserkrüge herstellen konnte, indem es diese zuerst außen rundschliff und polierte und dann mit Hilfe von Steinwerkzeug und Sand ausbohrte, bis die Wände gleichförmig dünn geworden

waren. Aus halbdurchsichtigem Alabaster, der in Ägypten reichlich vorhanden war, machte man bereits damals die schönsten Schalen und anderes Hausgerät. Auffallend viel Funde bestehen aus elfenbeinernen Geräten und Waffen. Zu jener Zeit gab es nämlich viel Elefanten in Ägypten. Die alten Ägypter legten

Schminkpalette von vorgeschichtlichem Typus. Die Relief-Skulptur stellt König Menes dar, der über einen besiegten kleinen König aus dem Deltalande triumphiert. In mehreren Gräbern hat man neben solchen Toilettegegenständen Stücke aus grünem Malachit und Kieselsteine gefunden, mit denen die Ägypter den Malachit zu Schminke zu zermahlen pflegten. Man nimmt an, daß die Ägypter mit diesem Schminkstoffe, der übrigens desinfizierende Eigenschaften hat, die Augen gegen das starke Sonnenlicht schützten.

großen Wert darauf, den Gegenständen ein künstlerisches Gepräge zu geben. Sie schmückten sie gern mit Tierbildern, die oft merkwürdig naturgetreu sind. Schon damals weist die ägyptische Kunst einige Züge auf, die für die historische Zeit bezeichnend wurden.

Eine Dame schminkt sich vor einem Metallspiegel.

Nach und nach haben sich so neue Einblicke in die vorgeschichtliche Kulturentwicklung des Nillandes eröffnet. Die gewaltigen Zeiträume aber, die verflossen sein müssen, bis der Mensch dort den hohen Stand der Kultur des jüngeren Steinzeitalters erreichte, sind immer noch in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Aus dem älteren Steinzeitalter sind nur einige wenige ägyptische Feuersteingeräte erhalten.

# Die Assyrier und Babylonier

Altbabylonisches Königssiegel.

Babel und Ninive — welche Erinnerungen aus den Tagen unserer Kindheit steigen nicht bei diesen Namen herauf! Die ersten Früchte, die wir vom Baume der Erkenntnis pflückten, sind mit dem Turm von Babel verknüpft. Bewundernd und ängstlich zugleich sah unsere kindliche Vorstellung den gewaltigen Bau sich immer höher gen Himmel erheben, bis Gottvater den übermütigen Menschen halt gebot, ihre Sprachen verwirrte und sie über die ganze Erde zerstreute. Alle haben wir klopfenden Herzens den ersten Patriarchen begleitet, als er auf Befehl des Herrn von Ur in Chaldäa, von seinem Geschlecht und dem Hause seiner Väter auszog nach dem Lande, das der Herr ihm zuwies. Ebenso haben wir seine Nachkommen mehrere Jahrhunderte später auf der schwierigen Reise zurück ins Land ihrer Stammväter begleitet und mit ihnen an den Wassern Babylons gesessen und über die Strafen ihrer Sünden geweint. Und lief es uns nicht kalt über den Rücken, wenn wir im Buche Daniel von der geheimnisvollen Hand lasen, die im Bankettsaale des wollüstigen Belsazar die Worte „Menetekel upharsin" an die Wand schrieb, die das herannahende Strafgericht des Herrn verkündeten!

Wie das Echo einer längstverschwundenen Märchenwelt erscheinen uns diese Erinnerungen aus den Tagen unserer Kindheit. Diese Märchenwelt ist aber zu neuem Leben erwacht. Die Altertumsforscher haben mit Hacke und Spaten die Denkmäler einer ausgestorbenen Kultur wieder ans Tageslicht gebracht.

# Das Geschenk der Schwesterströme

Herodot hat Ägypten ein Geschenk des Nils genannt. Mit demselben Rechte kann man Babylonien ein Geschenk der beiden Schwesterströme Euphrat und Tigris nennen. Beide entspringen

Ausgrabungen in Ur in Chaldäa.

In dieser uralten Stadt, die man für die Heimat des Patriarchen Abraham hält, hat neuerdings eine englisch-amerikanische Expedition einige Königsgräber ausgegraben und dabei eine Menge kostbarer Dinge aus Gold und Silber, Perlen und Edelsteinen gefunden, die beweisen, daß die sumerische Kultur vor 5500 Jahren bereits auf erstaunlich hoher Stufe stand. Einer der wertvollsten Funde ist das fein gearbeitete 60 Zentimeter lange silberne Modell eines Flußkahns. Im Grabe einer Königin fand man u. a. einen prachtvollen goldenen Haarschmuck, ähnlich einem großen spanischen Kamm. Die Tote war in mit Gold- und Perlenstickereien übersäte Gewänder gehüllt.

im armenischen Gebirgslande, und im Frühjahr, wenn dort die Schneeschmelze beginnt, treten sie über die Ufer, überschwemmen das Tiefland und lagern einen fetten Schlamm ab. Um die Versumpfung des Landes zu verhindern und die Bewässerung

der Acker zu sichern, ist es daher hier wie in Ägypten notwendig, das Überschwemmungswasser in Kanälen zu sammeln und zu verbreiten. Ohne geordnete Bewässerung wird ein Teil des Bodens sofort zu einer ausgetrockneten Wüste, die nur Dornen und Disteln trägt, und ein anderer Teil zu ungesundem Sumpflande. Dieses trostlose Bild gewährt das Zweistromland in unseren Tagen. Niemand, der dieses unheimlich wüste Land sieht, kommt auf den Gedanken, daß hier einmal reiche Saatfelder wogten und stolze Weltstädte mit stark pulsierendem Kulturleben gelegen haben.

Kopf des sumerischen Herrschers Gudea von Lagasch.

Mesopotamien ist heute ein Land des Todes und der großen Stille. Schwer liegt die rächende Hand des Herrn seit Jahrtausenden auf dem unglücklichen Lande. Die Worte des Propheten Jesaias: „Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern! Wie bist du zur Erde gefället, der du die Heiden schwächtest" — diese Worte tönen wie eine Totenklage in den zerfallenden Mauern Babylons, hallen wie ein Echo der Flüche der Propheten über Assur und Ninive wider. Die große Zerstörung im heutigen Babylonien wirkt ergreifend.

Zur Glanzzeit des Zweistromlandes war es die Hauptaufgabe der babylonischen Könige, Kanäle zu graben. Die Kanäle wurden für so wichtig gehalten, daß sie oft nach dem Erbauer genannt wurden, oder so stolze Namen wie z. B. „Kanal der Gerechtigkeit" erhielten. Der gute Landesvater Hammurapi baute einen Kanal, dem er den Namen „Hammurapi ist des Volkes Segen" gab.

Wie umfassend das Kanalnetz einmal gewesen ist, kann man noch heute erkennen. Man kann in diesem alten Kulturlande

kaum eine Tagereise machen, ohne dreißig bis vierzig alte Kanalläufe zu kreuzen.

Der Ackerbauer, der seinen Kanal nicht instand hielt und dadurch Mißwachs oder verheerende Überschwemmungen verursachte, mußte seinen Nachbarn ersetzen, was sie an Getreide einbüßten. Die berühmte Gesetzessammlung Hammurapis bestimmte: „Wenn jemand aus Leichtsinn es versäumt, seinen Deich zu erhalten, so daß ein Bruch entsteht und das Wasser hinausströmt und die Felder verwüstet, so soll der Schuldige die Ernte ersetzen, die er verdorben hat. Vermag er sie nicht zu ersetzen, so soll man ihn selber und sein Besitztum für Geld verkaufen, und diejenigen, denen die Ernte verdorben ist, sollen sich in die Kaufsumme teilen."

Sumerische Steinfigur.

Der anbaufähige Teil Babyloniens nahm ungefähr dieselbe Fläche ein wie die Oase Ägypten. Das fruchtbare „schwarze Land" übte auf die umwohnenden Wüsten- und Gebirgsvölker immer eine starke Anziehungskraft aus. Deshalb wurden hier in alten Zeiten fast ununterbrochen Kämpfe ausgefochten zwischen den Gebirgsvölkern im Norden und Osten bis zum Kaukasus und Kaspischen Meere auf der einen Seite und den semitischen Völkern aus den arabischen Wüsten und Steppen auf der anderen Seite. Und der Kampf galt immer dem dazwischenliegenden fruchtbaren Kulturland Mesopotamien, dem „Lande zwischen den Flüssen", wie der griechische Name wörtlich zu übersetzen ist. Die ursprüngliche Bevölkerung, die breitschädligen, untersetzten, an Mongolen erinnernden Sumerer wurden von einem semitischen Volke besiegt, das aus seiner Heimat, der arabischen Wüste, in Babylonien einfiel. Die Eroberer unterwarfen sich aber der höheren Kultur der Sumerer, vor allem nahmen sie die Schrift der Urbevölkerung an, die die Sumerer wahrscheinlich selber erfunden hatten. Und auch die Entwicklung, die die Sumerer in Ackerbau, Religion und Wissenschaft durchgemacht hatten, eigneten sich die Semiten an und

Chaldäische Silbervase mit Schrift und Gravierung.

führten sie dann mehr oder weniger selbständig weiter. Die Frage, wieviel die Semiten von den Sumerern entlehnt haben und wieviel von der semitischen Kultur ursprünglich ist, ist seit einem halben Jahrhundert Gegenstand einer lebhaften Fehde zwischen den Gelehrten.

Wie Babylonien wurde auch Assyrien, das nördlich davon am Tigris gelegene Gebirgsland, von Semiten bevölkert, die sich jedoch stark mit anderen Völkern, besonders Armeniern und Hethitern, vermischten.

Später brachen noch ein paar semitische Völkerzüge über Babylonien und Assyrien und ebenso Syrien und Palästina herein; der letzte im 7. Jahrhundert v. Chr. war die große arabische Völkerwanderung.

## Das älteste babylonische Reich

Die älteste schriftliche Überlieferung zeigt uns Babylonien und Assyrien schon als Länder auf einer hohen Kulturstufe, die lange Entwicklungszeiten zur Voraussetzung hat. Die ältesten Inschriften auf den Denkmälern sind in Keilschrift abgefaßt, und die Bilderschrift, aus der diese Schriftart entstanden ist, war zu jener Zeit schon außer Gebrauch gekommen.

Babylonien war der älteste und reichste Staat im Zweistromland. Ursprünglich war es wohl, wie Ägypten, eine Vereinigung von Kleinstaaten, deren jeder aus seiner Stadt mit Umgebung bestand.

Die Geschichte Babyloniens begann nach alter orientalischer Auffassung mit der Erschaffung der Welt. Von diesem Zeit-

punkt an regierten nach alter Überlieferung zehn Urkönige mit einer Regierungszeit von insgesamt 432000 Jahren. Dann kam die Sintflut. Die später herrschenden Könige kamen im Vergleich mit ihren Vorgängern nie über die Kindheit hinaus. Derjenige, der am längsten regierte, brachte es nur auf 1200 Jahre. Der zweite wurde bereits nach 900jähriger Regierung abberufen, ein anderer fuhr vorzeitig gen Himmel auf einem Adler, nachdem er nur 655 Jahre regiert hatte, und einer sank plötzlich in die Unterwelt nach bloß 100jähriger Regierung.

Ebenso glaubhaft ist der Bericht, wie einer dieser Urkönige aus der Zeit unmittelbar nach der Sintflut von einem fremden Volke angegriffen wurde, das „sieben Brüder, lauter Könige", anführten. Sengend und brennend brachen die feindlichen Heerscharen in Babylonien ein. Furchtbar waren diese Krieger anzuschauen: „Einige haben die Leiber von Aasvögeln, andere Rabenköpfe. Sie gehören zu einem Volke, das nur faules Wasser trinkt, nie aber frisches Wasser schmeckt. Die Zahl der Krieger beträgt 360000".

Der König von Babylonien schickte gegen sie 360000 Mann aus, aber keiner kam mit dem Leben davon. Da entschloß er sich, selber in den Kampf zu ziehen, und mit Hilfe der Götter gelang es ihm, durch furchtbare Beschwörungen den Feind zu Boden zu schlagen.

Diese Märchengespinste haben sicherlich einen geschichtlichen Kern. Vielleicht hat ein babylonischer Stadtkönig einen verzweifelten Kampf gegen anstürmende Barbaren geführt und schließlich gesiegt, oder es sind hier die Verwüstungen der Pest sinnbildlich dargestellt. Die sieben Könige sind dann Pestdämonen, und die Geister, die nur faules Wasser trinken, sind die Todesgeister. Erst als der König von Babylonien sich vor den Göttern demütigt und einen Bußpsalm anstimmt, kommt die Hilfe, und die Pest hört auf zu wüten.

Von einem ähnlichen vorgeschichtlichen Ereignis, der dreijährigen Belagerung einer altbabylonischen Stadt, handelt ein Heldenlied, das in blühendem Stil schildert, wie sich der Einwohner die Verzweiflung bemächtigt. Der Hirt bekümmert sich nicht um seine Herde, und der Schiffer bohrt sein Schiff in den Grund:

Wie ängstliches Hornvieh brüllt das Volk,
Wie aufgescheuchte Tauben jammern die Mädchen.
Die Schutzgötter der Stadt verwandeln sich in Fliegen,
Die auf dem Markte umherschwirren,
Und sie verwandeln sich in Mäuse.

Skulptur von Nippur.

Nach späteren, gewiß glaubwürdigeren Berechnungen hat die geschichtliche Zeit Babyloniens und seine erste Königsdynastie um das Jahr 3900 v. Chr. begonnen[1]. Aber auch hier ist vieles sagenhaft. Die Berichte aus jener Zeit erzählen von Krieg und

[1] Die älteste feststehende Zeitangabe der babylonischen Geschichte, die man mit Hilfe von astronomischen Angaben in einem alten Text hat feststellen können, ist das Jahr 1969 v. Chr. Für die assyrische Geschichte beginnt eine sichere Zeitrechnung erst um das Jahr 900 v. Chr.

Handelsverbindungen mit den Nachbarvölkern, von verheerenden Angriffen der Gebirgsvölker, verwüsteten Städten und Fremdherrschaft, von Kämpfen zwischen den babylonischen Kleinkönigen und Bruderkämpfen in den Königshäusern, von Eifersucht zwischen den Königen und einer mächtigen Priesterschaft sowie Versuchen, die Königsgewalt durch Einschränkung der Priestereinkommen zu wahren, von Kanalarbeiten, Gartenanlagen, Festungsbauten und anderen großen Bauunternehmungen.

Die Euphrat-Tigrisländer lagen nicht so abgeschlossen wie das Nilland, deshalb zeigt ihre Geschichte keine solche Einheitlichkeit wie die Ägyptens. Zwischen den beiden Strömen rinnt das Leben viel unruhiger als an den Ufern des Nils.

## Sargon I. und Naramsin

Hoch über alle anderen babylonischen Herrschergestalten der älteren Zeit erhebt sich Sargon I. Ihm gelang es, ganz Babylonien unter seinem Zepter zu vereinigen und die Grenzen seines Reiches nach allen Himmelsrichtungen zu erweitern. Im Süden drang er bis zum Persischen Golf vor, wo er „seine Waffen in dem Meerwasser reinwusch", und im Nordwesten führte er seine Heere bis zum Zedernwald, d. h. bis zum Libanon; ja, er soll sogar über das Meer gefahren und nach Cypern gelangt sein. Ist das wahr, so hat er sicherlich ausländische Matrosen verwendet; denn die Babylonier und Assyrier hatten vor dem nassen Element eine heilige Scheu. Als der assyrische König Sanherib später eine kurze Fahrt über den Persischen Golf wagte, wurde dieses kühne Unternehmen als etwas Unerhörtes mit solchen Übertreibungen gefeiert, wie sie nur Landratten fertig bringen können.

Die Überlieferung hat das Leben Sargons, der um das Jahr 2600 v. Chr. starb, mit vielen sagenhaften Zügen ausgeschmückt. Die Geschichte seiner Geburt erinnert lebhaft an die des kleinen Moses. Seine Mutter soll eine Priesterin gewesen sein. Da eine Frau in ihrer Stellung keine Kinder haben durfte, „legte sie ihn in einen Kasten aus Schilfrohr, den sie mit Erdpech dichtete, und übergab ihn dem Flusse". Das war die übliche Art, wie man sich im alten Orient von unwillkommener Nach-

Steinskulptur zur Erinnerung an einen Sieg des Königs Naramsin. Der Stein ist in Susa gefunden worden. Der König (oben) hat gerade an der Spitze seiner Truppen einen steilen Gebirgspaß bezwungen. Ein Feind liegt tot unter den Füßen des Königs. Ein anderer stürzt den Abhang hinunter. Ein dritter sinkt, vom Speer getroffen, zu Boden. Ein vierter bittet mit erhobenen Händen um Gnade. Komposition und lebendige Behandlung der einzelnen Figuren machen diese Skulptur zu einem der vorzüglichsten Erzeugnisse der babylonischen Bildhauerkunst.

kommenschaft befreite. Man konnte sie auch in der Wüste und im Gebirge aussetzen oder Hunden und Raben vorwerfen. Der Strom trug den Kleinen zu einem guten Manne, und in dessen Hause wuchs das Kind auf.

Ein gewaltiger Eroberer war auch Naramsin. Nach einer offenbar übertriebenen Siegesinschrift soll er einen Bund von siebzehn Königen mit etwa 100000 Soldaten besiegt haben. Seine berühmteste Tat war die Eroberung des Berglandes Magan, das die in dem Schwemmlande Babyloniens sehr begehrten Bausteine lieferte. Aus Magan bezog man den schwarzen Diorit, aus dem eine Menge babylonische Bildsäulen und Vasen hergestellt sind. Unter Magan verstanden die Babylonier wahrscheinlich den Teil der arabischen Halbinsel, der an ihr Land grenzte.

## Hammurapi, der Landesvater und Gesetzgeber

Auf Naramsins Tod, etwa 2450 v. Chr., folgte eine lange Zeit der Schwäche mit Bürgerkriegen und verheerenden Einfällen der Gebirgsvölker im Norden. Dann gelang es um das Jahr 1925 v. Chr. dem Könige Hammurapi, dem Amrafel der Bibel, die Reichseinheit wieder herzustellen und Babel, das heutige Babylon, zur Hauptstadt zu machen. Die Stadt, deren Namen „Gottestor" bedeutet, blieb etwa ein Jahrtausend lang die führende Großstadt der ganzen damals bekannten Welt. Sie war tonangebend in Wissenschaft und Kunst, in Moden, Sitten und Unsitten. Die babylonische Sprache wurde die Sprache der Diplomatie, die Sprache der feinen Welt in ganz Vorderasien und Ägypten.

Babel wurde der Mittelpunkt des Karawanenhandels zwischen Indien und den Mittelmeerhäfen an den Küsten Vorderasiens, hier wurden die Güter des Morgen- und des Abendlandes ausgetauscht, und an der Austauschstelle häufte sich das Gold an.

Ein geordneter Handel kann sich aber nicht entwickeln ohne Gesetze. Darum sammelte und ergänzte König Hammurapi die Gesetze des Landes. Im Jahre 1901 fand man in der altpersischen Stadt Susa einen mit Keilschrift bedeckten gewaltigen Dioritblock, der im 12. Jahrhundert v. Chr. als Siegesbeute

aus Babylon dorthin gebracht worden war. Es zeigte sich, daß der Keilschrifttext nichts Geringeres war als das älteste bekannte Gesetzbuch der Welt, bestehend aus mehreren hundert Geboten, die Hammurapi hier hatte verewigen lassen.

Skulptur auf dem Hammurapistein. Der König empfängt die Gesetze vom Sonnengott.

Die Elamiten, die Feinde des babylonischen Reiches, haben unfreiwillig den Ruhm des größten Königs des Zweistromlandes der Nachwelt überliefert, indem sie sein großes Gesetzbuch vor dem Untergang retteten.

Der Gedenkstein war im Tempel des Sonnengottes in Babel

aufgestellt. Vom Sonnengotte sollte auch der König sein Gesetz erhalten haben, und am Kopfe des Hammurapisteins stellt ein Bild diese Szene dar, die ja daran erinnert, wie Moses die Gesetzestafeln von Jahve erhielt.

Hammurapi hatte sich, wie er selber in der Einleitung des Gesetzbuches sagt, die Aufgabe gestellt, die „Bösen und Schlechten zu demütigen und zu verhindern, daß der Starke den Schwachen schädigte".

Nachdrücklich schärft er den Richtern die Pflicht der Unparteilichkeit ein. „Wenn ein Richter überführt wird, daß er sich zu einem ungerechten Urteil bestechen ließ, soll er zwölffach die Summe bezahlen, um die es sich in dem Gerichtsverfahren handelte. Dazu soll er vor versammeltem Gericht von seinem Richterstuhl verjagt werden und nie wieder zu Gericht sitzen dürfen."

Auf falschem Zeugnis stand gleichfalls strenge Strafe. Handelte es sich um einen Fall des Strafrechts, so wurde der falsche Zeuge getötet; handelte es sich um einen Rechtsstreit um Getreide oder Geld, so wurde er zu Geldbußen verurteilt. Wurde jemand des Mordes oder der Zauberei beschuldigt, so sollte die Frage seiner Schuld oder Unschuld durch die sogenannte Wasserprobe entschieden werden, d. h. der Angeklagte sollte in den Fluß geworfen werden. „Wenn dann der Angeklagte ertrinkt, so soll der Ankläger das Haus des Ertrunkenen in Besitz nehmen. Wenn aber der Angeklagte schwimmt und der Fluß also seine Unschuld beweist, dann soll der falsche Ankläger getötet werden und sein Haus jenem gehören."

Wahrhaftigkeit war also eine Tugend, die in den babylonischen Gesetzen mit strengen Strafbestimmungen geschützt wurde. Der Eid spielte auch eine wichtige Rolle im politischen wie im bürgerlichen Leben. Seinen Eid zu brechen oder Meineid zu schwören gehörte daher zu den schwersten von allen Sünden. Der Gesetzgeber rechnete damit, daß man nicht wagen würde, sich durch Meineid dem Zorn der Götter auszusetzen.

Diebe und Hehler mußten nach dem Gesetze Hammurapis meistens mit dem Leben büßen, in leichteren Fällen mit dem Verlust der Hände oder mit Bußen, die bis zum Dreißigfachen des gestohlenen Wertes ansteigen konnten.

Wer jemand fälschlich der Teilnahme an einem Diebstahle beschuldigte, sollte getötet werden. „Wenn einer," heißt es weiter, „in ein Haus einbricht, so soll man ihn töten und seinen Körper vor dem Hause eingraben, in das er eingebrochen ist."

Räuberei wurde mit dem Tode bestraft. Wenn es nicht gelang, den Räuber zu ergreifen, sollten die ganze Bevölkerung und die Beamten des Bezirks, in dem die Gewalttat verübt worden war, dem Geplünderten den Wert seines Verlustes ersetzen.

„Wenn in einem Haus Feuer ausbricht und jemand, der zum Löschen kommt, einen begehrlichen Blick auf das Eigentum des Hausbesitzers wirft und sich etwas davon aneignet, so soll er in dasselbe Feuer geworfen werden."

Ein Krieger, der sich seiner Pflicht entzog und nicht gegen den Feind marschierte, sollte getötet werden, und wer ihn anzeigte, durfte sein Haus in Besitz nehmen.

Auch das Familienrecht ist in den Gesetzen eingehend behandelt. Sie enthalten genaue Bestimmungen über Eheschließung, Brautkauf, Abgaben an den Schwiegervater und die Mitgift der Braut. Aber schon lange vor der Zeit Hammurapis war das Familienrecht, wie überhaupt das Rechtswesen, in Babel viel mehr entwickelt als sonst im alten Orient. Wir kennen nunmehr aus Keilschriftbruchstücken nicht nur verschiedene sumerische Gesetze, sondern auch einige Gerichtsverhandlungen, die die Rechtsauffassung jener entfernten Zeiten beleuchten. Eine solche Urkunde handelt von einer Sklavin, die einem Arzte, der sie behandelte, ein Kleid gestohlen hat, aber behauptet, ein Sklave des Hauses habe es ihr geschenkt. Der Sklave legt aber im Tempel der Göttin Ninmar einen Eid darauf ab, daß er unschuldig ist, und infolgedessen wird das Weib dem bestohlenen Arzte als Sklavin zugesprochen.

Ein anderes Gerichtsprotokoll handelt davon, daß eine Witwe ihre Tochter einem Koch als Sklavin verkauft hat. Die Tochter widerspricht und sagt: „Ich bin nicht deine Sklavin." Die Mutter erscheint auf dem Schauplatze, aber der Koch beweist durch Zeugen, daß er das Mädchen gekauft und bezahlt hat, und infolgedessen verurteilt man sie zu einer Bastonade.

Nach dem sumerischen Familienrechte wurde die Ehe noch als ein Frauenkauf aufgefaßt, der zuweilen bedenklich an einen Sklavenkauf erinnert. Über Frauenraub heißt es: „Wenn jemand mit Gewalt jemandes Tochter gegen den Willen des Vaters und der Mutter entführt und sie verkauft, so soll der Räuber nach dem Befehl der Götter getötet werden." Über das Familienleben wird u. a. bestimmt: „Die Ehefrau, die ihren Mann haßt und zu ihm sagt, du bist nicht mein Mann, die soll man binden und in den Fluß werfen oder vom Turme auf der Stadtmauer herabstürzen."

Vielweiberei war in Babylonien in gewissen Schranken erlaubt. Jeder Mann durfte nämlich neben seiner Ehefrau eine Nebenfrau haben, falls die erstere ihm keine Kinder gebar, genau so wie im alten Israel Lea und Rahel ihrem Manne ihre Nebenfrauen in die Ehe mitbrachten. Wie andere orientalische Völker betrachteten die Babylonier es als ein Unglück, ohne Nachkommen zu sterben, die am Grabe zu bestimmten Zeiten Opfer darbringen und Gebete verrichten.

Wir besitzen zwei merkwürdige Eheverträge zwischen einem Manne, den wir der Einfachheit wegen Abraham nennen wollen, und einer Frau, die wir Sarah nennen, und ihrer Magd, die wir Hagar nennen. Der erste Vertrag hat folgenden Wortlaut: „Abraham hat Sarah und Hagar beide zur Ehe genommen. Wenn Sarah und Hagar zu ihrem Manne sagen: ‚Du bist nicht unser Gemahl', so soll man sie vom Turme herabwerfen. Wenn aber Abraham zu seinen Frauen sagt: ‚Du bist nicht meine Ehefrau', so sollen sie von Haus und Heim weggehen. Hagar soll der Sarah die Füße waschen, ihr den Stuhl in Gottes Haus tragen, ihr das Haar kämmen und sich um ihr Wohlbefinden bemühen. Was verschlossen ist, soll sie nicht öffnen, und täglich soll sie zehn Ka (ein Raummaß) Mehl mahlen und daraus für sie Brot backen." Die Nebenfrau sollte auch die Hausherrin zerstreuen und ermuntern und sich ihren wechselnden Stimmungen fügen. „Wenn Sarah verstimmt und mißmutig ist, soll auch Hagar mißmutig und traurig sein. Ist Sarah vergnügt und fröhlich, so soll auch Hagar vergnügt und fröhlich sein."

Der Ehevertrag mit Hagar beginnt folgendermaßen: „Abra-

ham hat Hagar, die Schwester der Sarah, zur Ehe genommen[1]." Darauf werden ihre Pflichten gegen Sarah aufgezählt. „Alle Kinder, die Hagar geboren hat oder gebären wird, sind Kinder beider Schwestern. Wenn Sarah zu ihrer Schwester Hagar sagt: ‚Du bist nicht meine Schwester', so soll Hagar das Haus verlassen. Wenn aber Hagar zu Sarah sagt: ‚Du bist nicht meine Schwester', so soll man Hagar für Geld verkaufen."

Vor Hammurapis Zeit war es für den Ehemann sehr einfach, sich von seiner Frau zu scheiden. Er brauchte nur öffentlich zu ihr zu sagen: „Du bist nicht meine Frau" und ihr eine kleine Entschädigung zu zahlen; dann war alles erledigt. Wenn sich dagegen die Frau von ihrem Manne scheiden wollte und sagte: „Du bist nicht mein Mann", so wurde sie wegen ihrer Aufsässigkeit bestraft und in den Fluß geworfen.

Auf diesem Gebiet führte Hammurapi eine gründliche Änderung durch. Des Mannes Recht auf Scheidung wurde eingeschränkt, während die Frau in gewissen Fällen das Recht auf gesetzliche Scheidung erhielt. Vor allem durfte der Mann die Frau nicht mehr bloß deswegen verstoßen, weil sie unfruchtbar war. Er konnte sich in einem solchen Falle zwar eine andere Frau nehmen, mußte aber auch die erste Frau unterhalten. Sonst durfte er zwar wie früher eigenmächtig die Ehe aufheben, doch mußte er ihr in der Regel ihre volle Mitgift zurück- und dazu noch einen gewissen Schadenersatz zahlen. Und wenn Kinder in der Ehe waren, mußte er der geschiedenen Frau auch Mittel zu deren Unterhalt geben. Nur wenn die Frau gerichtlich überführt wurde, daß sie dem Manne untreu gewesen war oder das Haus verwahrlost und den Mann beleidigt hatte, durfte er sie ohne weiteres verstoßen, ohne ihr Scheidungsgeld oder Schadenersatz leisten zu müssen.

Die Frau ihrerseits erhielt nun von Hammurapi das Recht, die Scheidung zu fordern, wenn der Mann ohne jeglichen Grund Haus und Heim verlassen hatte oder des Landes verwiesen worden war, oder ohne ihr Verschulden sie gröblich vernach-

[1] Die beiden Frauen waren nicht leibliche Schwestern, wurden aber zu Schwestern durch die Ehe mit demselben Manne.

lässigte. Über den letzten Punkt heißt es: „Ist eine Frau widerspenstig gegen den Mann und sagt: ‚Du darfst mich nicht berühren', so soll man den Grund dafür prüfen. Hat sie triftige Gründe, wenn ihr Mann sich herumtreibt und sie in hohem Maße vernachlässigt, so hat die Frau das Recht, ihre Mitgift an sich zu nehmen und in das Haus ihres Vaters zurückzukehren. Ist sie dagegen nicht schuldlos, sondern streift umher, läßt es in ihrem Hause drunter und drüber gehen und vernachlässigt sie ohne Grund ihren Mann, so soll man diese Frau ins Wasser werfen."

So weit kam es freilich nicht; denn nach einer anderen Gesetzesbestimmung konnte der Mann sich in einem solchen Falle damit begnügen, die Frau zu verstoßen, oder er konnte sich auch eine andere Frau nehmen, und seine erste Frau durfte als Magd in seinem Hause bleiben.

Ebenso wurde die Elternwillkür gegenüber den Kindern von Hammurapi eingeschränkt. In den alten sumerischen Gesetzen hieß es: „Wenn ein Sohn zu seinem Vater sagt: ‚Du bist nicht mein Vater', so soll man ihn mit dem Sklavenstempel brandmarken, in Fesseln schlagen und verkaufen. Sagt er zu seiner Mutter: ‚Du bist nicht meine Mutter', so soll man seine Stirn brandmarken und ihn aus Stadt und Heim vertreiben. Wenn ein Vater zu seinem Sohne sagt: ‚Du bist nicht mein Sohn', so muß der Sohn Haus und Heim verlassen. Wenn eine Mutter zum Sohne sagt: ‚Du bist nicht mein Sohn', so muß er Heim und Besitz verlassen." Die Eltern hatten also das Recht, ihre Söhne ohne weiteres zu verstoßen.

Das Gesetzbuch Hammurapis bestimmt dagegen, daß für die Verstoßung eines Sohnes gültige Gründe vorliegen müssen. Der Fall soll vom Richter untersucht werden. Wenn sich dann herausstellt, daß der Sohn sich schwer gegen den Vater vergangen hat, so muß ihm der Vater das erstemal vergeben, und nur im Wiederholungsfalle darf er ihn verstoßen.

Uneheliche Adoptivkinder aber traf auch nach den Gesetzen des Hammurapi ein viel härteres Los: „Wenn der Sohn einer Dirne oder Tempelpriesterin zu seinem Vater sagt: ‚Du bist nicht mein Vater', oder zu seiner Adoptivmutter: ‚Du bist nicht meine Mutter', so soll man ihm die Zunge abschneiden." Wenn

ein solches Kind in sein schlechtes Heim zurückkehrt, soll man ihm ein Auge ausreißen.

Die Adoption spielt in dem altbabylonischen Familienleben eine große Rolle; man wollte sich bei Lebzeiten eine billige Arbeitskraft verschaffen und nach dem Tode einen Angehörigen haben, der dafür sorgte, daß der Geist des Abgeschiedenen die gebührenden Opfer empfing. Zuweilen war der Adoptierte ein Findelkind, ein Kind, das auf einer babylonischen Keilschriftplatte bezeichnet wird als „der, der weder seinen Vater noch seine Mutter kennt. Auf einen Brunnen geht seine Erinnerung zurück, auf der Straße machte er seinen Eintritt in die Welt. Aus Hunderachen hat sein Pflegevater ihn herausgerissen. Aus dem Schnabel des Raben hat er ihn gerettet. Einer Amme hat er ihn übergeben und bei ihr für ihn Essen und Kleider für drei Jahre bezahlt. Für ewige Zeiten hat er ihn von seiner verächtlichen Herkunft befreit und ihn als seinen Sohn einschreiben lassen. Die Schreibkunst hat er ihn lernen lassen und ihm eine Erziehung gegeben."

Wer die Braut eines anderen verführte, sollte nach den Gesetzen Hammurapis mit dem Leben büßen. Und „wenn jemandes Frau dabei ertappt wird, wie sie bei einem anderen Manne liegt, so soll man sie beide binden und ins Wasser werfen, falls nicht etwa der Mann der Frau sein Weib begnadigt oder der König seinen Sklaven (d. h. Untertan)."

In einem Ehevertrag aus spätbabylonischer Zeit heißt es über die Ehefrau: „Wenn man sie ertappt, wie sie bei einem anderen Manne liegt, so soll sie mit einem eisernen Dolch getötet werden."

„Wenn eine verheiratete Frau ihren Gatten eines anderen Mannes wegen hat ermorden lassen, so soll man sie auf einen Pfahl spießen." Gewisse schwerere Fälle von Unzucht wurden damit bestraft, daß die Schuldigen verbrannt oder des Landes verwiesen wurden.

„Wenn jemand mit dem Finger auf eine Tempeljungfrau oder eines anderen Frau zeigt (d. h. sie der Sittenlosigkeit beschuldigt) und ihre Schuld nicht beweisen kann, so soll man diesen Menschen vor Gericht stellen und seine Stirn brandmarken." Eine Frau,

deren Treue verdächtigt ist, „soll vor den Augen ihres Mannes in den Fluß springen".

Übelberüchtigte Nester, die der besonderen Aufmerksamkeit des Gesetzgebers bedurften, waren die Kneipen. Meist wurden sie von Frauen betrieben und dienten auch noch anderen wenig achtenswerten Zwecken. Dirnen, die also unter öffentlicher Aufsicht standen, hatten das Recht, Wirtshäuser zu halten und zu besuchen. Wenn aber eine Tempeldirne — eine Frau, die sich bei der Verehrung gewisser Gottheiten hingab — eine Kneipe betrat oder selber eine eröffnete, so wurde sie weltlicher Unzucht für schuldig befunden und lief Gefahr, verbrannt zu werden.

Wie es in den Kneipen zuging, kann man aus einigen Gesetzesbestimmungen schließen. So heißt es z. B.: „Wenn eine Kneipenwirtin überführt wird, daß sie sich ihre Getränke hat zu hoch bezahlen lassen, soll man sie ins Wasser werfen." — „Wenn in einer Kneipe eine Verschwörung angestiftet wird und die Kneipenwirtin die Verschwörer nicht festnehmen und vor den König führen läßt, soll sie getötet werden."

In den Strafbestimmungen für Körperverletzungen stoßen wir auf den Grundsatz der Wiedervergeltung, den wir aus dem altisraelitischen Recht kennen: „Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand." Wer einem das Bein zerschmettert, dessen eigenes Bein soll wieder zerschmettert werden. Diese strengen Bestimmungen gelten jedoch nur, wenn der Geschädigte ein vornehmer Mann ist, anderenfalls kommt der Schuldige mit Bußen davon. Die Vornehmen bildeten eine Art Adelsstand und bekleideten die höheren staatlichen Ämter. Sie wurden mit einem Worte angeredet, das etwa unserem „Wohlgeboren" entspricht.

Für Schläge war die Strafe auch abgestuft, je nachdem der Geschlagene derselben Gesellschaftsklasse angehörte wie der, der ihn geschlagen, oder einer höheren Klasse. Dem Sklaven, der einen vornehmen Mann schlug, wurde das Ohr abgeschnitten, ebenso einem Sklaven, der zu seinem Herrn sagte: „Du bist nicht mein Herr." Wer einem Höherstehenden eine Ohrfeige gab, erhielt öffentlich sechzig Schläge mit dem Ochsenziemer. Hatten sich gleichgestellte Personen geschlagen, so konnte das Vergehen mit Bußen gesühnt werden, und nur wenn die Schlägerei Schaden fürs Leben herbeiführte, kam der Vergeltungsgrund-

satz zur Anwendung. „Wenn jemand seinesgleichen die Zähne ausschlägt, so soll man ihm seine eigenen Zähne ausschlagen."

Wenn jemand eine freigeborene schwangere Frau mißhandelt, so daß sie eine Fehlgeburt hat und stirbt, so soll man die Tochter des Verbrechers töten. Überlebt sie die Fehlgeburt, so wird die Mißhandlung durch Bußen wieder gutgemacht.

Im selben Geiste wie die strengen Wiedervergeltungsstrafen sind die symbolischen Strafen. Wenn ein Adoptivsohn seinen Eltern Böses nachredet, so soll man ihm die Zunge abschneiden.

„Wenn jemand seinen Vater schlägt, soll man ihm die Hände abhauen. Wenn ein Sklave ungehorsam ist, soll man ihm ein Ohr abschneiden. Wenn eine Amme ohne Wissen des Vaters und der Mutter ein anderes Kind unterschiebt, dann soll man ihr die Brust abschneiden."

Eigentümlicherweise kommt dieser Vergeltungsgrundsatz auch Ärzten gegenüber zur Anwendung, die Mißerfolge gehabt haben. Hat der Arzt einen erfolgreichen Eingriff ausgeführt, dann wird er nach der gesellschaftlichen Stellung des Kranken bezahlt. Ist er aber am Tode des Kranken schuld, oder zerstört er durch eine Operation die Sehkraft seiner Augen, „dann soll man ihm die Hand abhacken", wenn sein Opfer ein freier Mann ist. Handelt es sich dagegen um einen Sklaven, so soll der Arzt den Wert des Sklaven seinem Herrn ersetzen. Ähnliche Bestimmungen treffen fahrlässige Tierärzte.

Auch wer ein Haus baut, kann dem Wiedervergeltungsrecht verfallen: „Wenn ein Baumeister für jemanden ein Haus errichtet und es so nachlässig baut, daß es einstürzt, und der Besitzer dabei erschlagen wird, soll der Baumeister getötet werden. Wird der Sohn des Hausbesitzers dabei getötet, soll man den Sohn des Baumeisters töten. Wenn ein Sklave dabei getötet wird, so soll der Baumeister dem Hausbesitzer seinen Sklaven durch einen anderen ersetzen."

Um zu verhindern, daß der Starke den Schwachen schädigte, setzte Hammurapi auch Höchstpreise für die wichtigsten Lebensmittel und Waren fest, vor allen Dingen für Getreide, Datteln, Öl und Wolle. Auch traf er Bestimmungen über die Mindestlöhne der Arbeiter. Gesetze zu erlassen ist aber etwas anderes, als sie durchzuführen. Mehrere Beispiele aus jener Zeit lassen

erkennen, daß der Arbeiter in der Regel kaum die Hälfte des Arbeitslohnes erhielt, den das Gesetz vorschrieb.

Ebenso schlimme Erfahrungen machten die Regierungen mit den wiederholten Versuchen, Höchstpreise festzusetzen. Das Wirtschaftsgesetz von Angebot und Nachfrage erwies sich bereits damals stärker als alle gesetzlichen Bestimmungen.

Die Gesetze Hammurapis zeigen in vielen Punkten eine geradezu überraschende Übereinstimmung mit den Mosaischen Gesetzen, die doch wenigstens ein halbes Jahrtausend später entstanden sind. Der wesentlichste Unterschied zwischen den beiden Gesetzbüchern besteht darin, daß die Gesetze Hammurapis reine Staatsgesetze sind, während die Mosaischen einen religiösen Grundzug haben und stark die sittliche Seite des Rechts betonen. In den Gesetzen Hammurapis werden bei der Beurteilung der Verbrechen keine religiösen Gesichtspunkte geltend gemacht. Die Strafen richten sich nach dem Schaden, der zugefügt worden ist. Das Gebot der Nächstenliebe und der Schuldbegriff spielen in diese Gesetze nicht hinein. Die böse Lust oder Absicht werden nicht bestraft. Hammurapis Gesetzessammlung ist ein staatliches Gesetzbuch, das nichts mit der Religion zu tun hat. Es unterscheidet sich von dem Mosaischen Gesetz geradeso wie die heutigen bürgerlichen Gesetze, in denen ja auch nicht religiöse Gebote mit bürgerlichen Rechtsbestimmungen verquickt sind.

Wir haben eben gesagt, daß die böse Absicht in Hammurapis Gesetzen nicht mit Strafe belegt wird; immerhin wird aber an gewissen Stellen auf die Gemütsverfassung des Angeklagten und die äußeren Umstände beim Begehen der Handlung Rücksicht genommen. Wenn jemand beschwor, daß er bei einer Schlägerei einem anderen „unabsichtlich" eine Wunde zugefügt hatte, so blieb er straffrei gegen Bezahlung der Arztunkosten. Hatte der Schlag den Tod herbeigeführt, der Täter aber unter Eid erklärt, daß es nicht mit Willen geschehen sei, so kam er mit einer kleineren Buße davon. Hatte jemand sich dazu verleiten lassen, von einem Sklaven das Sklavenzeichen zu entfernen, und beschwor er, daß er es in gutem Glauben getan hatte, so blieb er straffrei. Not konnte auch Gesetze brechen. War eine Frau während der Kriegsgefangenschaft des Mannes in das Haus eines anderen Mannes gegangen, trotzdem es in ihrem alten Heim Lebens-

mittel genug gab, so sollte man sie ins Wasser werfen. War dies aber aus Not geschehen, so blieb sie straffrei. Dies gehört jedoch zu den Ausnahmen. In der Regel gibt es nur ein einfaches, unveränderliches Strafmaß, und die Gesetze erhalten dadurch oft ein so rücksichtsloses Gepräge, daß sie nach unseren Begriffen zu Ungerechtigkeiten führen.

Erscheinen uns aber viele Bestimmungen Hammurapis auch grausam und ungerecht, so steht doch andererseits fest, daß sie für ihre Zeit einen gewaltigen Kulturfortschritt bedeuteten. Der große Gesetzgeber hatte sich doch bemüht, das Recht in einem menschlicheren Geiste zu entwickeln, die Kleinen im Staate zu schützen und ihnen ein menschenwürdigeres Dasein zu bereiten. Seine Gesetze verfolgen auch die Absicht, Witwen und Waisen zu schützen und die unmündigen Kinder gegen den tyrannischen Vater und das schutzlose Weib gegen den Ehrabschneider zu verteidigen. Vor allem aber schränkte er das Faustrecht ein, indem er dem einzelnen verbot, sich sein Recht selber zu nehmen. Wer dies tat, ging seines gesetzlichen Rechts verlustig. Zum Beispiel heißt es: „Wenn jemand an einen anderen eine Forderung hat, sei es nun Getreide oder Geld, und er das Getreide aus der Scheune des Schuldners ohne Wissen des Besitzers nimmt, so soll er dazu verurteilt werden, das Genommene wieder herauszugeben und alles dessen verlustig zu gehen, was er zu fordern hatte."

Familienkämpfe und Blutrache sind hier vom Gesetzgeber überwunden, und das Volk braucht seine Kraft nicht länger damit zu vergeuden, daß es sich selber zerfleischt. In dieser Hinsicht steht Hammurapis Gesetz hoch über dem Standpunkt des jüdischen Volkes.

Erst durch das Verbot des Faustrechts konnten die Gerichte zu dem werden, was sie nach Hammurapis Willen werden sollten, nämlich die Zuflucht aller rechtlichen Bürger und besonders der Schwachen und Unterdrückten.

Hammurapis Gesetze haben, wie andere Leistungen der altbabylonischen Kultur, auch nach dem Untergang des babylonischen Reichs noch eine große Rolle gespielt. Man nimmt an, daß das babylonische Recht später im persischen Reich wieder

aufgelebt ist und auch vielleicht teilweise im griechischen und römischen Recht weitergelebt hat, wahrscheinlich auch im mohammedanischen.

*

Aus der Zeit Hammurapis ist uns außer dem ältesten Gesetzbuch der Welt auch die älteste bekannte Briefsammlung erhalten. Glücklichen Umständen verdanken wir nämlich die Erhaltung vieler Schreiben, die der König selbst an einen Statthalter im Süden des Reichs gerichtet hat, und verschiedener Privatbriefe. Die königlichen Schreiben sind von allergrößter Bedeutung für die Kenntnis der damaligen Kultur und zeigen uns den Herrscher in seinen Regierungshandlungen als Verwalter seines Landes, als Richter und Beschützer der Kleinen und Unterdrückten und als Krieger. Die Briefe sind schöne, beredte Zeugnisse dafür, wie sorgfältig Hammurapi sein großes Reich verwaltete. Sie beweisen uns, daß es nicht leere Redensarten waren, wenn er sich am Anfang seines großen Gesetzbuches rühmt, daß er Gesetz und Recht im Lande aufrechterhalten und den Schwachen schützen will. Aus seinen Briefen geht wirklich hervor, daß seine Untertanen, wenn sie bei ihren Richtern kein Recht erhielten, sich unmittelbar an den König wenden konnten. Viele Rechtshändel entschied er selber als höchster Richter. Seinen Beamten schärfte er immer wieder ein, daß sie gerecht nach dem Gesetz urteilen sollten. Beamte, die sich Nachlässigkeit oder Übergriffe zuschulden kommen ließen, liefen jeden Augenblick Gefahr, vor den König gerufen zu werden. Versuchten sie dann, sich zu drücken, dann erhielt der betreffende Statthalter den Befehl, die Schuldbewußten unter sicherer Bewachung nach Babel zu schicken. Und wen der König zu sich rief, der mußte Tag und Nacht reisen, um binnen zwei Tagen in Babel zu sein.

Wurde ein Steuererheber der Unredlichkeit beschuldigt, so schickte ihm der König den Statthalter auf den Hals. Überhaupt übte der Herrscher eine strenge Aufsicht darüber, daß sich die verschiedenen Volksklassen in den Schranken des Rechts hielten, besonders die Kaufleute. Bestechungen und unrechtmäßigem Erwerb wurde kräftig vorgebeugt. Es wurde genau darauf gesehen, daß alle Untertanen der Krone ihre Frondienste leisteten,

aber auch darauf, daß niemand rechtswidrig dazu gezwungen wurde.

Zu den wichtigsten Aufgaben des Königs gehörte es auch, beständig für die Erhaltung des Kanalnetzes zu sorgen, von dem das Sein oder Nichtsein der Babylonier abhing. Bald mußte der eine, bald der andere Kanal von Schlamm gereinigt und von Schilf und Röhricht befreit werden, das ihn zu versumpfen drohte und die Schiffahrt hinderte. Da erhielt der betreffende Statthalter den Befehl, Leute für diese Arbeit aufzubieten und sie in einer bestimmten Frist fertigzustellen. Einmal war ein Kanal unvollendet gelassen worden. Als der König das erfuhr, erhielt der Statthalter sofort den brieflichen Befehl, den Kanal unverzüglich fertigstellen zu lassen. „Die Arbeit ist nicht so schwer, daß die Leute, die du zu deiner Verfügung hast, sie nicht binnen drei Tagen vollenden können," heißt es. Danach soll der Statthalter sofort mit der Ausbesserung eines eingestürzten Deiches beginnen. Schnell soll es gehen, und „unter den Arbeitern dürfen sich keine Greise und Kinder befinden, kräftige Leute müssen es sein".

Einmal standen, als mit der Reinigung eines Kanals begonnen werden sollte, nicht genügend Arbeiter zur Verfügung. Da wandte sich der betreffende Beamte an den König selber und bat ihn, dem Statthalter zu schreiben, daß dieser aus dem Nachbardistrikt Arbeitshilfe verschaffen solle.

In einem anderen Falle wurde ein Schiffsbaumeister nicht zur bestimmten Zeit mit seinem Schiff fertig. Er beschuldigte beim König den Statthalter, daß er ihm keine Arbeiter geschickt habe. Da fielen scharfe Worte über den nachlässigen Statthalter. „An demselben Tage," schrieb ihm Hammurapi, „an dem dieser Brief dir vor Augen kommt, wirst du sofort dem Baumeister Arbeiter schicken, damit er sein Schiff fertigbauen kann. Wenn du aber nicht unverzüglich die Arbeiter abschickst, so wird der Schaden, der dadurch entsteht, dir zur Last gelegt werden."

Überall war der Landesvater antreibend am Werke.

Wenn der Hof zu Babel oder ein Truppenkörper oder Arbeitstrupp Verpflegung und Waren aller Art brauchten, dann gab der König seinem Statthalter den Befehl, das Nötige aus dem königlichen Magazin dorthin zu schicken oder ankaufen zu

lassen. Eines Tages ging der Vorrat an Datteln und Sesamöl am Hofe zu Babel auf die Neige. Darauf befahl der König selbst, einige zuverlässige Männer die nötige Menge einkaufen und zu Schiff nach der Hauptstadt schaffen zu lassen.

Verhältnismäßig viele Briefe betreffen Steuerrückstände und ihre Eintreibung; ein Beweis, daß bei den alten Einwohnern des Zweistromlandes das Steuerzahlen nicht beliebter war als in unseren Tagen. Hammurapis Nachfolger bedienen sich in ihren Briefen an säumige Steuerzahler zuweilen väterlicher Ermahnungen. Sie schreiben z. B.: „Daß du dich nicht schämst, so zu handeln!"

Der König war jedoch für seine Hofhaltung nicht ausschließlich auf die Steuern mehr oder weniger williger Untertanen angewiesen. Er besaß auf den prächtigen Weiden an den Flüssen und Kanälen selbst große Rinder- und Schafherden, die einen guten Ertrag lieferten. Insbesondere spielte unter den Einnahmen des Königs Wolle eine wichtige Rolle. Seine Herden standen unter der Aufsicht vieler Hirten und waren über das ganze Land verteilt. Über den Hirten stand in jedem Kreis ein Oberhirt. In einem Briefe an einen Statthalter zählt der König nicht weniger als siebenundvierzig solche Hirten auf, die persönlich bei ihm erscheinen und Rechenschaft ablegen sollen.

Daß Hammurapi der Viehzucht große Aufmerksamkeit schenkte, geht aus mehreren Briefen hervor. So gibt er einem Statthalter den Befehl, gewissen Hirten zum Ausreißen der Wolle Hilfe zu schicken. Den Hirten waren offenbar nicht genug Schafscherer zur Verfügung gestellt worden, so daß sie nicht zur rechten Zeit fertig werden konnten. Überhaupt behandeln viele Königsbriefe die damals für das Land hochwichtige Wollschur. Ebenso kümmerte sich der König auch um die Holzlieferungen aus den Wäldern des Sumpflandes im Süden und stellte dafür Lastschiffe zur Verfügung.

Um einer Hungersnot im Falle einer Mißernte vorzubeugen, ließ der gute Landesvater ein großes Kornhaus in Babel bauen und dort große Vorräte ansammeln. Mit vollem Recht konnte Hammurapi von sich sagen: „Ich bin der gute Hirt, der sein zerstreutes Volk sammelte, es in seinen Schoß legte und im

Überfluß leben ließ." Weder früher noch später hat das babylonische Volk so glückliche Tage verlebt wie unter seiner Regierung.

*

Einige Keilschriftplatten mit Privatbriefen geben uns zum ersten Male in der ganzen Weltgeschichte Einblicke in das Leben und das Fühlen des gemeinen Mannes. Da haben wir z. B. einen Brief, den ein Kanalarbeiter an seinen Vater gerichtet hat. Er beginnt mit dem Wunsche, die Götter Babyloniens möchten den Vater schützen und ihn gesund erhalten: „Um zu erfahren, wie es dir geht, habe ich dir geschrieben. Schreibe mir nun, wie es dir geht!" Darauf erzählt der Briefschreiber, daß er an einem Deichbau teilnimmt, und fügt hinzu: „Wo ich mich jetzt befinde, ist kein Fleisch zu erhalten. Nun habe ich ein Drittel Sekel Geld (1 Goldsekel = 30 Mark, 1 Silbersekel = etwa 3 Mark) versiegelt und dir schicken lassen. Für dieses Geld sende mir guten Fisch oder etwas anderes zu essen!"

Der älteste bekannte Liebesbrief hat folgenden Wortlaut: „So sagt Gimil-Marduk zu seiner Liebsten: Mögen die Götter dich um meinetwillen schützen. Um zu erfahren, wie es dir geht, habe ich geschrieben. Schreibe, wie es dir geht. Siehe, nach Babylon begab ich mich. Nicht sah ich dich, und sehr betrübt wurde ich darüber. Schicke mir Botschaft, wann du kommst, damit ich froh werden kann. Komme im Monat Arachsamna (dem achten Monat des Jahres, der etwa unserem November entspricht). Mögest du um meinetwillen lange leben!"

Ein anderer Brief gewährt uns einen Einblick in das Herz eines Sohnes, der unter der Lieblosigkeit seiner Mutter leidet. „Niemals," klagt er, „hast du mir wie eine Mutter geschrieben, und niemals hast du mein Herz erfreut. Schicke mir nun wenigstens zwei Maß Öl durch den Boten, den ich dir hiermit zusende. Denn Krankheit hat mich ergriffen, und es geht um mein Leben."

Ein anderer Mann beklagt sich über die Härte seines Vaters: „Du hast meinem Herzen großen Kummer bereitet und mir großen Seelenschmerz zugefügt. So hast du an mir gehandelt, daß ich nicht mehr sagen kann: ‚Ich habe einen Vater'." Er bittet nun bloß um die Zusendung seiner Kleider.

Ein andermal schreibt ein frischverlobter Jüngling an seine Schwester voller Stolz und Freude über seine Braut: „Sie hat mir wahrlich Ehre erwiesen." Aber er befürchtet, daß seine Schwester die Sache vielleicht nicht ebenso auffaßt. Das kann man aus den Worten schließen: „Wenn du meine Braut nicht empfangen willst, so bist du nicht länger meine Schwester."

Ein für soziale Verhältnisse bezeichnender Brief bittet den Empfänger, nicht unbarmherzig auf seinem Recht zu bestehen, sondern Menschenfreundlichkeit zu beweisen. Er redet auch den Empfänger mit dem Worte „Menschenfreund" an, wohl in der Hoffnung, daß dies etwas ausrichten wird. Der Empfänger hatte an einen armen Mann eine Forderung auf Getreide und nahm ihm, als dieser nicht sofort bezahlen konnte, seine einzige Sklavin, „das Mädchen, das sein Haus besorgte und sein Brotkorn mahlte". Der arme Schuldner hat sich deshalb an den Briefschreiber gewendet und bittet durch ihn den harten Gläubiger, das junge Mädchen freizugeben.

Ein Pächter schreibt an den Gutsbesitzer: „Wie du gehört haben wirst, mein Herr, hat mir ein Feind mein Vieh geraubt. Ich habe dir nie zuvor geschrieben, aber jetzt schicke ich dir diesen Brief. O mein Herr, schicke mir eine Kuh. Ich will fünf Silbersekel auflegen und dir schicken, mein Herr. O mein Herr, erfülle meine Bitte und verherrliche mein Haupt, so daß es nicht in den Augen meiner Brüder gedemütigt wird. Ich bin dein Diener, und deine Wünsche habe ich im Überfluß erfüllt. Deshalb erfreue mich dadurch, daß du mir die Kuh schickst. Dann soll dein Name, mein Herr, auf ewige Zeit in der Stadt Uru-Batsu verherrlicht werden, und ich werde mit Fleiß und Eifer für meinen Herrn arbeiten."

Ein Armer, der nahe daran war, durch Hunger und Vernachlässigung umzukommen, schreibt aus dem Gefängnis: „Schicke mir weißen Lauch und anderen Lauch, damit ich nicht sterbe," bittet er, „und ein Kleid, mit dem ich meine Blöße bedecken kann." Und wenn der Türwächter, der den Brief überbrachte, nicht auch ein Geschenk erhielt, „dann," ruft der Gefangene, „kommen die Hunde mich aufzufressen". Alles aber, was sein Herr ihm schenken will, muß er dem Gefangenen selbst über-

geben. „Früher," sagt er, „hast du mir wohl Geschenke geschickt, aber niemand hat sie mir gegeben." —

*

Solange Hammurapi und andere kraftvolle Herrscher das babylonische Reich regierten, war dieses stark genug, um den Angriffen barbarischer Völker zu widerstehen, auf die das reiche, fruchtbare Zweistromland eine große Anziehungskraft ausübte. Aber ähnlich wie andere wohlhabende Kulturvölker hatten die Babylonier eine Neigung, zu verweichlichen, und die babylonischen Kaufleute waren williger, fremden Eroberern Tribute

Flüchtlinge suchen sich dadurch zu retten, daß sie auf Säcken aus zusammengenähten, mit Luft gefüllten Tierhäuten einen Festungsgraben durchschwimmen. Wandrelief aus Nimrud. Solche Säcke werden noch heute auf dem Euphrat und Tigris beim Flößen verwendet.

zu zahlen, als die Gefahr eines Krieges auf sich zu nehmen, der lähmend auf ihre Geschäfte einwirkte.

Am Ende des altbabylonischen Reiches begann auch die freie Bauernbevölkerung bedenklich abzunehmen, und der sorgsam bestellte Boden wurde von der Krone, von den Tempeln und dem Großkapital aufgesogen. Die Bauern sanken mehr und mehr zu Pächtern und Leibeigenen herab. Damit wurde aber auch die Wehrkraft des Landes geschwächt; denn nichts gibt einem Volke eine solche innere Stärke, eine so zähe Widerstandskraft und Aufopferungsfähigkeit, wie das Bewußtsein des gemeinen Mannes, daß er für die eigene Scholle kämpft.

Als dies nicht mehr der Fall war, ging es mit dem babylonischen Reiche rasch bergab. Um das Jahr 1750 v. Chr. erlag

es den Hethitern und nach diesen anderen fremden Eroberern. Schließlich geriet es in die Gewalt des nördlichen Nachbarvolkes, der Assyrier. Babel aber blieb trotzdem weiterhin der Mittelpunkt des Kulturlebens im ganzen Euphrat-Tigrislande.

In Assyrien hatten sich die sozialen Verhältnisse günstiger entwickelt. Dort hielt sich der freie Bauernstand noch bis in späte Zeit hinein, und die anwachsende Bevölkerung erhielt dadurch neue Erwerbsmöglichkeiten, daß die assyrischen Könige aus ihrem Volke Kolonisten in eroberte Länder verpflanzten, um diese fester mit dem Hauptlande zu verknüpfen.

## Das assyrische Reich

Die Assyrier waren wie die Babylonier ein semitisches Volk. Ihr Reich erhielt seinen Namen von ihrem vornehmsten Gotte Assur, und so hieß auch die älteste Hauptstadt. Später aber wurde Ninive der Mittelpunkt des assyrischen Reiches, das sich um die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. zu einem mächtigen Weltreiche entwickelte. Die assyrischen Eroberer unterwarfen sich Babylonien und Syrien mit Palästina und zeitweilig auch Ägypten. Einer ihrer gewaltigsten Kriegerkönige war Tiglatpileser I., der um das Jahr 1100 v. Chr. lebte. „In Kampf und Streit habe ich nie meinesgleichen gefunden," versichert er auf seinen Denksteinen. Er erzählt dort, daß er sich die Länder von nicht weniger als zweiundvierzig Königen unterworfen und sein Reich bis an das Mittelmeer und in das armenische Hochland hinein ausgedehnt habe. Nie zuvor seien so viele Völker Assyrien tributpflichtig gewesen. Voller Stolz erzählt er in einer Inschrift, daß er „von dem Könige von Ägypten Geschenke erhalten habe", u. a. ein Krokodil und Affen. Dies war nicht nur ein Höflichkeitsbeweis, sondern auch die Besiegelung eines diplomatischen Schrittes: Ägypten, das früher mit dem Hethiterreich verbündet gewesen war, erkannte nun an, daß Assyrien die Rolle des Hethiterreiches als Beherrscher Syriens übernommen hatte.

Tiglatpileser war aber nicht weniger groß in friedlicher Arbeit. Er war ein gewaltiger Bauherr und setzte mit Erfolg seine Herrscherkraft dafür ein, sein Land urbar zu machen und Acker-

bau und Viehzucht zu fördern. Er war auch ein leidenschaftlicher Jäger.

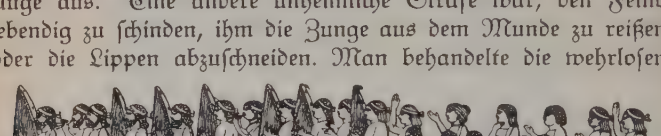
Die Assyrier waren ein ausgeprägtes Jäger- und Kriegervolk, aus härterem Holz geschnitzt als die friedlicheren, ackerbautreibenden Babylonier. Ihr Gebirgsland war überreich an

Assurnasirpal II.

Wild, vor allem an Löwen, die eine wirkliche Landplage waren und blieben. Tiglatpileser erlegte z. B. in fünf Jahren gegen tausend Löwen.

Für andere Völker wurden die Assyrier eine furchtbare Zuchtrute. Sie wandten ein neuartiges Mittel an, um die be-

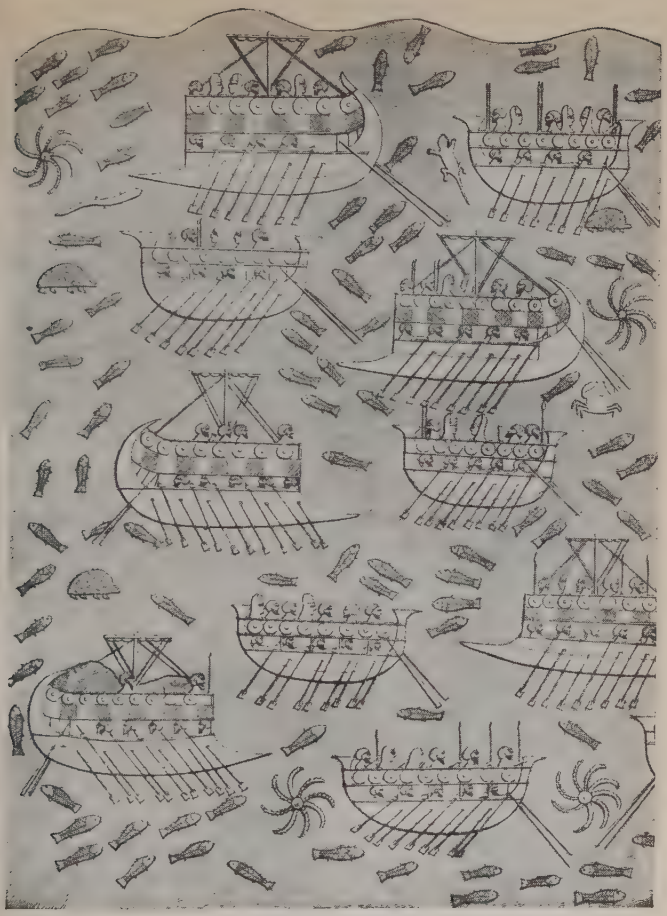
siegten Völker im Schach zu halten. Sie führten nämlich die oberen Gesellschaftsklassen der unterworfenen Länder in Gefangenschaft und spickten dafür ihre Eroberungen mit assyrischen Militärkolonien. Ein echter Vertreter nicht nur ihres todesverachtenden Mutes, sondern auch ihrer Grausamkeit war König Assurnasirpal II., der um das Jahr 860 v. Chr. starb. Auf einer Inschrift prahlt er mit folgenden Heldentaten, die er nach einem Siege vollbracht hat: „Viele Gefangene verbrannte ich, andere ließ ich leben. Einigen schnitt ich Hände und Arme ab, anderen Nase und Ohren, und vielen Männern stach ich ein Auge aus." Eine andere unheimliche Strafe war, den Feind lebendig zu schinden, ihm die Zunge aus dem Munde zu reißen oder die Lippen abzuschneiden. Man behandelte die wehrlosen



Assurnasirpal wird bei der Heimkehr aus dem Kriege mit Musik und Gesang empfangen.

Opfer auf eine Weise, die sich nicht beschreiben läßt. Die Köpfe der getöteten Feinde wurden zu Pyramiden aufgestapelt oder als Siegeszeichen an Bäumen aufgehängt. Bei den Triumphen der assyrischen Herrscher mußten die besiegten Könige den königlichen Wagen ziehen und nicht selten den abgeschlagenen Kopf eines Landsmannes um den Hals tragen. Dann zog man ihnen einen Ring durch die Nase oder die Lippen und schickte sie entweder zu Zwangsarbeiten oder sperrte sie mit Hunden und Schweinen in einen Käfig zusammen und gab sie am Stadttore der allgemeinen Verspottung preis.

Freilich waren die Assyrier grausam, aber solche entsetzliche Missetaten wie sie im 15. Kapitel des zweiten Buches der Könige von Menahem erzählt werden, haben sie doch, soviel man weiß, nicht begangen. Und man erinnere sich der Ungeheuerlichkeiten, die während des Dreißigjährigen Krieges und anderer Religionskriege vorgekommen sind, oder der ausgesucht teuflischen Foltergeräte, womit die Inquisitionsgerichte ihre Opfer marterten.



Assyrische Kriegsflotte.
Aus dem Palaste Sanheribs in Ninive.

Will man gerecht sein, so muß man zugeben, daß auch die europäischen Völker unserer Zeit den Assyriern an Grausamkeit nicht nachstehen, wenn der Nationalhaß Menschen zu Un-

geheuern macht. Der Unterschied ist nur der, daß die Assyrier mit ihren Missetaten prahlten, in der Meinung, daß diese den Göttern angenehm seien, während die Völker, denen die abendländische Kultur im Blute sitzt, sich ihrer Schändlichkeiten schämen und sie deshalb geheimzuhalten versuchen.

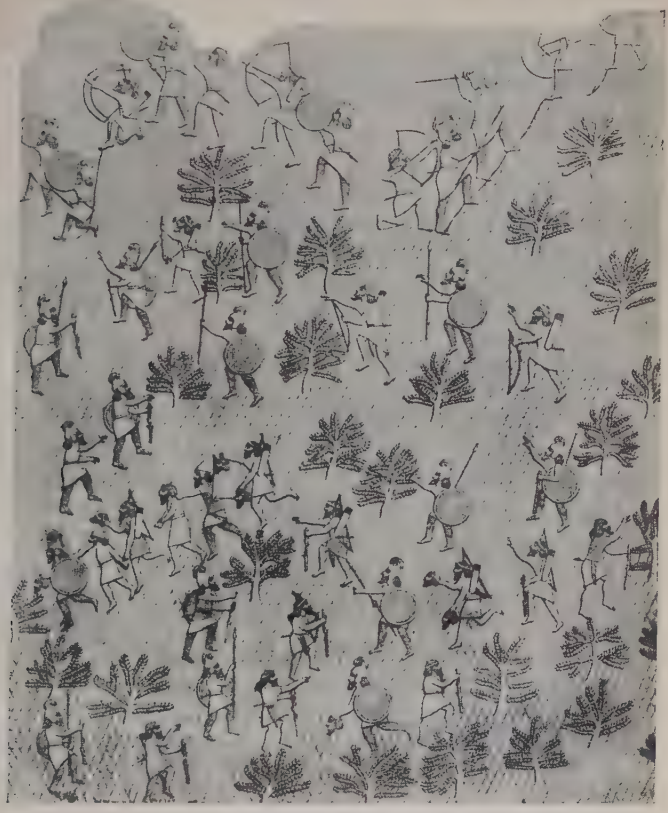
Es besteht ein ausgeprägter Gegensatz zwischen dem wilden, blutdürstigen, grausamen Volkscharakter der Assyrier und der maßvollen Ruhe der Ägypter. Das spürt man auch in der Kunst. Auf den assyrischen Wandreliefs vermeint man geradezu das Donnern der gewaltigen Streitwagen zu hören, wenn der König sich in die Schlacht stürzt oder auf die Löwenjagd geht. Man denkt unwillkürlich an die Worte des Jesaias über das Heer der Assyrier (Kapitel 5, 28/29): „Ihrer Rosse Hufe sind wie Felsen geachtet und ihre Wagenräder wie ein Sturmwind. Sie brüllen wie Löwen und brüllen wie junge Löwen. Sie werden brausen und den Raub erhaschen und davonbringen, daß niemand errettet wird." Auf den ägyptischen Kampfbildern dagegen fliegt der leichte Königswagen anmutig über das Feld dahin. Die ägyptischen Wandbilder atmen ein künstlerisches Maßhalten, das auf die griechische Kunst vorbereitet und sicherlich auch in ihr nachwirkt.

*

Ein grausamer Zug spiegelt sich auch in der assyrischen Rechtsprechung wider. In diese Seite des Staatslebens haben wir, dank der Grabungen, die Deutsche am Anfang dieses Jahrhunderts in Assur unternommen haben, einen fesselnden Einblick gewonnen. Man hat nämlich viele assyrische Gesetze gefunden. Diese stammen aus der Zeit um 1300 v. Chr., stehen aber trotzdem auf einem tieferen Standpunkte als die Gesetze Hammurapis, die ein reichliches halbes Jahrtausend älter sind.

Prügel werden im assyrischen Strafrecht fleißig angewandt. Weit schlimmer aber ist es, daß die Ohren durchbohrt und mit einem Strick nach hinten gezogen werden, oder daß Lippen, Nase, Ohren und Finger abgeschnitten werden und das Gesicht verunstaltet wird. Auf mehrere Sittlichkeitsvergehen stand die Strafe der Entmannung. Die übliche Todesstrafe für Verbrecher war, sie auf Pfähle aufzuspießen. Grobe Verbrecher wurden lebendig geschunden.

Das Eherecht hat in Assyrien mit dem hebräischen Familienrecht den Zug gemeinsam, daß ein Mann beim Tode seines Bruders dessen Witwe heiraten mußte, und zwar auch dann,



Assyrische Schlacht.
Aus dem Palaste Sanheribs in Ninive.

wenn er mit einer anderen Frau verlobt oder verheiratet war. Und ebenso wie in Israel mußte ein Mann in gewissen Fällen auch die Frau seines verstorbenen Sohnes heiraten. Ja diese

Verpflichtung, die Verwandtschaftsbande zu erhalten, ging in Assyrien sogar so weit, daß, wenn eine Witwe keine näheren männlichen Verwandten hatte, ein Knabe der nächsten Verwandtschaft, sobald er zehn Jahre alt war, sie zur Ehefrau nehmen mußte.

In Assyrien war die Ehescheidung ein viel einfacherer Vorgang als in Babylonien. „Wenn ein Mann seine Frau verläßt, kann er, wenn er will, ihr etwas geben. Will er das nicht, so braucht er ihr nichts zu geben, sondern sie muß mit leeren Händen sein Haus verlassen."

Eine Frau, die ihrem Manne keine Kinder schenkte, hatte, im Gegensatz zu dem Recht in Babylonien, keinen Anspruch auf die Hinterlassenschaft des Mannes, ja nicht einmal auf das, was der Mann ihr bei Lebzeiten geschenkt hatte. Nahm sie während der Krankheit des Mannes oder nach seinem Tode etwas von den Habseligkeiten des Hauses und gab es einem anderen, so sollte man sowohl die Geberin wie den Empfänger töten. Nicht viel milder ist folgende Bestimmung: „Wenn eine Dienerin oder ein Sklave von der Hausfrau einen Gegenstand, der ihrem Manne gehört, zum Geschenk erhalten hat, dann soll man der Empfängerin oder dem Empfänger Nase und Ohren abschneiden, und das Gestohlene soll zurückgegeben werden. Der Hausvater hat in einem solchen Falle das Recht, der Hausfrau die Ohren abzuschneiden. Wenn er das aber nicht tut, soll man auch dem Sklaven oder der Sklavin Nase und Ohren nicht abschneiden."

Wenn eine verheiratete Frau in dem Hause eines anderen etwas stiehlt und auf frischer Tat ertappt wird, und wenn ihr Mann das Gestohlene ersetzt, soll man ihr die Ohren abschneiden. Wenn aber ihr Mann das Gestohlene nicht ersetzen will, dann soll der Bestohlene sich ihrer bemächtigen und ihr die Nase abschneiden.

Bei Körperverletzungen galt vielfach das Gebot: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Wir begegnen diesem Grundsatze auch in einer Rechtsurkunde aus spätassyrischer Zeit, wonach ein Mann, der die Sklavin eines anderen erschlagen hat, verpflichtet wird, dem Herrn der Getöteten seine Sklavin mitsamt ihren Kindern zu überlassen und auf diese Weise „das Blut abzu-

waschen". „Wenn er ihm aber nicht seine Sklavin gibt, so soll man sie auf dem Grabe der erschlagenen Frau töten."

Wenn eine Frau Ehebruch begeht und der Mann sie auf frischer Tat ertappt, hat er das Recht, die Frau und ihren Mitschuldigen zu töten, oder nach Belieben der Frau die Nase abzuschneiden und den Ehebrecher zu entmannen und sein Gesicht zu entstellen. Wenn aber der betrogene Ehemann seiner Frau verzeiht, so muß er auch ihrem Mitschuldigen verzeihen.

Vergewaltigung einer verheirateten Frau wurde mit dem Tode bestraft.

Wenn jemand eine verheiratete Frau des Ehebruchs oder einen verheirateten Mann unnatürlicher Laster beschuldigt, den Beweis dafür aber nicht erbringen kann, so soll der Verleumder mit fünfzig Paar Stockschlägen, einem Monat Zwangsarbeit für Rechnung des Königs, schweren Bußen sowie Entmannung bestraft werden.

Die verheiratete Frau durfte sich außer dem Hause nur verschleiert zeigen. Dies war nämlich das Zeichen dafür, daß ein Mann Alleinrechte über sie besaß. Eine Dirne aber mußte sich außer dem Hause immer unbedeckten Gesichts zeigen. Trat sie verschleiert auf, so lief sie Gefahr, daß sie fünfzig Paar Stockschläge erhielt und den Kopf mit Asphalt begossen bekam. Wer sie aber sah und nicht anhielt, um sie nach dem Palast des Königs zu führen, kam in eine sehr üble Lage. Man nahm ihm seine Kleider weg, gab ihm fünfzig Paar Stockschläge, zog ihm einen Strick durch die Ohren, zog diese daran nach hinten und schickte ihn schließlich auf einen Monat zur Zwangsarbeit.

Auf dieselbe Weise wurde bestraft, wer es unterließ, eine Dienstmagd festzuhalten, von der er wußte, daß sie gestohlen hatte. Der Diebin selber aber wurden zur Strafe die Ohren abgeschnitten und die Kleider weggenommen.

*

Der mächtigste assyrische Kriegerkönig nach Assurnasirpal war Sargon II. Er lebte um 700 v. Chr. und war Alleinherrscher über alle Lande vom Mittelmeer bis zum Tigris, von den Wüsten Arabiens bis zum Taurus und dem Gebirgslande Armeniens.

Der letzte in der Reihe der großen Eroberer war Assurbanipal, der von 668 bis 630 v. Chr. regierte. Die Griechen verdrehten seinen Namen zu Sardanapal und erzählten von ihm die unglaublichsten Geschichten. Diese hatten ihnen die Perser zugetragen, die den Assyriern und Babyloniern feindlich gesinnt waren. Danach war Sardanapal ein Weichling, der in seinem Palast „ganz wie ein Weib" für sich abgeschlossen lebte. Dort „brachte er seine Zeit damit hin, mit Frauen zusammen Purpur und die feinste Wolle zu spinnen. Er trug Frauenkleidung und hatte durch Schminke und andere Schönheitsmittel nach

Assurbanipal im Kampfe.

der Gewohnheit leichtfertiger Frauen sein Gesicht und seinen Körper, ja selbst seine Stimme völlig verweiblicht".

Auf griechische Schriftsteller geht auch eine oft angeführte Bemerkung über die Grabschrift Sardanapals zurück, die bezeugen sollte, daß der König nach einem Leben voller Genuß schließlich alles verachtet habe. Auf dem Grabstein soll der König abgebildet gewesen sein, wie er die Arme erhob, als wollte er in die Hände klatschen, und darunter soll eine Inschrift gestanden haben, die mit folgender Mahnung schloß: „Du aber, o Fremdling, iß, trink und sei froh, denn alles andere ist nicht so viel wert, wie dieses."

Solche Faseleien widerlegt am einfachsten ein Hinweis auf die Jagdbilder, die sich im Löwenraum des Palastes Assurbanipals befinden. Dort sehen wir ihn in voller Manneskraft

dem Wüstenkönig zu Leibe gehen und dem Raubtiere den Speer in den Rachen stoßen. Im Alten Testament wird Assurbanipal „der Große, der Herrliche" genannt. Die Erziehung des Königs war in erster Linie auf kriegerische Fertigkeiten eingestellt. „Ich lernte mit dem Bogen schießen, auf dem Pferde reiten, das Gespann lenken," sagt Assurbanipal von sich selbst in einer Inschrift. Über Bildern, die Jagdszenen darstellen, lesen wir Beschriftungen folgender Art: „Ich bin Assurbanipal, der König der Welt, König von Assyrien. In meiner Stärke packte ich selber zu Fuß einen grausamen Wüstenlöwen an den Ohren, und mit Hilfe von Assur und Ischtar durchbohrte ich seinen

Assurbanipal auf der Jagd im Wagen.

Leib mit dem Speer." Oder: „In meinem fürstlichen Jagdeifer ergriff ich einen Wüstenlöwen am Schwanze, und auf Verlangen der Götter Ninib und Nergal spaltete ich ihm den Schädel mit der Doppelaxt. Dies ist das Werk meiner Hand." Ein andermal erzählt der König, er habe einen Löwen an der Kehle gepackt und mit seinem Dolche durchbohrt.

Assurbanipal war aber nicht nur ein eifriger Jäger; er war auch ein gewaltiger Krieger, Bauherr und Förderer von Wissenschaft und Literatur. Er legte eine gewaltige Sammlung von Tontafeln mit Keilschrifttexten an. Über 20000 solche Keilschriftplatten, die freilich zum größten Teil beschädigt sind, hat man unter den Ruinen Ninives ausgegraben. Sie werden jetzt im Britischen Museum aufbewahrt. Auf diesen Platten drängen sich die Keilschriftzeichen so eng und sind größtenteils so klein,

daß man die meisten Texte nur mit dem Vergrößerungsglas lesen kann.

Es war eine unersättliche Wißbegier, die diesen gewaltigen Weltherrscher dazu antrieb, diese älteste bekannte Landesbücherei der Welt anzulegen. Er versichert selber auf seinen Inschriften, daß er die schwierigsten sumerischen Texte zu entziffern verstand, und daß seine liebste Beschäftigung war, Steintafeln zu lesen, die „älter als die Sintflut" waren.

Assurbanipal auf der Jagd zu Pferde.

So tief drang freilich die Kultur nicht in ihn ein, daß sie die angeborene assyrische Grausamkeit hätte überwinden können. Mit Stolz erzählt er vielmehr, daß er die Einwohner einer Stadt wie Lämmer schlachtete, und daß seine Feldherren den gefangenen Empörern die Haut abziehen und „damit die Stadtmauer bekleiden ließen". „Auf Befehl der großen Götter" und um die Hoheit Assyriens offenbar zu machen, durchbohrte er mit eigener Hand die Wangen eines gefangenen Gegners, zog einen Strick hindurch und band ihn mit einer Hundekette an ein Stadttor von Ninive, wo er die Käfige der anderen Gefangenen zu bewachen hatte.

Auch davor schreckte Assurbanipal nicht zurück, in besiegten Ländern die Ruhe der Toten zu stören. Nach einem Siege über die Elamiten ließ er in Susa die Sarkophage der verstorbenen Könige herauswerfen und ihre Gebeine nach Ninive schaffen. „Auf diese Weise machte ich die Geister der Toten ruhelos," sagte er in unersättlicher Rachgier.

Die Bücherei Assurbanipals besteht größtenteils aus Abschriften alter babylonischer Werke, die der König gesammelt

Steinbild der Gemahlin Assurbanipals.

hatte. Ihm gebührt vor allem das Verdienst, die geistigen Schöpfungen der babylonischen Kultur vor der Vernichtung bewahrt zu haben. Diese Sammlertätigkeit bedeutet aber nicht, daß die Zeit Assurbanipals eine eigene, neue Kultur geschaffen hätte. Sie erinnert vielmehr an den etwa gleichzeitigen saitischen Abschnitt der ägyptischen Geschichte, als man die Erinnerung an eine glanzvolle Vorzeit neu belebte und sie nachbilden wollte. Militärisch waren die Assyrier zwar die Besieger Babyloniens, von der babylonischen Kultur aber waren *sie* besiegt worden.

Von besonderem Wert sind die amtlichen Schreiben, die Assurbanipals Bücherei enthält. Dank diesen Briefen verschiedenster Art können wir ohne Übertreibung sagen, daß wir die inneren Verhältnisse des assyrischen Reichs zum Teil besser kennen als viele Geschichtsabschnitte weit späterer Zeit. Der Briefwechsel bezeugt, ebenso wie die Briefe aus der Hammurapizeit, daß man

sich in allen möglichen Angelegenheiten an den König selber zu wenden pflegte. Einmal soll z. B. ein Schiffer einige von den riesigen geflügelten Stierbildern befördern, die den Eingang von Königspalästen zu schmücken pflegten. Da wendet er sich unmittelbar an den König und schreibt: „Dem Könige, meinem Herrn, dein Diener Assurbani! Gruß dem Könige, meinem Herrn! Assurmukin hat mir befohlen, die großen steinernen Stiere und Kurubi (hebräisch: Cherubim) zu befördern. Die Boote sind jedoch nicht stark genug und nicht fertig. Wenn man aber so freundlich ist, uns ein Geschenk zu geben, so werden wir zusehen, daß sie fertig werden, und daß sie den Fluß hinabfahren."

Viele Briefe betreffen die Einfuhr von Pferden und Maulesel aus Kleinasien für die königlichen Ställe. Der König wird u. a. gefragt, ob die edlen Tiere im Stalle gehalten oder auf die Weide gelassen werden sollen.

Ein andermal handelt es sich um eine Lieferung für den Weinkeller des Königs. Als man den Wein auf Flaschen gezogen hat, zeigt es sich, daß man im Weinkeller nicht genügend Platz hat. „Wie sollen wir Raum dafür schaffen?" fragt der Beamte.

Ein Brief enthält die Verteidigungsschrift eines Beamten, der der Untreue gegen den König beschuldigt worden ist. Nach den üblichen Unterwürfigkeitsbezeugungen klagt er: „Ich hatte glaubwürdige Zeugen beigebracht, die meine Treue gegen den König bezeugten. Da war ein gewisser Herr, mein Angeber, so unverschämt, daß er in den Palast hineinging, eine Anklage gegen mich verlas, mich mit Handschellen fesseln ließ und sagte: ‚Im Beisein aller hier Versammelten verhafte ich dich als Gefangenen meines Herrn, des Königs.' Den ganzen Tag hielt ich mein Gesicht in mein Ruhelager gedrückt. Die Soldaten, die an meinem Lager vorübergingen, gaben mir aus bösem Willen nichts zu essen. Hunger und Elend befiel mich. Am Abend stand ich auf, verhüllte meine Fesseln und ging geradewegs an der Wache vorüber, die der König, mein Herr, hatte aufstellen lassen, um mich zu beaufsichtigen. Wie ich frei wurde, will ich nun meinem König erzählen. Einige Soldaten, die ich nicht kannte, kamen herein, lösten meine Fesseln und führten üble Rede über den König. Zwei Tage lang gaben sie mir gegen Geld einen Teil ihrer Kost, und so konnte ich mich am Leben erhalten. Dabei aber führten sie

ehrenrührige Reden gegen den König, meinen Herrn, die dermaßen unstatthaft waren, daß ich sie vor dem König, meinem Herrn, nicht wiedergeben kann, wenn der König sie nicht selber zu hören wünscht." Mit diesem Anerbieten bittet er den König, Untersuchung und Urteil selber zu übernehmen.

Mit dem Tode Assurbanipals hat sich die Sage ebenso beschäftigt wie mit seinem Leben. Perser und Griechen wußten zu erzählen, daß er der letzte König Assyriens gewesen sei. Als der

Das Innere eines assyrischen Palastes.

verweichlichte Fürst den Feinden nicht mehr zu widerstehen vermochte, die gegen sein Reich anstürmten, soll er sich in seinem Palast in Ninive eingeschlossen und mit seinem Harem und all seinen Schätzen darin haben verbrennen lassen.

In Wirklichkeit starb Assurbanipal im ungestörten Besitz seines Reiches. Der Zusammenbruch kam unter seinem zweiten Nachfolger Sarakus, der den Medern erlag, einem Volke aus dem iranischen Hochland. Im Jahre 612 v. Chr. nahmen sie Ninive ein, und der König suchte, um seinen Feinden nicht in die Hände zu fallen, den Tod in den Flammen. Die Sieger nahmen an dem Volke, das so lange eine Geißel der Menschheit gewesen war, furchtbare Rache. Männer, Frauen und Kinder, so gut

wie alles, was Assyrier hieß, wurden ausgerottet. Ninive und Assur mit ihren stolzen Palästen und Tempeln wurden ein Raub der Flammen und dem Erdboden gleichgemacht. Im Nu war das assyrische Königtum von der stolzesten Höhe ins Nichts herabgesunken und die assyrische Kultur in Staub und Asche begraben. Eine in der ganzen Weltgeschichte einzig dastehende Wendung. „Ein ganzes Heer fällt für seinen König," ruft der Assyriologe Delitzsch aus, „und dieser, ein Held wie seine Vorfahren, und zu stolz, um lebend in die Hände seiner Feinde zu fallen, überliefert sich selber mit seinen Frauen und seinen Schätzen dem Gotte des Feuers: ein ebenso erhebendes wie erschütterndes Schauspiel."

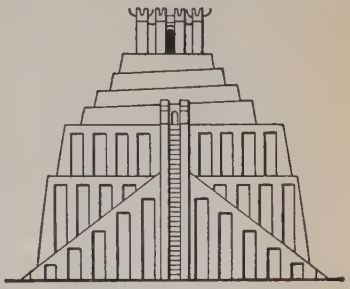
Alle Völker aber, die unter Assyriens Joch geseufzt hatten, jubelten über ihre Befreiung. Was ein Jesaias und Micha noch nicht zu hoffen gewagt hatten, das sahen Nahum und Zephanja herannahen und sich verwirklichen. Nahum war fest davon überzeugt gewesen, daß es dem sündigen Ninive bald ebenso gehen werde, wie es Theben ergangen war, „der großen Stadt, die an den Strömen des Nils thronte". Denn gewaltig ist der Herr, wenn er als Rächer über die Gottlosen kommt: „Wehe der mörderischen Stadt, die voll Lügen und Räuberei ist und von ihrem Rauben nicht lassen will. Denn da wird man hören die Geißeln klappen und die Räder rasseln und die Rosse schreien und die Wagen rollen. Er bringet Reiter herauf mit glänzenden Schwertern und mit blitzenden Spießen. Da liegen viele Erschlagene und große Haufen Leichname, daß derselben keine Zahl ist und man über ihre Leichname fallen muß. Alle, die dich sehen, sollen von dir fliehen und sagen: Ninive ist zerstöret; wer will Mitleiden mit ihr haben?"

Zephanja aber, der Zeitgenosse des Propheten, findet einen Trost für die gequälte Seele in dem Untergang der großen Weltstadt: „Der Herr wird Ninive öde machen, dürre wie eine Wüste, daß darinnen sich lagern werden allerlei Tiere unter den Heiden. Das ist die fröhliche Stadt, die so sicher wohnte und sprach in ihrem Herzen: Ich bin es und keine mehr. Wie ist sie so wüste geworden, daß die Tiere darinnen wohnen! Und wer vorüber gehet, pfeifet sie an und klappet mit der Hand über sie."

# Das neubabylonische Reich

Nach Assurbanipals Tode, in der Zeit des Niedergangs Assyriens, wurde Babylonien wieder ein selbständiges Reich. Die Chaldäer, ein anderes semitisches Volk, unterwarfen sich nämlich das Land und gründeten das neubabylonische Reich. Dann halfen sie den Medern, das assyrische Reich zu stürzen, und nach dem Fall Ninives unterwarfen sie sich den größten Teil des alten assyrischen Gebiets.

Mit dem kühnen Krieger Nebukadnezar II. begann im Jahre 604 v. Chr. für Babylonien eine neue Zeit der Größe. Er schmückte Babel mit prächtigen Bauten. Dazu brauchte er viel Bauholz, und die Zedernwälder des Libanon wurden nun arg gebrandschatzt. Besonders berühmt wurde der Tempel, den Nebukadnezar dem Gotte Bel-Marduk errichtete. Dessen Allerheiligstes aus reinem Silber soll ein goldenes, auf einem Throne sitzendes Götterbild enthalten haben. Zu dem Tempelgebiet gehörte nach babylonischer Sitte ein hoher Turm, der sich stufenförmig auf mehreren Plattformen erhob und also in derselben Bauweise errichtet war wie die ägyptischen Treppenstufenpyramiden. Der Tempelturm des Bel hatte sieben Plattformen, die der Sonne, dem Monde und den fünf damals bekannten Planeten geweiht waren. Diese Stufen, die mit verschiedenfarbigen Ziegeln bekleidet waren, machten einen prächtigen Eindruck. Am prächtigsten wirkten die vergoldete Terrasse der Sonne und die silberne des Mondes, die den Turm abschloß.



Rekonstruktion des Turmes von Babel. Nach Unger und Dombart.

Die Ruinen dieses stolzen Turmes sind noch heute vorhanden. Er hat in der Einbildung der umwohnenden Araber eine große Rolle gespielt; denn sie haben in ihm die Überreste des „Turmes von Babel" gesehen, der von Menschen der Urzeit errichtet wurde. In unseren Tagen ist aber eine Inschrift gefunden worden, die berichtet, daß der Turm erst zur Zeit des Königs

Nebukadnezar und auf seinen Befehl errichtet worden ist. Nebukadnezar erwähnt nämlich darin, daß der Tempelturm zwar schon vor seiner Zeit vorhanden war, aber damals nur zwei Plattformen hatte.

Nebukadnezar war nicht nur ein großer König, er war auch ein frommer Mann. Die Gebete, die er an Marduk, den großen Herrscher des Himmels, und seinen Sohn richtete, sind so rein und erhaben und beweisen ein so tiefes religiöses Gefühl, daß die Weltliteratur nicht viele ihresgleichen aufzuweisen hat.

Für sich selbst baute Nebukadnezar einen prächtigen Palast, und um seiner Gemahlin, die eine Mederin war und sich nach den Bergen ihrer Heimat sehnte, eine Freude zu machen, ließ er den Palast mit terrassenförmigen Gartenanlagen umgeben, den sog. „hängenden Gärten", die wie die Pyramiden zu den „sieben Weltwundern" gerechnet wurden. Wenn in der Bibel und bei den klassischen Schriftstellern von der Herrlichkeit Babylons die Rede ist, dann wird in erster Linie an das Babylon zur Zeit Nebukadnezars gedacht. Die Mauern, Tempel, Paläste und Wohnhäuser, die man jetzt ausgegraben hat, stammen auch zum größten Teil aus dieser Zeit.

Mit Behagen spricht Nebukadnezar in seinen Inschriften darüber, daß er seine stolze Hauptstadt ganz uneinnehmbar gemacht habe, indem er starke Befestigungswerke mit „bergehohen" Mauern und Wällen und mit wassergefüllten Wallgräben anlegte, die so breit waren „wie das Meer". Niemals werde „wer in böser Absicht komme" hier eindringen können.

Als der König diese stolzen Worte niederschrieb, ahnte er nicht, daß der einzige seiner Nachfolger, der aus diesen Befestigungen hätte Nutzen ziehen können, nicht einmal den Versuch einer Verteidigung machte.

Weil dieser König alles verloren gab, wendete sich das Volk von seinem schwachen Herrscher ab und huldigte einem stärkeren. Ohne Schwertstreich öffnete Babel im Jahre 539 v. Chr. dem persischen Eroberer Cyrus seine Tore.

Nun thronte Cyrus als Großkönig in Babel, und alle Vasallenfürsten des babylonischen Reichs eilten nach der Hauptstadt am Euphrat, um dem neuen Herrscher die Füße zu küssen und Tribut zu zahlen.

Herodot hat die Erzählung vom Fall Babels etwas ausgeschmückt. So sollen die Babylonier im Vertrauen auf die Uneinnehmbarkeit ihrer Hauptstadt und auf die gewaltigen Vorräte, die sie angesammelt hatten, beim Herannahen des Feindes Feste gefeiert haben. Cyrus aber soll das Wasser des großen Wallgrabens abgeleitet haben, so daß ihn die Perser durchwaten konnten. Während die Babylonier noch tanzten und feierten, wurden die Perser Herren der Stadt. Auch nach der jüdischen

Babylonisches Trinkgelage.

Überlieferung fiel Babel während eines großen Festes. Der eigene Bericht des Cyrus über die Eroberung Babels erwähnt gleichfalls ein religiöses Fest in Babel, verlegt es aber in die Zeit vor der Ankunft der Perser. Eine Kriegslist brauchte er nicht anzuwenden, da die Babylonier ihn mit offenen Armen empfingen. Ebensowenig trifft die Behauptung Herodots zu, daß die Babylonier für eine mehrjährige Belagerung Vorräte gesammelt hätten. Vielmehr war die Stadt so wenig vorbereitet, daß die Besatzung nichts zu essen hatte.

Durch seine kampflose Unterwerfung unter den milden, hochherzigen Eroberer entging Babel dem Schicksal Ninives. Jahr-

hundertelang blieb es noch die vornehmste Stadt des Orients und war wegen seiner Üppigkeit und Sittenlosigkeit berüchtigt. Allmählich aber ging die kulturelle Führung auf andere Städte über. Babel verödete und verfiel. So bewahrheiteten sich buchstäblich die Worte des Propheten Jesaias: „Also soll Babel, das schönste unter den Königreichen, die herrliche Pracht der Chaldäer, umgekehret werden von Gott, wie Sodom und Gomorra; daß man hinfort nicht mehr da wohne, noch jemand da bleibe

Babylonisches Quartett.

für und für, daß auch die Araber keine Hütten daselbst machen und die Hirten keine Hürden da aufschlagen."

*

Unter den Kulturdenkmälern der neubabylonischen Zeit beanspruchen die Briefsammlungen unsere besondere Beachtung. In diesen Briefen senden Ehemänner von der Reise Grüße nach Hause, fragen, wie es daheim steht, und geben gute Ratschläge für die Wirtschaft. Ein vorsorglicher Hausvater teilt seiner Gattin mit, daß es ihm dank göttlicher Gnade gut geht, und daß er einen Kaufmann beauftragt hat, ihr Weizen zu schicken. Er schließt: „Vernachlässige das Haus nicht, sei umsichtig, bete zu den Göttern, daß sie mir beistehen, und schicke mir bald durch einen Reisenden Nachricht."

Ein Mann schreibt einen langen Brief an einen Freund und „Bruder", für den er bei einem Getreidehändler gebürgt hat. Das Getreide hat der Schuldner erhalten, aber nicht bezahlt. „Soll ich etwa," fragt der Bürge, „dein Getreide bezahlen?" Auch ein anderes ähnliches Getreidegeschäft hat dem Briefschreiber Unannehmlichkeiten gebracht. Wenn daher sein „Bruder" nicht sofort das Geld schickt, so wird er ihn „vor den Richterstuhl des Königs in Babel laden".

Der größte Teil dieser Briefe betrifft aber Geschäfte, die mit dem Tempel des Sonnengottes in der nordbabylonischen Stadt Sippar verknüpft sind. Die Verwaltung des Tempelbesitzes erforderte umfassende Arbeit. Nachlässige Pächter der Tempeläcker erhalten Vorwürfe, weil sie sich nicht um die Aussaat kümmern und die übernommenen Getreidelieferungen nicht ausführen. Auch Händler werden gemahnt, mag es sich nun um blaues oder purpurnes Tuch oder andere Waren handeln, die Tempel und Priesterschaft gerade brauchen.

## Wie wir Kunde über die Vorzeit Assyriens und Babyloniens bekommen haben

Vor hundert Jahren wußte man von dem babylonischen und assyrischen Weltreiche nur, was andere alte Völker davon berichtet hatten. Die eigene Stimme beider Völker war verstummt, wie es schien für alle Zeiten. Aber nirgends haben die Archäologen solche Triumphe gefeiert wie auf assyrischem Boden. Die Altertumsfunde, die man unter den Trümmern Ninives und anderer assyrischer Städte gehoben hat, sind nicht etwa wertvoller als die in Ägypten, Kleinasien, Griechenland und Italien. Durchaus nicht! Aber der Unterschied zwischen dem, was wir heute wissen, und was vor den Ausgrabungen bekannt war, ist hier viel größer als irgendwo sonst. Ninive und seine Schwesterstädte waren ja so gründlich zerstört worden, daß nur namenlose Ruinenhügel übrig waren. Was sich hier abgespielt hatte, war fast völlig in Vergessenheit geraten. Nur noch einige zerstreute Angaben in den heiligen Schriften der Juden über das gefürchtete Eroberervolk bewahrten eine schwache Erinnerung an dessen alten Glanz. Als dann aber die Ruinenhügel Assyriens

ihr Zeugnis ablegten, enthüllten sie viel mehr als die Ruinen Babylons.

In Babylonien stammen die ältesten Denkmäler aus dem Anfang des dritten Jahrtausends v. Chr.; doch sind sie lange nicht so fesselnd und kulturgeschichtlich wertvoll wie die ägyptischen. In dem steinarmen Babylonien wurden auch die Tempel aus Ziegeln errichtet und blieben ohne reicheren künstlerischen Schmuck. Den Babyloniern fehlte überhaupt der Sinn für einen großartigen Baustil und für künstlerische Gestaltung des Lebens.

Ein verwundeter Löwe, dem das Blut aus dem Maule stürzt.
Steinskulptur aus der Zeit des Assurbanipal.

Nur selten vermochten sie sich über die kleinen Bedürfnisse des täglichen Lebens zu erheben. Alle Erscheinungen dieser Welt betrachteten sie mit einem kalten Wirklichkeitssinn; es fehlte ihnen die kindliche Lebensfreude der Ägypter, auch die Innigkeit und Gefühlswärme der indoeuropäischen Völker. In solcher Umgebung konnte weder große edle Kunst noch Literatur im engeren Sinne entstehen.

Auch die Gräber des Euphrat-Tigrislandes sind sehr einfach und entbehren der Bilderreihen und Ausstattung, die die ägyptischen Gräber kulturgeschichtlich so ergiebig machen. In Babylonien entwickelte sich nie ein solcher Totenkult wie der ägyptische mit reichem Grabschmuck und kostbaren Totengeschenken.

Die wertvollsten Urkunden für die Geschichte Babyloniens hat man außerhalb seiner Grenzen in den Ruinen der altpersischen Stadt Susa gefunden. Dorthin haben nämlich die Elamiten auf ihren Plünderungszügen eine große Masse altbabylonischer Denkmäler verschleppt, darunter den Hammurapistein mit dem berühmten Gesetzbuche. Doch sind die Kenntnisse, die uns diese Urkunden vermitteln, leider sehr unvollständig.

Sterbende Löwin. Das Kunstwerk bezeugt die Bewunderung, die den Künstler vor der Kraft und dem Stolz der Wüstenkönigin erfaßt hat, die den gelähmten, von Pfeilen durchbohrten Körper nach sich schleppt und gleichzeitig den Kopf zu einem letzten gewaltigen Brüllen erhebt. Das Kunstwerk ist eine der ergreifendsten Darstellungen physischen Schmerzes, die jemals geschaffen worden sind.

In den Ruinen Babylons hat man nur Geschäftsbriefe auf Tontafeln in reichlichen Mengen gefunden, ferner aus den Tempelschulen eine Masse Tafeln mit Schreib- und Rechenübungen, Lehrbüchern der Grammatik, Mathematik und Astronomie, Hymnen, Gebeten, Beschwörungen und Mythen.

Wertvoller sind die Altertümer in Assyrien, wo man Bausteine zur Hand hatte. Wenigstens die späteren Könige bekleideten dort ihre Paläste mit Alabasterplatten, die mit Reliefs und Inschriften geschmückt waren und ihre Taten verherrlichten. Doch wirkt die assyrische Kunst überwiegend durch ihre Kraft, und in dieser Hinsicht hat sie Bewundernswertes hervorgebracht. Welche

Armut aber an Gedanken, wenn man die assyrischen Wandreliefs mit den ägyptischen vergleicht! Während letztere uns viele Züge aus dem täglichen Leben des Volkes vorführen, berichten die assyrischen Bilder nur vom Hofleben, von Kriegszügen und Jagden.

Gerade dem plötzlichen Zusammenbruch, der im Jahre 612 v. Chr. die assyrischen Städte hinwegfegte, haben wir es zu verdanken, daß dort die Zeugnisse für die Geschichte der Assyrier ziemlich unversehrt geblieben sind. Ganze Paläste und Tempel erhielten sich unter den Schuttmassen verhältnismäßig unbeschädigt und konnten in unseren Tagen wie durch Zauberschlag wieder auferstehen.

Dagegen wurden die babylonischen Städte im Altertum zu wiederholten Malen von kriegerischen Nachbarvölkern, vor allen Dingen von Elamiten und Assyriern, ihrer wertvollsten Kulturdenkmäler beraubt, um dann allmählich zu verfallen. Ihre Altertümer, die der Plünderung und Verwüstung entgingen, sind von Geschlecht zu Geschlecht verwendet worden, bis sie schließlich ganz abgenutzt waren. Auch das Verschüttete ist nur in seltenen Fällen der Vernichtung entgangen. Jüngere Geschlechter haben den Boden durchwühlt und Keller für neue Häuser gegraben, und dabei sind die verborgenen Gegenstände wieder zum Vorschein gekommen. Weil nun das neue Geschlecht oft einer anderen Rasse und einer anderen Religion angehörte als das alte, so sind die Altertumsfunde nicht mit Ehrfurcht behandelt worden. Oft sind Gegenstände des Kultus zerstört oder für unheilige Zwecke in Verwendung genommen worden.

Jetzt ist diese Welt dank planmäßig durchgeführten Ausgrabungen wieder von den Toten auferstanden. Den ersten Spatenstich dazu tat ein Engländer namens Rich, der in Bagdad im Dienste der Ostasiatischen Kompagnie stand. Er war noch ein ganz junger Mann, als er im Jahre 1811 zum ersten Male die Ruinenfelder von Babylon besuchte. Dort faßte ihn die Begeisterung für diese Überreste einer längst entschwundenen Zeit. Er machte in Ninive und an anderen Orten Aufnahmen und Ausgrabungen, starb aber schon nach zehn Jahren an der Cholera. Seine Sammlungen sind nicht groß, nehmen im Britischen Museum aber doch einen Ehrenplatz ein.

Rekonstruktion von Sargons Palast

Den ersten, wirklich großen Fund machte auf assyrischem Boden der Franzose Botta. Im Jahre 1843 begann er mit Unterstützung des französischen Staates Ausgrabungen in der Gegend des alten Ninive. Er fand den Palast, den Sargon II., der Eroberer von Samaria, mehr als siebenhundert Jahre v. Chr. errichtet hatte.

Trotz vieler Hindernisse, die Botta in den Weg gelegt wurden, gelang es diesem unermüdlichen, aufopfernden Diener der Wissenschaft, ein Zimmer des gewaltigen Palastes nach dem anderen freizulegen. Es war ein Prachtbau, der eine Fläche von nicht weniger als zehn Hektar umfaßte. Die Wände waren voller Bilder und Inschriften vom Leben und der Geschichte der Assyrier, und an den Eingängen standen als Wächter künstlerisch ausgeführte Tierkolosse. Erstaunt blickten Gelehrte und Künstler in eine Welt, in der die Kultur eine so ungeahnt hohe Stufe erreicht hatte zu einer Zeit, als im Abendlande noch Barbarei herrschte. Überwältigend war auch der Eindruck, den die Ausgrabung dieses Palastes mit seinen gewaltigen Tierkolossen auf die Landeskinder machte. Länger als ein Jahrtausend hatten sie in diesem Lande gewohnt, und niemals hatte jemand von einem unterirdischen Königsschlosse reden hören. Da kommt eines Tages ein Mann aus weiter Ferne auf einen bestimmten Platz zu und sagt: „Dort liegt ein Königspalast, und dort ist sein Eingang." Und dann fördert er stolze Denkmäler zutage, die die Araber und ihre Vorfahren täglich unter ihren Füßen gehabt haben, ohne es zu ahnen. Das ist wirklich ein wunderliches Spiel des Schicksals.

Eine Auswahl der Funde wurde mit unerhörten Schwierigkeiten nach Paris befördert, und sie stehen jetzt im Louvre als stumme, aber stolze Zeugen vergangener Größe und Macht. Eine Menge andere unersetzliche assyrische Altertümer, die für dasselbe Museum bestimmt waren, liegen aber auf dem Grunde des Tigris zusammen mit den Ergebnissen gleichzeitiger Ausgrabungen in Babylon. Man hatte sie auf zwei Flöße geladen, die beide in dem schlammigen Wasser des Flusses kenterten.

Bald nachdem Botta seinen großen Fund gemacht hatte, stieß der Engländer Layard auf eine andere großartige Königsburg, nämlich auf den um fast ein Jahrtausend älteren Palast des

assyrischen Herrschers Salmanassar III. in Nimrud. Das war der Zeit nach die zweite Hauptstadt Assyriens nach Assur und soll einst die Heimat des gewaltigen Jägers Nimrod gewesen sein. Die Ausbeute der Grabungen, die Layard hier mit Unter-

Geflügelter Stierkoloß mit menschlichem Gesicht aus Ninive.

stützung der englischen Regierung betrieb, war überraschend groß. Die Wände des Palastes bedeckten vielfach Alabasterplatten mit Reliefs, die uns Szenen aus dem Leben des assyrischen Volkes vorführen, und überall fand man Inschriften, deren Deutung jedoch erst einer späteren Zeit gelingen sollte. Später befaßte

sich Layard mit dem Ruinenhügel des alten Ninive, und auch hier grub er u. a. einen Königspalast aus. Diesen hatte der aus dem Alten Testament bekannte Despot Sanherib errichten lassen, der um das Jahr 680 v. Chr. starb. Bei weiteren Grabungen für das Britische Museum fand man auch die Ruinen vom Palaste Assurbanipals. Dort war der wertvollste Fund natürlich die große Bibliothek des Königs. Auf diesen Keilschriftplatten entdeckte man später die berühmten babylonischen Schöpfungs- und Sintflutberichte.

Unterdessen hatten englische und französische Archäologen auch in Babylonien eine Menge wertvoller Entdeckungen gemacht. Man fand Kunstgegenstände, die 5000 Jahre alt waren und bereits eine hohe Kultur bewiesen, und man entdeckte die Ruinen der biblischen Stadt Ur in Chaldäa, der Heimat des Erzvaters Abraham. Die Arbeit in diesem fieberschwangeren Sumpflande mit seiner drückenden Hitze und seinen gefürchteten Moskitoschwärmen war womöglich noch anstrengender und lebensgefährlicher als die in Assyrien.

Im Jahre 1888 sandte dann die amerikanische Universität von Philadelphia eine Expedition nach Babylonien, und dieser war es vorbehalten, das älteste Bauwerk der Erde zu entdecken. So viel man weiß, ist nämlich der Tempel, den sie in der uralten babylonischen Stadt Nippur ausgruben, in seinen Grundzügen der älteste der Welt. Später hat er freilich mehrere Male Um- und Anbauten erfahren. Im Schatten dieses Bel-Tempels hatte der Prophet Hesekiel seine wunderbaren Gesichte, in denen er die Cherubim sah, „deren Flügel so rauschten wie große Wasser". Auf den Ruinen dieses merkwürdigen Heiligtums mit seinem pyramidenförmigen Turm haben sich im Laufe der Jahrtausende so gewaltige Schlamm- und Staubmassen abgelagert, daß der Bau nun dreißig Meter unter der Erdoberfläche liegt.

Auch in Nippur hat man Tontafeln mit Keilschrifttexten ausgegraben, und zwar etwa 50000—60000 Stück. Die meisten stammen aus dem Tempelarchiv und bestehen aus Verwaltungsurkunden und Rechenschaftsberichten. Einige aber gehören ins Gebiet der Literatur. Sie enthalten chronologische Tabellen, Gebete, Hymnen, Beschwörungen und andere religiöse Texte. Ein großer Teil dieser Tafeln stammt aus dem dritten Jahrtausend

v. Chr., gehört also zu den allerältesten literarischen Erzeugnissen, die die Geschichte kennt.

Dank diesen Funden konnte man feststellen, welch hohen Grad der Entwicklung die Kultur in Babylonien bereits vor vier Jahr-

Vorführung eines Affen. Relief aus dem Palast Assurbanipals.

tausenden erreicht hatte. Empörend war es aber für jeden Forscher, zu sehen, wie wilde Barbarenhorden dort gehaust hatten, und nicht minder betrüblich war der Anblick des unersetzlichen Schadens, den die Platten aus ungebrannten Ziegeln durch die Feuchtigkeit und den Salzgehalt des Bodens erlitten hatten. Oft waren sie zusammengeklebt und sahen aus wie ge-

wöhnliche Erdklumpen. Wenn man sie aber vorsichtig getrocknet hatte, konnte man sie zuweilen mit einem Messer voneinander trennen.

Von besonderem Interesse sind die Tonplatten, die den Schülern in den Tempelschulen als Übungsmaterial gedient haben. Man sieht da, wie die Jünglinge zuerst lernten, die verschiedenen Hauptarten von Keilschriftzeichen einzuritzen, dann Worte und Sätze zu bilden usw. Zuweilen wimmeln diese Tontafeln von Fehlern. Auch im Zeichnen, Rechnen und anderen Fächern erhielten die Tempelschüler Unterricht. Die meisten beweglichen Gegenstände aus Nippur kamen nach gesetzlichen Vorschriften ins ottomanische Museum zu Konstantinopel, doch überließ der Sultan auch einen großen Teil dem Universitätsmuseum zu Philadelphia.

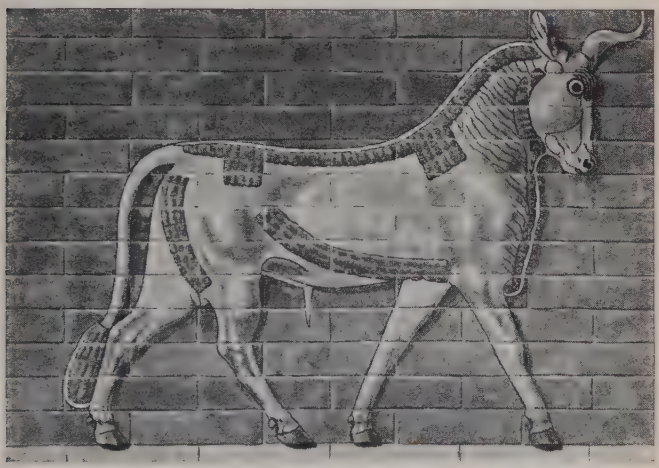
Zuletzt erschienen in Mesopotamien die Deutschen, nämlich im Jahre 1899. Sie hatten das Glück, noch eins der wichtigsten Forschungsgebiete fast unberührt vorzufinden, nämlich das große Babylon selber, die Weltstadt, die nach den übertriebenen Angaben Herodots ungefähr ebensoviel Fläche eingenommen haben sollte, wie in unseren Tagen London und Paris zusammen. Diese Königin der Städte des Altertums schlummerte noch unter ihren Ruinenhügeln.

Was die deutschen Forscher hier zutage gefördert haben, zeigt die babylonische Kultur in ihrer Blütezeit. Hier fand man Reste des Tempelturms, der für den Turm von Babel gehalten wird. Die merkwürdigsten Ruinen stammen von der Königsburg Nebukadnezars. Daß es dessen Burg ist, geht aus den Inschriften an den Mauern und auf den Ziegelzylindern hervor, die man in der Ecke des Palastes gefunden hat.

Vor den Ausgrabungen der Deutschen in Babylon hatte man sich oft gefragt, wie die Babylonier ihre groben Ziegelwände geschmückt haben mochten. Mit Alabasterplatten, wie die Assyrier, konnten sie das kaum getan haben, da ihnen solche in ihrem Lande nicht zur Verfügung standen. Jetzt fand man die Antwort: die Babylonier schmückten ihre Wände mit Platten aus verschiedenfarbigen Schmelzziegeln, die zusammen ganze Figuren bildeten. Da gab es majestätisch schreitende Löwen, kraftvolle Stiere und ungeheuerliche schuppige Drachen mit

Schlangenkopf und Giraffenhals, mit Pantherpranken und Adlerklauen.

Außer dem alten Babylon fanden die deutschen Archäologen noch ein anderes hochwichtiges Ruinenfeld Mesopotamiens fast unberührt vor, nämlich Assur, die älteste Hauptstadt des assyrischen Reichs und Mittelpunkt der Verehrung des Nationalgottes Assur. Die Grabungen ergaben besonders schöne Funde und brachten Licht in das bisher undurchdringliche Dunkel, das



Stier in farbigem Ziegelrelief. Von einer Mauer des Palastes in Babel.

die Kultur und ältere Geschichte des assyrischen Reichs umgab. Von dem berühmten Assurtempel fand man zwar nur die Grundmauern, diese erweisen aber deutlich genug das hohe Alter des Gotteshauses.

Neben den Tempeln und Königspalästen hat man in Assyrien und Babylonien auch ganze Stadtteile von Wohnhäusern gefunden. Sie sind im Kleinen Abbilder der Königsburgen, haben dicke Ziegelwände ohne Fenster, sind dafür aber so gebaut, daß die Zimmer um einen offenen Hof herum liegen, genau so wie später bei den Römern. Als das wertvollste Ergebnis der deut-

schen Ausgrabungen in Assyrien darf man aber doch die vielen Inschriften auf Stein und gebranntem Ton ansehen, Inschriften, die für die archäologische, sprachliche und religionsgeschichtliche Forschung von unschätzbarer Bedeutung sind.

Die großen Museen von London, Paris, Berlin, Konstantinopel und Philadelphia besitzen jetzt Tausende von Keilschrifturkunden und anderen Altertümern aus dem Zweistromland. Anfangs waren die Ausgrabungen in den Euphrat-Tigrisländern (teilweise infolge von Geldmangel) zu einem großen Teile Raubbau, durch den mit wenig Kosten eine möglichst große Anzahl

Farbiger Löwe aus emaillierten Ziegeln in Babylon.

Museumsgegenstände zutage gefördert werden sollten. Mit der Zeit gestaltete sich aber die Arbeit der Archäologen hier wie in Ägypten immer planmäßiger und wissenschaftlicher. Mit dem Nillande verglichen, sind freilich die Euphrat-Tigrisländer nur in geringem Maße erforscht. Im Nillande üben außer den reichen Altertumsschätzen eine großartige Natur, ein angenehmes, gesundes Klima und eine auch heute noch bestehende hohe Kultur auf Archäologen und Reisende eine starke Anziehungskraft aus. Auch ist Ägypten dank ausgezeichneten Verkehrsmitteln leichter zugänglich als manches europäische Land. Ganz anders verhält es sich mit den Euphrat-Tigrisländern. Diese liegen abseits in einem schwer zugänglichen Teile der Welt, der überall das Gepräge des Verfalls und der Unfruchtbarkeit trägt. Dort erwartet

den Forscher ein ungesundes Klima, und die großartigen Naturerscheinungen, die er dort erleben kann, sind meist abschreckender Art: furchtbare Sandstürme, Gewitter und Wolkenbrüche und eine entsetzliche Hitze, die um die Mittagszeit 50° Celsius in der Sonne zu betragen pflegt und zuweilen auf 65° steigt. Es ist auch nicht ratsam, unbewaffnet auf eigene Faust auszugehen; denn dann kann es leicht geschehen, daß man einem freien Wüstensohne begegnet, der feststellt: „Ich habe eine Flinte, und

Der Drache von Babel.

du hast keine. Gib mir alles, was du hast." Wie kommt es nun aber, daß sich dieses einst paradiesische Land in eine glühend heiße, ungesunde Hölle verwandeln konnte? Die Erklärung dafür liegt darin, daß in der babylonischen Zeit das Klima durch die Ausdunstungen des Kanalnetzes gemäßigt wurde, das nicht nur das Wasser, sondern auch die Feuchtigkeit der Luft über das ganze Land verteilte.

Die Archäologen haben also im Zweistromland noch ungeheuer viel zu tun. Am Anfang dieses Jahrhunderts berechnete der Leiter der Ausgrabungen bei Nippur, daß die wissenschaftliche

Untersuchung der dortigen Ruinen bei einem Aufgebot von vierhundert Arbeitern mindestens ein halbes Jahrhundert in Anspruch nehmen werde. Der Weltkrieg hat auch diese Arbeit unterbrochen. Seit 1928 sind deutsche und amerikanische Forscher wieder mit erfolgreichen Ausgrabungen in Ur beschäftigt.

Anfangs waren die Keilschrifturkunden nur Schaustücke. Später aber gelang es dem menschlichen Geiste, auch diesen vieltausendjährigen Inschriften ihr Geheimnis zu entreißen, und damit begann die Wissenschaft der Assyriologie.

Die griechischen Geschichtschreiber bezogen den größten Teil ihres Wissens über Assyrien und Babylonien von den Persern, und diese sind zu allen Zeiten bessere Märchenerzähler als Historiker gewesen. Sie würden es als einen schweren Verstoß gegen die Gebote der orientalischen Höflichkeit empfunden haben, wenn sie nicht jedem fremden Gastfreunde, der sie nach alten Zeiten fragte, eine Antwort gegeben hätten, die seinen Wissensdurst befriedigte.

Mehr Wert als die Erzählungen Herodots und anderer Griechen hat, was im Alten Testament über die Völker der Euphrat-Tigrisländer berichtet wird. Aber diese Erzählungen betreffen nur das Verhältnis der Assyrier und Babylonier zu Israel und Juda und geben daher keine zusammenhängende Darstellung der Geschichte der Euphrat-Tigrisländer. Unparteiisch sind diese Schilderungen auch nicht, da die Beziehungen zwischen Assyriern und Hebräern nicht gerade von der freundschaftlichsten Art waren. Die Feinde wurden natürlich von den israelitischen Geschichtsschreibern als grausame Eroberer und harte Unterdrücker geschildert, deren Sünden und Ungerechtigkeiten zum Himmel schrien. Und die Propheten stießen gegen sie die furchtbarsten Verwünschungen aus und weissagten ihnen Unglück und Untergang.

Das Euphratland hat aber doch auch einen eigenen alten Geschichtsschreiber gehabt. Hier wie in Ägypten war es ein Priester. Er hieß Berosus und lebte zur Zeit Alexander des Großen. Er war zwar Babylonier, schrieb aber griechisch. Dem Berosus standen die Aufzeichnungen der babylonischen Tempel- und Reichsarchive zur Verfügung. Er hätte also ein glaub-

würdiges Bild der Geschichte seines Vaterlandes und der Nachbarreiche geben können. Leider ist aber sein Werk ebenso wie das des Manetho nur in sehr verderbter Gestalt auf uns gekommen. Es sind nur einige Bruchstücke erhalten, teils fehlerhafter Abschriften von zweiter und dritter Hand, teils noch minderwertigerer Übersetzungen und Bearbeitungen.

## Die Deutung der Keilschrift

Die Keilschrift hat ihre eigentümliche Form dadurch erhalten, daß die Zeichen mit eckigen Griffeln in Tontafeln, Tonzylinder und dergleichen eingeritzt wurden, solange der Ton noch weich

Die älteste bekannte sumerische Inschrift. Sie stammt aus Südbabylonien und ist mindestens fünf-, vielleicht sechstausend Jahre alt.

war. Die Griffel bestanden wahrscheinlich aus Bambusstreifen. Aus der größeren oder geringeren Breite der Keile hat man Schlüsse auf die Eigenart des Schreibers gezogen und gewissermaßen verschiedene Handschriften festgestellt, die bei der Altersbestimmung der Urkunden wertvoll waren. Assyrier und Babylonier schrieben nicht auf Papier, sondern auf Ton oder richtiger in Ton. Ihre Büchereien waren Ziegelsteinhaufen. Sobald ein babylonischer Brief geschrieben war, wurde die feuchte Tontafel

zum Brennen in den Ofen geschoben; er wurde auf diese Weise fast unvergänglich.

Ohne Zweifel war die Keilschrift anfangs eine Bilderschrift, genau so wie die ägyptischen Hieroglyphen. Man kann verfolgen, wie sich verschiedene Keilschriftzeichen aus wirklichen Figuren entwickelten, die z. B. einen Fisch vorstellten: , einen Vogel: , ein Gesicht: , Wasser: . Wahrscheinlich haben die Sumerer die Keilschriftzeichen erfunden; von ihnen haben sie dann die semitischen Einwanderer der Euphratländer übernommen und entsprechend dem Lautbestand ihrer Sprache vervollständigt.

Allmählich entwickelten sich in Mesopotamien die Bildzeichen, wie in Ägypten, zu Silbenzeichen. Vorher war es natürlich besonders schwer, Verben und Begriffe wiederzugeben. Man wußte sich aber dabei auf verschiedene Art notdürftig zu helfen, indem man z. B. zwei Bildzeichen neben- oder übereinander stellte. So bezeichnete man den Begriff „essen" dadurch, daß man einen Kopf und ein Brot entweder nebeneinander oder übereinander zeichnete: , den Begriff „trinken", indem man unter den Mund das Zeichen für Wasser setzte, den Begriff „hervorbringen", indem man einen Vogel und ein Ei zusammenfügte. Ein Kopf mit einer Zunge bedeutete „sprechen", zwei Bäume und Wasser: bedeuteten „Gärten" usw. Das Wort „Schatten" wurde dadurch gebildet, daß man die Zeichen für Baum und Nacht nebeneinanderstellte. „Grab" wurde als Nachtwohnung bezeichnet, „Mutter" als Kindwohnung usw. Wollte man schreiben: „Der Mann ging in das Haus hinein", so setzte man drei Bildzeichen hintereinander: einen Mann, einen Fuß und ein Haus.

Der Übergang von der Bilderschrift zur Silbenschrift geschah in Mesopotamien aus ungefähr ähnlichen Gründen wie in Ägypten. Nur war dann schwer zu entscheiden, ob die Schriftzeichen ein ganzes Wort oder nur eine Silbe bedeuteten.

Bei der Vereinfachung ihrer Schrift gelangten die Babylonier nur bis zu Silbenzeichen. Sie kamen nicht so weit wie die westsemitischen Völker, die die bedeutsame Entdeckung machten, daß

alle menschliche Rede aus der Vereinigung von einigen wenigen Lauten besteht, deren jeden man mit einem Buchstaben bezeichnen kann.

Neben der Vereinfachung der Bedeutung der Schriftzeichen geht ihre äußere Umbildung aus Bildzeichen in Keilschrift genau so einher, wie die ägyptischen Hieroglyphenzeichen sich zur Kursivschrift entwickelten. Doch haben die mesopotamischen Keilschriftzeichen in noch höherem Maße als die ägyptische Kursivschrift die Ähnlichkeit mit den Bildzeichen eingebüßt und sehen meistens wie eine willkürliche Ansammlung keilförmiger Striche aus.

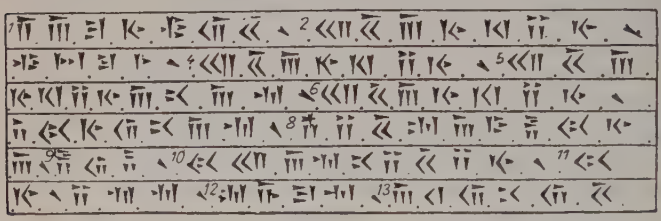
Den Schlüssel zu dem Geheimnis der Keilschrift sollte man nicht auf babylonischem und assyrischem Boden finden, sondern auf persischem. Die Perser hatten nämlich diese Art Schrift von den Babyloniern übernommen und nach und nach ihre mehr als fünfhundert Zeichen auf etwa vierzig vermindert.

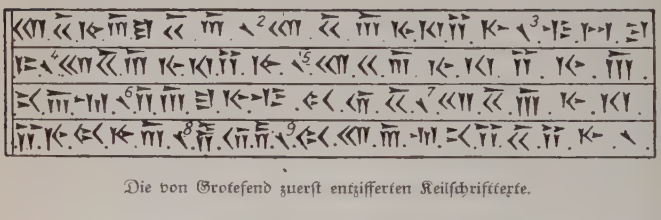
Jahrhundertelang hatten Reisende in Persien die Ruinen der alten Stadt Persepolis bewundert, und mit Staunen war mancher vor den rätselhaften keilförmigen Zeichen stehengeblieben, die man auf den Wänden und Pfeilern der Ruinen entdeckte. Die Eingeborenen glaubten, diese Zeichen seien Zauberformeln, deren Geheimnis später einmal den Menschen offenbar werden würde.

Enthüllt aber wurde das Geheimnis von einem jungen deutschen Gymnasiallehrer namens Grotefend. Er hatte von Kindheit auf mit besonderem Vergnügen Rebusse und ähnliche Rätsel gelöst und auch schon lange über einigen Abhandlungen von Keilinschriften gegrübelt, bis es ihm im Jahre 1802, also zwanzig Jahre vor Champollions großer Entdeckung, gelang, eine Lösung zu finden.

Grotefend verglich zwei Inschriften vom Portal eines Königspalastes in Persepolis miteinander. Er vermutete ganz richtig, daß die Zeichen Namen und Titel der Erbauer bedeuteten. Am Anfang jeder Inschrift mußte nach altem Brauch der Name der persischen Herrscher stehen und dann ihre übrigen Titel: „Großkönig, König der Könige". Da die Worte durch schrägliegende Pfeilspitzen getrennt sind, können wir auf den umstehenden Abbildungen den weiteren Gang von Grotefends Deutungsver-

suchen verfolgen. Wir sehen dann, daß auf der ersten und der zweiten Inschrift das zweite und das vierte Wort gleich sind und also „König" bedeuten müssen. Wir sehen weiter, daß das fünfte Wort in beiden Fällen mit denselben Keilschriftzeichen beginnt wie das zweite und vierte Wort, daß es aber mit einer Endung versehen ist, von der Grotefend vermutete, daß sie den Genitiv Pluralis bezeichnete. Also, schloß Grotefend, mußte das fünfte Wort „der Könige" bedeuten, und das dritte „groß".





Die von Grotefend zuerst entzifferten Keilschrifttexte.

Und er las nun das zweite bis fünfte Wort in beiden Texten so: „König groß, König der Könige".

Nun aber die beiden ersten Worte, die Namen der Könige! Konnte man diese Namen herausbringen, dann war damit unendlich viel mehr gewonnen als mit der Deutung der anderen Worte, da man dann auch über die Aussprache der Keilschriftzeichen Bescheid erhielt, die den Königsnamen bildeten. Grotefend entdeckte, daß derselbe Königsname, der das erste Wort in der ersten Inschrift bildete, als sechstes Wort in der zweiten Inschrift wiederkehrte, nur daß ein paar Keilschriftzeichen eingeschoben waren, die er als Genitivzeichen deutete, und daß darauf das Wort „König" folgte, auch dieses mit denselben Genitivzeichen

versehen. Nun schloß Grotefend, daß der König, von dem die zweite Inschrift sprach, der Sohn dessen war, dessen Name am Anfang der ersten Inschrift stand. War diese Vermutung richtig, was sich später bestätigen sollte, so mußte das achte Wort der zweiten Inschrift „Sohn" bedeuten. Er fand dasselbe Wort als neuntes in der ersten Inschrift wieder. Das unmittelbar vorausgehende Wort mußte folglich der Name des Königs sein, von dem die erste Inschrift sprach. Dabei machte Grotefend weiterhin eine wichtige Beobachtung: der Vater *dieses* Königs hatte im Gegensatz zu dem Vater des in der zweiten Inschrift erwähnten Königs *nicht den Königstitel*.

Grotefend hatte nun die in Keilschrift geschriebenen Namen dreier persischer Männer vor sich, die zueinander im Verhältnis von Vater, Sohn und Enkel standen. Der Sohn und der Enkel waren Könige, der Vater aber nicht. Stellen wir nun das Geschlechtsregister auf nach der Ordnung, in der die Namen in beiden hier vorliegenden Inschriften vorkommen, so ergibt sich also:

2
1 und 4
3

Wer waren nun diese drei? Grotefend riet zuerst auf den ersten persischen König Cyrus, dessen Vater, Kambyses, nicht König war, dessen Sohn aber, der auch Kambyses hieß, nach Cyrus König wurde. Also:

2 · Kambyses
1 und 4 · Cyrus
3 · Kambyses

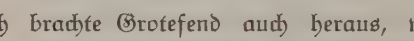
Das stimmte aber nicht; denn der Name Nr. 2 war in beiden Keilschrifttexten nicht derselbe wie Nr. 3. Artaxerxes konnte der erste Name in der Keilschriftlinie auch nicht sein; denn so viele Buchstaben enthielt er nicht. Dagegen ging alles gut, auch was die verschiedene Länge der Namen anlangte, bei folgendem Geschlechtsregister:

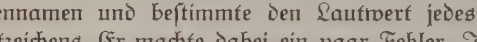
2 · Hystaspes
1 und 4 · Darius
3 · Xerxes,

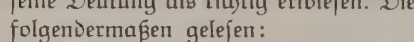
denn der Vater des Darius Hystaspes führte nicht den Königstitel. Nun erwartete aber Grotefend natürlich nicht die Namensform Darius zu finden, da diese römisch ist. Die griechische Form war Dareios, und die hebräische lautete: Darejaveſch. Als die persische Form erwies sich dann: Darjavausch.

Später gelang es dem genialen dänischen Sprachforscher Rask, das siebente Wort der ersten Inschrift zu deuten, und nun ergab sich, daß die ersten neun Worte folgendermaßen lauteten: „Darius, König groß, König der Könige, König der Länder, des Hystaspes Sohn." Vollständig lautet die Übersetzung, wie sich später ergeben hat: „Darius, der Großkönig, der König der Könige, der König über die Länder, der Sohn des Hystaspes, der Achämenide, der diesen Winterpalast baute." Und die zweite Inschrift lautet: „Xerxes, der Großkönig, der König der Könige, der Sohn des Königs Darius, der Achämenide."

Allmählich brachte Grotefend auch heraus, wie die verschiedenen Buchstaben ausgesprochen wurden. Er zerlegte die drei Eigennamen und bestimmte den Lautwert jedes einzelnen Keilschriftzeichens. Er machte dabei ein paar Fehler. Im ganzen aber hat sich seine Deutung als richtig erwiesen. Die drei Namen werden nun folgendermaßen gelesen:


CH · SCH · J · A · R · SCH · A

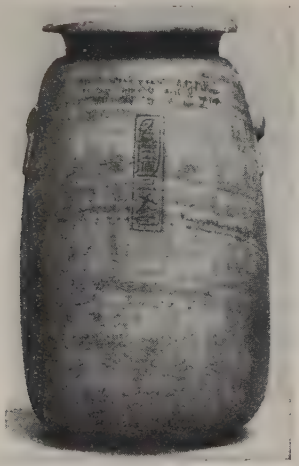

D · A · R · JA · VA · U · SCH


V · I · SCH · T · A · S · P

Zwanzig Jahre später fand diese Deutung Grotefends eine glänzende Bestätigung. Im Louvre-Museum in Paris befand sich eine ungewöhnlich schöne Alabastervase mit einer kurzen Inschrift, die teils in Keilschriftzeichen, teils in Hieroglyphen ab-

gefaßt war. Niemand hatte diese Inschrift deuten können. Jetzt erkannte ein französischer Gelehrter mit Hilfe von Grotefends Schlüssel, daß die Keilschriftzeichen Chschjarscha bedeuten, und die Hieroglyphen deutete Champollion auf dieselbe Weise. Damit waren die beiden größten Sprachforscher der Zeit einander zu Hilfe gekommen.

Die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen aber, vor der Grotefend seine ersten Vorträge über seine Ent-



Vase mit dem Namen Xerxes' in Hieroglyphen und Keilschrift.

deckungen hielt, betrachtete seine Ergebnisse mit großem Mißtrauen und wagte es nicht, sie in ihren Abhandlungen zu veröffentlichen.

Deshalb wurden auch seine wichtigen Entdeckungen nur wenig bekannt, und es konnte der merkwürdige Fall eintreten, daß es einem anderen Forscher, dem gelehrten englischen Offizier Rawlinson, gelang, unabhängig von Grotefend persische Keilinschriften zu deuten. Er kam in militärischen Diensten in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Persien und befaßte sich mit einigen Inschriften, die schon früher die Aufmerksamkeit vieler Reisenden erregt hatten. Sie befanden sich

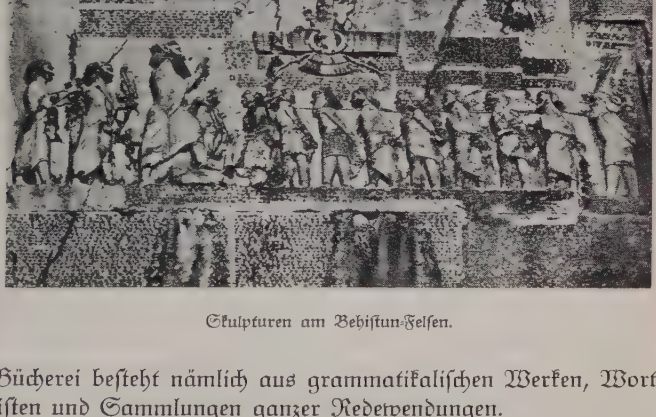
in schwindelnder Höhe auf einer Felswand bei Behistun, wo die uralte Heerstraße von Babylon nach dem Innern Mediens vorüberging. Man weiß jetzt, daß Darius diese großartigste aller Felseninschriften der Welt einhauen ließ. In einer Höhe von mehr als hundert Metern wurde die Felsenwand geglättet und oben mit einem riesigen Bilde des Königs versehen, der auf seinem Throne sitzt und einem besiegten Fürsten den Fuß auf den Nacken setzt. Vor dem Könige stehen neun mit einem Stricke zusammengebundene Rebellenführer. Die Inschrift unter den Bildern berichtet über den Kampf des Darius mit den Empörern und seine Kriegszüge gegen die Skythen. Sie ist in den drei Hauptsprachen des persischen Reiches verfaßt, in altpersischer, susischer und babylonischer Sprache.

Rawlinson unternahm es, diese Inschriften abzuzeichnen. Schon das war eine unglaublich schwere Arbeit, die viele Jahre in Anspruch nahm; aber sie gelang zum Heile der Wissenschaft. Nun versuchte Rawlinson die persischen Keilschriftzeichen zu deuten. Sie enthielten den Namen, die Titel und die Abstammung des Darius, und Rawlinsons Ergebnisse bestätigten die Entdeckungen Grotefends, dessen Irrtümer er zum Teil berichtigen konnte. Freilich machte auch er anfangs einige Fehler. Allmählich aber wurden die Ergebnisse seiner Keilschriftforschung immer besser.

Die Deutung der persischen Keilschrift ist später von anderen Sprachforschern fortgesetzt und vollendet worden, und man lernte schließlich auch, dank neuen Funden mehrerer dreisprachiger Inschriften, die etwas ältere susische Sprache meistern.

Die größten Schwierigkeiten hatte man aber mit den assyrisch-babylonischen Keilschrifttexten zu überwinden. Zählte man hier doch mehr als 500 verschiedene Keilschriftzeichen! Die assyrisch-babylonische Keilschrift war eine Mischung von Silben- und Zeichenschrift. Ein und dasselbe Keilschriftzeichen konnte das eine Mal eine Silbe, das andere Mal ein ganzes Wort bezeichnen, ja selbst verschiedene Silben wurden durch das gleiche Zeichen ausgedrückt. Es konnte z. B. das eine Mal dan, das andere Mal rib, das dritte Mal kal bedeuten usw. Ein einziges Keilschriftzeichen kann bis zu fünfzig verschiedene Bedeutungen haben, und alle Zeichen zusammen können auf 12000

verschiedene Arten angewendet werden. Dank den vereinten Anstrengungen einer langen Reihe von Sprachforschern kam man aber doch vorwärts. Eine unschätzbare Hilfe war es für Rawlinson, daß er eine große Masse Eigennamen fand. Ein halbes Hundert waren früher schon zugänglich, und ebenso viele fand er noch in den großen Inschriften auf dem Behistunfelsen. Ohne die Bücherei Assurbanipals wäre übrigens die Arbeit der Assyriologen nicht mit Erfolg gekrönt worden. Ein großer Teil dieser



Skulpturen am Behistun-Felsen.

Bücherei besteht nämlich aus grammatikalischen Werken, Wortlisten und Sammlungen ganzer Redewendungen.

Bedenkt man diese unerhörten Schwierigkeiten, so ist es nicht weiter verwunderlich, daß viele im Zweifel waren, ob man wirklich diese uralte, längst vergessene Sprache gedeutet hatte. Man verlangte Beweise dafür, daß diese Übersetzungen nicht leere Hirngespinste waren. Woher wußte man z. B., daß der aus der Bibel bekannte babylonische Königsname Nebukadnezar auf babylonisch Nabu-kudurri-usur lautete, und daß Tiglatpileser eigentlich Tuklati-apil-Escharra hieß, was „meine Hilfe ist Escharras Sohn“[1] bedeutet, und daß Xerxes bei seinen Lebzeiten mit dem bedeutend schwerer auszusprechenden Namen Ch-Sch-jar-scha angeredet wurde?

[1] Escharras Sohn war Ninib, der Gott der Jagd und des Krieges.

Die Beweise erhielt man, als die Königlich Asiatische Gesellschaft in London im Jahre 1857 von Rawlinson und drei anderen Forschern unabhängig voneinander versiegelte Übersetzungen der Keilschriftzeichen eines vor kurzem gefundenen assyrischen Tonzylinders einreichen ließ. Es stellte sich heraus, daß die verschiedenen Übersetzungen so sehr übereinstimmten, daß nicht mehr daran gezweifelt werden konnte, daß es wirklich gelungen war, im wesentlichen das Geheimnis der Keilschrift zu entschleiern. Freilich harren auch heute noch auf dem Gebiete der Assyriologie, genau so wie auf dem der Ägyptologie, viele sprachliche Rätsel ihrer Lösung. Und wenn man die historischen Dokumente schließlich gedeutet hat, so können, wie wir sehen werden, sich noch andere Schwierigkeiten herausstellen als die Lesung der Texte.

Zu den wertvollsten Quellen der babylonisch-assyrischen Geschichte gehören natürlich die Inschriften, in denen die Könige ihre Heldentaten und andere bedeutendere Regierungshandlungen erzählen. Allerdings müssen diese Urkunden mit Kritik benutzt werden, da die Betreffenden, nach der Gewohnheit der Orientalen, natürlich ihre Niederlagen und andere Mißgeschicke verschönern oder verschweigen.

Wenn man vier verschiedene Inschriften vergleicht, die einen Kampf Salmanassars III. im Jahre 854 v. Chr. betreffen, so findet man, daß die Angaben über die Anzahl der getöteten Feinde zwischen 14000 und 29000 schwanken. Und in zwei Inschriften, die einen anderen, minder bedeutenden Kampf behandeln, wird die Anzahl der getöteten Feinde einmal mit 300, das andere Mal mit 3400 angegeben. Wie man sieht, haben sich im Laufe der Jahre die Taten der Könige beträchtlich vergrößert. Bezeichnend ist auch die ausführlichste Schilderung einer assyrischen Feldschlacht, die wir kennen, nämlich Sanheribs Darstellung eines großen Sieges über einen Bund von Babyloniern, Elamiten und mehreren anderen Völkern. Zunächst erzählt der König, wie er die Götter um Beistand anrief und diese ihm sofort zu Hilfe eilten. „Wie ein Löwe," fährt er dann fort, „ergrimmte ich und legte meinen Panzer an. Mit dem Helm bedeckte ich mein Haupt und bestieg schleunigst den schweren Streitwagen, der meine Widersacher zermalmt. Den gewaltigen Bogen, den

Assur mir gegeben hat, nahm ich in die Hand. Den todbringenden Speer schwang meine Hand gegen die gesammelte Streitmacht der Empörer. Dumpf wie der Sturmwind brüllte ich, wie Ramman (der Wettergott) schrie ich." Und nun geht es auf den Feind los. „Die feindlichen Führer," prahlt der König, „deren Hände mit Ringen aus rotem Gold geschmückt waren, schlug ich mit dem Beile nieder wie fette Stiere, denen man die Füße zusammengebunden hat. Ihr kostbares Leben schnitt ich ab wie einen Faden und ließ ihre Eingeweide auf den Boden fließen. Die feurigen Pferde, die vor meinen Wagen gespannt waren, versanken in ihrem dicken Blute wie in einem Strom, und Blut und Schmutz klebte an den Rädern meines Streitwagens." Dann redet er ein langes und breites darüber, wie er seine gefallenen Feinde verstümmelte und Beute machte. „Ihre Hände schnitt ich ab, und Ringe aus Gold und glänzendem Silber nahm ich zur Beute. Ihre Gürteldolche aus Gold und Silber nahm ich ihnen weg." Das Ende vom Liede ist natürlich, daß die Könige von Elam und Babylonien und alle verbündeten Fürsten kopflos entfliehen. Man hört das Hohngelächter des assyrischen Königs, und er läßt sich keine drastischen Einzelheiten entgehen, wenn er beschreibt, auf wie natürliche Weise sich ihr Schrecken äußerte.

Nach all dieser Prahlerei sehnt man sich nach einer ruhigen Darstellung. Eine solche ist uns aus reinem Zufall in Gestalt eines gleichzeitigen babylonischen Berichtes erhalten, der mit nüchterner Sachlichkeit feststellt, daß der Kampf mit einer Niederlage Sanheribs und seiner blutdürstigen Assyrier endete!

Was wir den Ausgrabungen und Inschriften entnehmen können, ist übrigens keine zusammenhängende assyrisch-babylonische Geschichte, sondern eine Entwicklungskette, in der manches Glied fehlt. Dazu kommt, daß man noch nicht weiß, in welcher Reihenfolge mehrere erhaltene Glieder einzureihen sind. Auf alle Fälle haben wir aber jetzt zahlreiche feststehende historische Anhaltspunkte, um die herum wir mit ziemlich großer Wahrscheinlichkeit Altertumsfunde und historische Persönlichkeiten gruppieren können.

Was die Keilschriften berichten, widerspricht aber nicht nur der auf die Griechen zurückgehenden ganz legendarischen Über-

lieferung über Assyrien und Babylonien, sondern in mehreren Punkten auch den knappen Berichten des Alten Testaments. Deshalb wurde die junge Wissenschaft anfangs mit großem Mißtrauen empfangen, das auch dadurch Nahrung erhielt, daß einige Assyriologen eine Neigung zu voreiligen kühnen Hypothesen zeigten.

Daß das reiche Keilschriftmaterial des Britischen Museums den Forschern der ganzen Welt zugänglich wurde, ist vor allem das Verdienst Rawlinsons. Er entwarf den Plan für ein großes Werk mit sorgfältig ausgeführten Wiedergaben der wichtigsten Keilschrifttexte, die in englischen Sammlungen vorhanden sind, und erhielt im Jahre 1860 von der Verwaltung des Britischen Museums den Auftrag, dieses Unternehmen selber zu leiten.

## Das Erwerbsleben im Zweistromland

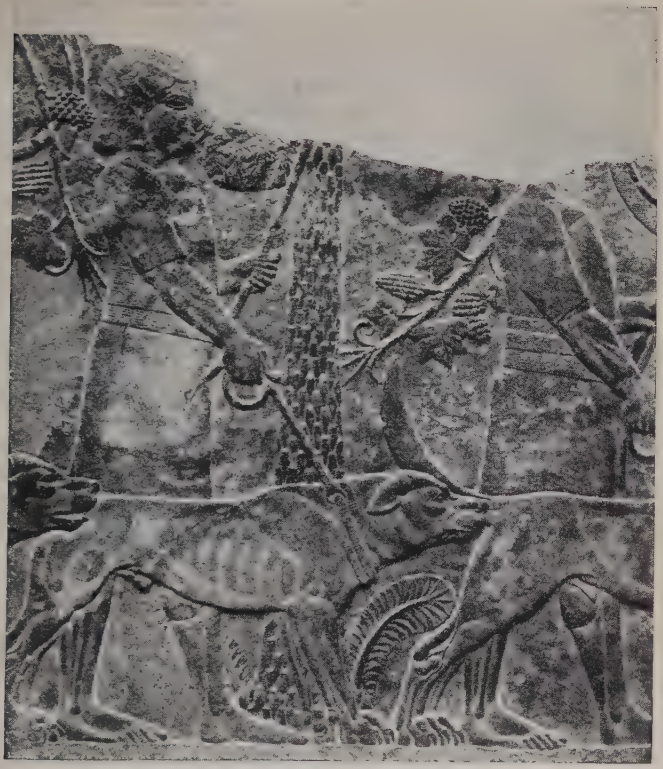
### Ackerbau, Fischerei und Jagd

Babylonien galt den Griechen als das gelobte Land des Ackerbaus. Herodot erzählt, das Getreide bringe dort zweihundertfältige, ja zuweilen dreihundertfältige Frucht. Solche Angaben sind natürlich stark übertrieben. Auch in dem fruchtbaren Babylonien konnte der Landmann froh sein, wenn sein Acker siebzigfältige Frucht brachte. Das war immerhin noch sechs- bis siebenmal so viel wie bei uns. Römische Schriftsteller sprechen mit Entzücken von diesem Paradies mit seinen unerschöpflichen Kornkammern und seinen Palmenwäldern, in denen die Baumstämme von Weinreben umrankt waren und die Kronen voller Trauben hingen.

Wie bedeutend die Viehzucht war, können wir schon aus der Rolle schließen, die sie im Haushalt der Könige gespielt hat. Bezeichnend ist es auch, daß wir bereits im Gesetzbuche Hammurapis von besonderen Tierärzten hören, die für die Behandlung der kranken Tiere gerichtlich zur Verantwortung gezogen werden konnten.

Die Flüsse Euphrat und Tigris sind auch eine Quelle des Wohlstands. Dort wimmelt es von allerhand Fischen, besonders Karpfen und Aalen; wahre Riesenfische kann man da fangen. Das Fischereirecht ist bereits in den ältesten Zeiten auf die ein-

gesessene Bevölkerung beschränkt, und das Eindringen in die Fischereigerechtigkeit eines andern ist eine strafbare Handlung. Die Fischereiberechtigung hat man wohl als eine Vergütung



Jagdhunde. Steinskulptur aus Assurbanipals Zeit.

für die Arbeit anzusehen, die die pflichtmäßige Erhaltung der Kanäle kostete.

Assyrien, ein viel ärmeres Land als Babylonien, war dafür ein wahres Paradies für den Jäger. Die babylonischen und besonders die assyrischen Könige waren sehr jagdeifrige Herren,

wie ihr Ahnherr Nimrod, der ja „ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn" war. Tiglatpileser I. erzählt uns, er habe zu Fuß im Gebirge hundertundzwanzig Löwen getötet, vom Wagen aus auf offenem Felde aber achthundert Stück, und er habe mehrere riesengroße Wildochsen und Elefanten erlegt.

Noch um das Jahr 2000 v. Chr. gab es nicht nur in Assyrien, sondern auch in Babylonien viele Löwen. Das kann man aus einigen Bestimmungen in Hammurapis Gesetzbuch ableiten. Dort heißt es z. B.: „Wenn jemand einen Ochsen oder Esel mietet, und ein Löwe tötet das Tier auf offenem Felde, so soll der

Jagd auf Wildesel.

Eigentümer allein den Verlust tragen." Auch in Beschwörungsformeln spielen die Löwen eine große Rolle. Oft werden sie neben den Schlangen als eine wahre Landplage erwähnt. Assurbanipal rühmt sich in mehreren Inschriften als Wohltäter seines Volkes, weil er die überhandnehmenden Löwen ausgerottet habe. Der Wildochse war auch ein sehr ansehnliches Wild; er war mit dem Auerochsen verwandt und lebte in den unzugänglichsten Gebirgsgegenden. Elefanten werden nach der Zeit Assurnasirpals nicht mehr erwähnt. Wahrscheinlich sind sie zu jener Zeit in diesen Gegenden bereits ausgerottet gewesen. Sehr beliebt war die Jagd auf Wildesel, die es in der Schnelligkeit mit den Gazellen aufnahmen.

Das Pferd dagegen war in Mesopotamien nicht einheimisch; es wurde als Haustier erst einige Zeit nach Hammurapi verwendet. Daß es während seiner Regierung noch unbekannt war, kann man daraus schließen, daß in seinem Gesetzbuche, wo von Eigentum die Rede ist, nur Esel, Rinder, Schafe und Schweine aufgezählt werden, nicht aber Pferde. Etwas später erscheint das edle Tier zum ersten Male in einer Privaturkunde, die An-

Assyrisches Bild: Wildsau mit Frischlingen.

weisungen für seine Ernährung gibt. Der babylonische Name für das Pferd, „Esel aus dem Gebirge", läßt erkennen, woher dieses Haustier stammt. Eingeführt wurde es von arischen Völkern, die, wie die Indogermanen überhaupt, mit ihm vertraut waren. In Babylonien wurde das Pferd mehrere Jahrhunderte lang nie zum Reiten benutzt, sondern vor Wagen gespannt, besonders vor Streitwagen. Von Babylonien aus verbreiteten sich die Streitwagen über ganz Vorderasien, Ägypten, Kreta und Griechenland und gaben vom 16. Jahrhundert v. Chr. an der Kriegführung eine ganz neue Form.

## Ein echtes Handelsvolk

Die Grundlage der babylonischen Kultur bildete der Ackerbau. Verfeinert aber wurde diese Kultur durch die Reichtümer, die der Handel Babylonien zuführte.

Die meisten erhaltenen älteren Urkunden betreffen Kauf-, Leih-, Miet- und Pachtgeschäfte. Das läßt erkennen, nach welcher Richtung die Neigungen der Babylonier gingen. Noch für die biblischen Propheten waren die Babylonier ein „Krämervolk", und „die Kaufleute Ninives waren zahlreicher als die Sterne am Himmel".

Zu einer Zeit, als man in Ägypten noch nicht über den reinen Tauschhandel und die Naturalwirtschaft hinausgekommen war, zahlten die Babylonier mit gewogenem Gold und Silber. Aus diesen Gewichtseinheiten edler Metalle entwickelten sich die Münzeinheiten. Andere orientalische Völker haben von ihnen ihre Ausdrücke für Handelswesen, Maße und Gewichte entlehnt. Selbst bis nach Griechenland sind solche Lehnworte gedrungen.

Über jeden bedeutenderen Kauf, jedes Miet- und Pachtgeschäft, jede Anleihe oder Verpfändung mußte ein schriftlicher Vertrag aufgesetzt und von beiden Parteien und den anwesenden Zeugen unterzeichnet werden. In Hammurapis Gesetzen heißt es sogar, wer etwas ohne Zeugen oder Vertrag kaufe, was es auch sei, der „sei ein Dieb und solle getötet werden". Infolge dieser strengen gesetzlichen Gebote häuften sich auch Massen von geschäftlichen Urkunden in öffentlichem und privatem Besitz. Man hat ganze Archive davon gefunden, in Babylon z. B. das Geschäftsarchiv von Egibi & Söhne und in Nippur das der Firma Muraschschû & Söhne. Diese immer größer werdenden Mengen von gerichtlichen und geschäftlichen Urkunden zeigen, wie erstaunlich hochentwickelt das Geschäftsleben war. Schon im alten Babylonien konnte man Gesellschaften bilden, Bürgschaft leisten, Konkurs machen mit beispielsweise 50% für bevorrechtigte Gläubiger und 25% und weniger für andere. Auch zu jener Zeit hatte man sein Bankkonto und konnte mit Anweisungen an die Bank bezahlen. Die erhaltenen gerichtlichen Urkunden beweisen auch, daß schon zu jener Zeit lange umständliche Schreibereien die Wonne der Frau Justitia waren.

Eine ständige Formel bei gewissen Verträgen lautete: „Die eine Partei darf nicht gegen die andere Klage führen", und dies gibt zu denken. Man spürt, daß in diesem Lande immer die Gefahr eines Prozesses drohte.

Fast alle wichtigeren Rechts- und Handelsverträge wurden auch mit Eiden bei den Göttern bekräftigt. Der Eid bestand ursprünglich darin, daß die Götter angefleht wurden, den zu strafen, der den Vertrag breche. „Seine kommenden Tage soll Marduk verkürzen", hieß es z. B. Der Eid war also eigentlich eine Verfluchung. Ein Vertrag zwischen Vater und Tochter aus der letzten Zeit des neubabylonischen Reiches fängt mit folgenden Worten des Vaters an: „Ich bin krank. Mein Bruder hat mich verstoßen, und mein Sohn hat mich meinem Schicksal überlassen. Nimm mich zu dir, erweise mir Freundlichkeit und gib mir Unterhalt, so lange ich lebe, nämlich Essen, Salbe und Kleidung! Alle Rechte an meinen Einkünften, auch an denen, die ich mit meinem Bruder zusammen habe, will ich dir vermachen!" Dann fährt der Vertrag fort: „Tabtum (so hieß die Tochter) erhörte ihren Vater und nahm ihn zu sich in ihr Haus." Dafür wird festgelegt, daß er zu seinen Lebzeiten seine Einkünfte genießen kann, aber nichts verkaufen, verschenken oder verpfänden darf. Denjenigen, der diesen Vertrag zu hintertreiben versucht, sollen Anu und zwei andere Götter „mit unwiderruflichem Fluche verfluchen. Nabu, der Schreiber des Himmels, soll seine Lebenszeit verkürzen", und andere Götter sollen „seinen Namen und sein Geschlecht vertilgen".

In der Kunst der Geschäftsführung waren die Babylonier die Lehrmeister aller westasiatischen Völker, auch der Phönizier. Das geht u. a. daraus hervor, daß diese bereits in der Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. das babylonische Maß- und Gewichtssystem annahmen, und die Funde in El Amarna und Boghasköi beweisen ja, daß damals das Babylonische die Weltsprache war.

Wie die Pharaonen in Ägypten unternahmen auch die Könige von Babylonien ausgedehnte Handelszüge. Schon vor mehr als fünftausend Jahren schickte ein kleiner babylonischer König Karawanen aus, die von den Küsten des Mittelmeers Steine und Zedernholz für Tempelbauten und vom Roten Meer

Kupfer und Gold holten. Aus späterer Zeit sind ausführliche Berichte von Königen über ihre Handelszüge nach allerlei Ländern erhalten, besonders nach dem „Zederngebirge", d. h. nach dem Libanon, sowie nach Palästina und Ägypten.

Bereits um 1500 v. Chr. bezog man Kupfer aus Cypern, und die Wichtigkeit dieses Metalls vor der Eisenzeit läßt auf einen großen Umfang des Kupferhandels schließen. Ebenso war der Handel mit Indien bedeutend. Die babylonische Gewichtseinheit, die Mine (in einigen Fällen ein Kilogramm, in anderen etwa ein halbes Kilogramm) wurde von den Indern übernommen. Ein anderer Beweis dafür ist, daß in den Homerischen Gedichten einige Handelswaren indische Namen tragen, und diese können ja nur über Ninive und Babel nach Kleinasien gekommen sein. Die Abbildungen des indischen Hundes, den man oft auf mesopotamischen Denkmälern sieht, und die in Babylonien gemachten Funde von Tiekholz deuten noch auf lebhaften Handelsverkehr mit Indien hin. Man nimmt auch an, daß zur Zeit des assyrischen Herrschers Sanherib, etwa 700 v. Chr., die Baumwollpflanze von Indien nach Mesopotamien gekommen ist. Der König erzählt selber: „Mein Volk schor den Baum, der Wolle trug, und machte sich daraus Kleider."

Wahrscheinlich ging der Handelsverkehr zwischen Babylonien und Indien hauptsächlich auf dem Seewege vor sich.

Für die Waren fremder Länder hatten die Babylonier Getreide zu bieten, Datteln, Wolle, Sesamöl, Tongefäße, Körbe, Kisten, Matten aus Schilfrohr. Auch Erdpech oder Asphalt war eins der wertvolleren Erzeugnisse Babyloniens und Assyriens. Zusammen mit Naphtha, das zur Beleuchtung verwendet wurde, quoll der Asphalt an mehreren Orten aus dem Boden. Er wurde u. a. anstatt Mörtel beim Hausbau verwendet und zur Dichtung von Schiffen.

Die weiten Handelsreisen der Babylonier waren mit vielen Gefahren verbunden. Schon die Hitze konnte furchtbar sein, besonders wenn man wegen Wassermangels am Verschmachten war. Die größte Gefahr aber drohte von Räubern und anderem feindlichen Volke. Es wurde daher schon frühzeitig nötig, dem Kaufmanne in fremden Ländern ein sicheres Reisen zu gewährleisten. Die El Amarna- und Boghasköi-Briefe bezeugen die

Sorge der Könige Vorderasiens und Ägyptens für ihre Untertanen im Auslande. So beschwert sich ein König aus dem nördlichen Mesopotamien bei Echnaton darüber, daß Karawanen seines Landes auf ägyptischem Gebiete ausgeplündert worden sind. Ein andermal klagt er darüber, daß mesopotamische Kaufleute in Palästina von Räubern überfallen und ermordet worden seien. Er betrachtet diese Vergewaltigung seiner Untertanen als eine Kränkung seiner eigenen Person und sagt: „Kanaan ist dein Land; in deinem Lande ist mir Gewalt angetan worden." Schließlich fordert er Entschädigung und strenge Bestrafung der Schuldigen. Ob diese Vorstellungen erfolgreich waren, wissen wir nicht; aber schon die Tatsache ist wertvoll, daß der reisende Kaufmann bereits vor etwa 3500 Jahren auch im Auslande auf den Schutz seines Königs rechnen konnte, und man wird sich kaum irren, wenn man den Ursprung des Völkerrechts in jene Zeit verlegt.

## Soziale Verhältnisse in Babylonien

### Königsmacht, Kapitalisten und Kleinbauern

Wenn man die Rechtsurkunden des Zweistromlandes mit ihrer Einteilung der Menschen in Hochvornehme oder Adlige, gewöhnliche Menschen und Sklaven betrachtet, erhält man den Eindruck, daß Babylonien ein echter Oberklassenstaat war, in dem ein solcher Schützer des Rechts der Kleinen und Armen, wie Hammurapi, besonders notwendig erscheint. Wieviel Herrscher aber gab es wohl, die in so nahe Berührung mit ihrem Volke traten wie dieser Landesvater? Späterhin war es durchaus nicht allen beschert, „das Gesicht des Königs zu schauen", wie man sagte. Das Hofzeremoniell war in Assyrien und Babylonien ebenso streng wie am Hofe des Pharao, und ein kriecherischer Hofmann trug keine Bedenken, sich den „Hund des Königs" zu nennen.

Will man eine Musterkarte von Schmeichelreden kennenlernen, so lese man den Brief eines hohen Beamten an den assyrischen König Asarhaddon. Eingangs preist er die segensreiche Regierung des Königs: „Die Alten tanzen, die Jungen singen, Frauen und Mädchen heiraten und sind fruchtbar. Männern, die gesündigt

haben und den Tod erwarteten, hat der König, mein Herr, neues Leben gegeben, und die Gefangenen hast du freigelassen. Die Kranken sind gesund geworden, die Hungrigen sind gesättigt, die Mageren dicker geworden. Die Bäume biegen sich unter den Früchten. Nur ich und mein Sohn sind traurig und betrübt. Neulich hat der König, mein Herr, Ninive, seinem Volke und seinen ersten Männern seine Liebe bewiesen, indem er sagte: ‚Bringt eure Söhne herbei, laßt sie vor mich treten.' Laß also meinen Sohn zusammen mit ihnen vor den König treten, meinen Herrn; dann wollen wir mit allem Volke jubeln und vor Freuden tanzen. Meine Augen schauen auf den König, meinen Herrn. Unter denen, die zu dem Palaste gehören, ist keiner, der mich liebt. Ich habe unter allen nicht einen einzigen Freund, dem ich ein Geschenk geben kann, damit er sich meiner Sache annimmt und sie fördert. Möge der König, mein Herr, Mitleid mit seinem Diener haben! Ich hoffe, daß unter allen diesen Menschen keiner von meinen Verleumdern Erfolg hat mit seinen bösen Anschlägen gegen mich."

Wenn man solche Worte liest, fragt man sich unwillkürlich, wieviel von der Schilderung wahr sein mag, die die Hofleute von der Lage des Volkes geben. Trotz der Fruchtbarkeit des Bodens hatte der Kleinbauer in Babylonien ein schweres Leben. Vor allem wurde es ihm sehr sauer, die Steuern für den Staat aufzubringen. In den Städten wurden sie in Geld entrichtet, auf dem Lande hauptsächlich in Waren wie Getreide, Datteln, Vieh und Wolle und in Frondiensten, zu denen jeder herangezogen wurde. Meistens bestand diese Arbeitspflicht darin, soundsoviele Tage Kanäle zu graben, Gras zu mähen, Ziegel zu tragen oder sonst bei staatlichen Bauunternehmungen Arbeit zu verrichten.

An der Notlage der Bauern waren vor allem ihre Gläubiger schuld, die den Kleinbauern völlig beherrschten. Wenn ausgesät werden sollte, befand sich der Bauer regelmäßig in Geldverlegenheit. Er mußte sich ja Getreide zur Aussaat beschaffen, und seine Bedrängnis war um so größer, als das Getreide um diese Jahreszeit natürlich besonders teuer war. Wenn dann die Erntezeit kam, so brauchte er wieder Geld, um Arbeitshilfe anzuwerben. Auf diese Weise geriet er völlig in die Gewalt der

Assarhaddon mit gefangenen Feinden.

Kapitalisten. Sein Darlehn mußte er nach beendeter Ernte in Getreide nach dem dann geltenden Preise zurückzahlen, und dieser war in dieser Jahreszeit am niedrigsten. So floß ein großer

Teil des Ertrags der Bauernarbeit in die Taschen des Gläubigers. Von solchen Darlehnsgeschäften lebten und gediehen besonders die großen Bankhäuser, die frühzeitig in Babylon und anderen großen Städten entstanden, und deren vornehmstes die bereits erwähnten Egibi & Söhne waren. Diese Herren waren mehrere Geschlechter lang die Rothschilds Babyloniens. Sie machten nicht immer die feinsten Geschäfte. Im Familienarchiv hat man Beweise für wahre Schachergeschäfte und noch schmutzigere Dinge gefunden. Sie und die Firma Murašchschû & Söhne in Nippur beherrschten das Geschäftsleben des Zweistromlandes bis in die persische Zeit hinein. Nicht zum wenigsten verstanden es die Juden in der babylonischen Gefangenschaft, sich im geschäftlichen Leben nützlich zu machen. In Urkunden aus den Tagen der großen Firma Murašchschû & Söhne stößt man auf viele jüdische Namen. Als die Juden von Cyrus die Erlaubnis bekamen, nach Palästina zurückzukehren, machte ja auch nur ein kleiner Teil des Volkes von dieser Erlaubnis Gebrauch. Die meisten waren in dem fremden Lande wohlhabend geworden und befanden sich dort so wohl, daß sie auf die Heimkehr verzichteten.

Solche Gesellschaften hatten zuweilen sehr beträchtliches Kapital. Der Gewinn war gewöhnlich sehr hoch. Das Zwei- bis Vierfache des Einsatzes war die Regel, manchmal auch das Zehnfache. Man braucht sich also nicht zu wundern, daß die Zinsen sehr hoch waren. Nach altbabylonischem Gesetz betrugen sie bei Geldarlehn bis zu 20 %, bei Getreidedarlehn etwa 30 %. Die große Spannung erklärt sich wohl aus der Veränderlichkeit der Getreidepreise. In Assyrien scheint dagegen die Verzinsung nie gesetzlich geregelt worden zu sein. Die Folge war ein furchtbarer Wucher. Die Verzinsung konnte dort bis zu 50 % betragen.

Auch viele Tempel waren Großbanken. Hier wie in Ägypten waren sie große Grundbesitzer, die gewaltige Reichtümer ansammelten. Bezeichnend dafür ist, daß der erste Bankier der nordbabylonischen Stadt Sippar der — Sonnengott selber war oder richtiger seine Priester und Priesterinnen, unter ihnen sogar Prinzessinnen, die für Rechnung des Gottes Geldgeschäfte machten. Unter den Priesterinnen werden jedoch Darleiher erwähnt, die so menschenfreundlich waren, von den Armen keine Zinsen

zu nehmen. Aus Sippar ist z. B. ein Schuldschein folgenden Wortlauts erhalten: „Sinitura hat vom Tempel des Sonnengottes 10 Silbersekel (1 Silbersekel = 8,4 g Silber) zinslos geliehen. Sobald der Tempel es wünscht, soll er das Geld zurückzahlen."

## Die Stellung der Frau in Babylonien

Eine der freundlichsten Seiten der sozialen Verhältnisse des Zweistromlandes ist die geachtete und selbständige Stellung der Frau in Babylonien. Sie besaß Privatvermögen und verfügte selber darüber; sie konnte auf eigene Rechnung Geschäfte treiben und Verträge schließen. Wir finden sie in Handel und Industrie tätig und ebenso in der Landwirtschaft. Wir begegnen ihr auch zuweilen als Schreiberin und im Gottesdienst als Priesterin und Weissagerin. Daß sie in der Regel ihre Mitgift wiedererhielt, wenn der Mann sich von ihr trennte, haben wir bereits erwähnt.

## Die Sklaven

Die Sklaverei scheint, wenigstens nach den erhaltenen Urkunden zu schließen, in den Euphrat-Tigrisländern eine viel größere Rolle gespielt zu haben als im Nillande. Landwirtschaft und Handwerk wurden größtenteils mit unfreier Arbeitskraft betrieben. Sicherlich war die Behandlung der Sklaven oft empörend hart in einem Volke, dem Grausamkeit so im Blute lag wie den Assyriern. Auch bei den sanftmütigen Ägyptern wurde ja die Peitsche fleißig benutzt; zu den Umgangssitten zwischen den Volksklassen in Assyrien und wohl auch teilweise in Babylonien gehörte es aber, daß ein Herr, wenn sein Diener ein Unrecht begangen hatte, „ihn auf den Kopf schlug", und die Herrin eine Dienerin ins Gesicht. Bezeichnend ist, daß ein für seine Zeit so durchaus menschenfreundlicher Herrscher wie Hammurapi in seinen Gesetzen den Brauch bestätigt hat, daß, „wenn ein Sklave zu seinem Herrn sagt: ‚Du bist nicht mein Herr', und der Besitzer beweist, daß der Betreffende doch sein Sklave ist, der Herr ihm das Ohr abschneiden darf."

Der Sklave wurde als tief unter freien Menschen stehend angesehen und nahm eine Zwischenstellung zwischen Mensch und

Tier ein. Ein Sprichwort sagte: „Der Mensch ist Gottes Schatten; der Sklave aber ist der Schatten des freien Mannes." Der Sklave durfte auch seinen Sohn nie als sein Kind betrachten. Einen Vater zu haben, war nur dem Freien gegeben. „Menschensohn" war gleichbedeutend mit „freier Mann", ja das Wort bekam mit der Zeit dieselbe Bedeutung wie das ehemals bei uns gebräuchliche „Wohlgeboren", und blieb den Vornehmen vorbehalten. Im Äußern unterschied sich der Sklave von dem freien Manne dadurch, daß ihm das Haupthaar geschoren war, und daß an seinem Leibe ein Sklavenzeichen angebracht war, gewöhnlich durch Tätowierung.

In den Gesetzen ist keine Strafe für den Besitzer, der seinen Sklaven mißhandelt, enthalten.

Aber wie es in jedermanns Nutzen lag, daß es seinem Vieh gutging, so hatte auch der Hausherr den Vorteil davon, wenn sich seine Sklaven wohl befanden und etwas leisten konnten. Besonders waren solche Sklaven gesucht, die ein Handwerk gelernt hatten. Sie standen weit höher im Preise als der gewöhnliche Sklave, für den soviel bezahlt wurde wie für einen Ochsen oder Esel, während für eine Sklavin nur halb soviel ausgegeben wurde.

Es sind uns Verträge zwischen Sklavenbesitzern und Handwerkslehrern erhalten. Einmal wird ein Sklave zu einem Bildhauer in die Lehre gegeben. „Die Steinschneiderei soll er ihn völlig lehren," heißt es in dem Vertrage. Diese Kunst kam in Babylonien reichlich zur Anwendung, da so gut wie jeder sich ein Siegel schneiden lassen mußte, um Urkunden bestätigen zu können. Die Lehrzeit betrug für den Sklaven vier Jahre. Der Sklavenbesitzer kleidet ihn, für die Kost aber hat der Lehrherr aufzukommen, da er die Arbeitskraft des Sklaven benutzt. Von einer anderen Vergütung für den Lehrer scheint keine Rede zu sein, höchstens von einem Geschenk nach glücklich abgeschlossener Lehrzeit. Der Wortlaut des Vertrags ist hier teilweise undeutlich. Wenn aber der Meister den Sklaven nicht in dem Handwerk ausbildet, soll er dessen Herrn eine gewisse Entschädigung für verlorene Arbeitskraft bezahlen.

In einem anderen Falle soll ein Sklave das gesamte Weberhandwerk erlernen. Die Lehrzeit beträgt fünf Jahre. Die Bedingungen sind ähnliche wie im ersten Falle.

Einige Sklavenbesitzer hielten sich mehr Sklaven, als sie für die Arbeit auf ihrem Grund und Boden brauchten, und vermieteten sie gegen Bezahlung, besonders zur Erntezeit, wo nach Landarbeitern große Nachfrage war. Der Mieter bezahlte einen beträchtlichen Tagelohn und war dabei verantwortlich für den Verlust, der den Besitzer treffen konnte, wenn der Sklave starb, floh, krank oder sonstwie arbeitsunfähig wurde. Eine solche gesetzliche Bestimmung war natürlich günstig für den Sklaven, da jeder, der fremde Sklaven mietete, sich wohl hütete, sie durch Arbeit zu überanstrengen.

Die Sklaven durften sich gegen eine jährliche Abgabe an ihren Herrn eigenes Vermögen sammeln. Sie konnten Handel und Bankgeschäfte treiben, mußten aber in solchen Fällen einen bestimmten Teil ihrer Einkünfte an ihren Herrn abführen. Es werden auch Sklaven erwähnt, die die Verwalter ihres Herrn wurden, sich zu Wohlstand emporarbeiteten und selber Sklaven hielten. Ein Sklave konnte sogar so reich werden, daß sein Herr es für vorteilhaft hielt, ihn freizugeben und zu adoptieren, unter der Bedingung, daß ihm ein sicherer Unterhalt gewährleistet wurde.

In Babylonien gab es mehr weibliche als männliche Sklaven. Sie waren in der Regel die Nebenfrauen ihres Herrn. Bekam er von einer Sklavin Kinder, so wurden diese als Freie behandelt, wenn der Vater sie öffentlich „meine Kinder" nannte. Eine Sklavin, die auf diese Weise vor ihrem Herrn Gnade gefunden hatte, konnte natürlich ihrer Herrin sehr unbequem werden und sich kraft des Rechts, daß sie nicht verkauft werden durfte, „mit der Herrin des Hauses gleichstellen wollen".

Die Sklaven bestanden teils aus Kriegsgefangenen, teils aus Personen, die ihre Schulden nicht hatten bezahlen können, und deren Frauen und Kindern. Oft hatte ein Mann Frau, Sohn und Tochter verkaufen müssen, und oft verlor er aus demselben Grunde seine eigene Freiheit. Wie wir gesehen haben, kam es auch vor, daß nach gewissen Familienstreitigkeiten Sohn oder Frau in die Sklaverei verkauft wurden, oder daß ein freigeborenes Mädchen das Sklavenzeichen erhielt, weil es „sich mit einem jungen Manne zusammen sehen ließ, den der Vater nicht mochte, und sich von ihm betören und von ihrem Heim entführen ließ".

Beim Tode des Hausherrn war es Sitte, den Sklavinnen und ihren Kindern die Freiheit zu schenken. Auch sonst kam es vor, daß Sklaven freigegeben wurden. Oft aber versuchten diese selber sich durch die Flucht von ihrem beklagenswerten Lose zu befreien. Wurde ein entflohener Sklave ergriffen, so hatte er eigentlich das Leben verwirkt. In der Regel aber war sein Herr froh, ihn wieder zu bekommen, und begnügte sich damit, ihm Fußfesseln anzulegen, damit er nicht einen neuen Fluchtversuch machen konnte. Wer einen entflohenen Sklaven einfing und seinem Besitzer zurückbrachte, bekam eine Geldbelohnung. Wer ihm zur Flucht verhalf oder ihn bei sich verbarg und nicht auf Befehl des Vogts auslieferte, war der Todesstrafe verfallen. Das Sklavenzeichen entfernen, wurde gleichfalls streng bestraft.

## Babylonische Streiks

Bezeichnend für die sozialen Verhältnisse in Babylonien ist ein Brief aus der Zeit des neubabylonischen Reichs, in dem ein Beamter einem anderen mitteilt, daß einige Arbeiter in seinem Amtsbereiche mit ihrem Vorgesetzten unzufrieden sind und „deshalb die Arbeiten des Königs nicht ausführen wollen". Der König hat deswegen befohlen, daß die Führer der Unzufriedenen vor Gericht gestellt werden sollen. Dem Briefschreiber bleibt ja nun nichts anderes übrig, als den Befehl des Königs auszuführen. Er erhofft aber mehr von einem milden Vorgehen. Am Schlusse seines Briefes sagt er nämlich: „Alle Steinhauer haben gemurrt. Sie sagen: ‚Unser Meister hat uns unterdrückt, denn man hat uns unseren Lohn für die letzten beiden Monate nicht gegeben.' Gib daher den Befehl, daß sie ihren Lohn ausgezahlt bekommen. Ihre Haltung wird ja immer drohender."

Solche Vorkommnisse waren nicht vereinzelt. In einem anderen Briefe beantwortet ein Beamter die Frage seines Vorgesetzten nach der Entlohnung bestimmter Erntearbeiter. Er beteuert eifrig bei Schamasch und Marduk, „es sei ihnen in keiner Weise schlecht gegangen, sie seien nicht streitsüchtig gewesen". Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, dem sagt diese Wendung genug. Einen noch klareren Einblick in die Lage erhält

man, wenn man neben diesen Brief Schreiben legt, in denen Beamte den König bitten, „sie nicht Hungers sterben" oder „wie einen Hund an Hunger und Mangel umkommen zu lassen", oder klagen: „Meine Leute sind dem Hungertode nahe."

## Ein religiöses Volk

Die alten Babylonier waren ein sehr religiöses Volk. Die Grundstimmung in den Inschriften der Könige ist ausgeprägt religiös. Sie rechnen die Tempelbauten zu ihren allerwichtigsten Regierungshandlungen. Von einem der älteren babylonischen Herrscher heißt es: „Wie eine Kuh ihre Augen auf ihr Kalb richtet, verwandte er alle seine Liebe auf die Tempelbauten." Dagegen werden die kriegerischen Unternehmungen der Könige in den Inschriften nur nebenher erwähnt. Hierin unterscheiden diese sich wesentlich von den assyrischen, die hauptsächlich von Kriegszügen der Könige berichten. Assyrien war ein ausgeprägter Kriegerstaat, und das Ideal eines Herrschers war der berühmte Kriegsheld, dessen Geschichte mit Blut geschrieben ist. In Babylonien aber sollte der König der gute Hirte sein, der die zerstreute Herde sammelte. Seine Hauptaufgabe war es, „Ordnung" im Lande zu schaffen.

Wenn ein großer Tempelbau vollendet war, pflegte für das siebentägige Weihefest Gottesfrieden im Lande verkündet zu werden. „Sieben Tage lang war die Dienerin ihrer Herrin gleichgestellt, der Sklave und sein Herr gingen Seite an Seite. Auf der schlimmen Zunge wurden böse Worte in gute verwandelt, alles Schlechte wurde vom Tempel entfernt gehalten. Der Reiche beging kein Unrecht gegen den Vater- und Mutterlosen, und der Mächtige schädigte nicht die wehrlose Witwe."

### Die Götterwelt der Babylonier

Die alten Babylonier hatten viele Götter. Ihre Zahl wird verschieden angegeben; wir kennen aber etwas mehr als dreitausend Götternamen. Der vornehmste Gott ist Anu, der „Gottvater und König und Herr des Himmels". Er thront im dritten Himmel. Er hat mehrere Frauen. Seine Lieblingsfrau aber ist Ischtar, die Astarte der Phönizier und Kanaaniter, die be-

rühmteste babylonische Göttin. Sie ist die Göttin der sinnlichen Liebe und Fruchtbarkeit und hat gelegentlich ihre Liebesverbindungen auch mit Menschen und Tieren. Meistenteils aber bringt sie ihren Geliebten Verderben und Tod. Die Sage weiß viel von ihren Liebesabenteuern zu erzählen. Zur Zeit der Sumerer stellten kleine Tonfiguren die Göttin der Fruchtbarkeit und Zeugung als ein nacktes Weib dar mit schwellender Brust, die sie mit den Händen drückt, und mit üppigem Haar. Ähnliche Darstellungen hat man auch von der Liebesgöttin Ischtar gefunden. Sie ist aber auch die Kriegsgöttin, die „den Boden mit Blut tränkt und die Gefallenen in großen Haufen aufs Feld wirft".

Der Kult der Liebesgöttin war mit wilden Tänzen, Selbstverstümmlungen und einer furchtbaren Unsittlichkeit verknüpft. Ihre Priesterinnen, „die Tempeldirnen", hatten eigene Tempelbordelle, wo sie sich besonders bei großen religiösen Festen den herbeiströmenden Fremden preisgaben. Solche Tempelbordelle gab es auch jahrhundertelang bei den Völkern Syriens, und in Indien bestehen sie noch heutigentags. Wie widerlich uns auch diese Verkopplung von Religion und Sinnlichkeit erscheint, da wir vor dem Höchsten absolute Reinheit verlangen, so müssen wir doch auch dieses, wie vieles andere, zu verstehen suchen. Sie kommt daher, daß im Altertum die Naturkräfte, und besonders die Fortpflanzungs- und Zeugungskraft, Gegenstand religiöser Verehrung waren.

Auch die Priester der Ischtar dienten ihrer Göttin durch Unsittlichkeit. Selbstverstümmlung des männlichen Gliedes gehörte in Babylonien und Kleinasien zum Dienste der Göttin der Fruchtbarkeit. Nachdem diese unheimliche Handlung in einem Anfalle von religiösem Wahnsinn begangen war, folgte etwas noch Widerlicheres; die Kastrierten legten Frauenkleidung an und gaben sich der Tempelprostitution preis. „Ischtar hatte ihre Mannbarkeit in Weiblichkeit verwandelt."

Auf den großen Ischtarfesten ging es lebhaft zu mit „all den Dirnen, Freudenmädchen, Lustknaben und perversen Priestern, die sich zu Orgien versammelten". Auch reine Jungfrauen opferten dann ihre Jungfrauenschaft. Was dieses Opfer einbrachte, fiel der Tempelkasse zu. Übertrieben aber ist sicher-

lich die Behauptung Herodots, daß „jedes Mädchen des Landes sich einmal in ihrem Leben im Tempel der Ischtar hinsetzen und sich jedem beliebigen Fremden preisgeben muß. Hat sie ihre Pflicht gegen die Göttin erfüllt, so geht sie nach Hause und würde sich für eine noch so große Summe ein zweitesmal nicht dazu verstehen. Ist sie hübsch und schlank gewachsen, so kann sie bald wieder nach Hause gehen. Häßliche aber, die ihrer Pflicht nicht genügen können, müssen lange dasitzen, manche wohl drei bis vier Jahre. Eine ähnliche Sitte herrscht hier und da auch auf Cypern".

Marduk auf einem Siegel aus Lasurstein.

Anu am nächsten stand Ellil, der ursprünglich „der Herr der Winde" war und auch Ebbe und Flut hervorrief. Als dann die Welt in Himmel, Erde und Wasser geteilt ward, wurde Ellil der Herrscher des Festlandes, und als „Herr der Länder" wohnte er auf den hohen Bergen. Anu und Ellil waren den Menschen nicht eben freundlich gesinnt. Ellil schuf einen Drachen, um sie im Zaume zu halten, und später brachte er die Sintflut. Und als Ut-napisch-tim mit dem Leben davonkam, war er sehr zornig. Mit der Zeit wurde Ellil immer mehr von Marduk, dem Hauptgott der Stadt Babylon, in den Schatten gestellt und mußte sich mit dem anspruchslosen Beinamen „der alte Herr" begnügen.

Die Hauptgemahlin Ellils, Ninlil, ist freundlicher zu den Kindern der Erde und legt bei ihrem strengen Gemahl ein gutes Wort für die Armen ein, die ihn um Gnade und Hilfe anflehen. Sie ist „die große Mutter und gnädige Fürsprecherin der Menschen".

Wie Anu der Herr des Himmels und Ellil der der Erde wurde, so wurde Anus Sohn Ea der Gott des Meeres. Und da das tiefe Wasser auch für die Quelle aller Weisheit gilt,

ist er auch der Gott aller Künste und Wissenschaften. Er hat die Menschen allerhand Handwerk gelehrt und ist der Erfinder der Schreibkunst. Er ist also zum Unterschied von Anu und Ellil ein großer Menschenfreund. Er kam auf den Gedanken, seinen Schützling Ut-napisch-tim aus der Sintflut zu retten, und machte auch Ellil scharfe Vorwürfe, weil er die große Wasserflut angerichtet hatte.

Die Menschenfreundlichkeit Eas hat sich auf seinen Sohn Marduk oder Bel vererbt, der Anu und Ellil aus ihrer Macht-

Altar Bels, gewidmet von Assurnasirpal.

stellung verdrängte und der Herr des Himmels und der Erde wurde. Als nämlich der Göttewelt der Untergang drohte, übernahm es Marduk, dem Feind entgegenzugehen unter der Bedingung, daß er die Würde eines Herrschers über alle anderen Götter erhielt. Das wurde ihm auch zum Lohne. Seine ererbte Weisheit benutzte er, wie sein Vater, um kranken und leidenden Menschen zu helfen. Von seinen vier Hunden begleitet, bekämpfte er die Geister der Finsternis und verhalf dem Lichte zum Sieg.

Marduks Bedeutung nahm mit der Entwicklung Babels in ähnlicher Weise zu, wie die Macht Amons gleichen Schritt

hielt mit der Entwicklung Thebens zur Hauptstadt Ägyptens. Auf Marduk wurden allmählich alle göttlichen Eigenschaften übertragen. Er wurde allmächtig, allweise, allgütig, heilig und gerecht. Damit war ein Schritt vorwärts in der Richtung auf den Monotheismus getan, doch kein so großer wie mit Echnatons Einführung des Sonnenkults.

Es gab auch noch viele andere Götter: einen Mondgott, einen Gott des Feuers, einen Wettergott, der erquickenden Regen schickt, seinen Zorn aber auch im Donner so offenbaren kann, „daß die Götter des Himmels angsterfüllt zum Himmel emporsteigen und die Götter des Totenreichs in die Unterwelt hinabkriechen". Der Gott der Unterwelt hatte sieben Söhne, die er „gefangen" hielt, damit sie die Pforten der Hölle bewachten. Der Weg ins Totenreich beginnt, wo die Sonne in der Wüste untergeht. Der Tote wird zuerst „vom Schiffer der Unterwelt", der den Kopf eines Sturmvogels und vier Hände und vier Füße hat, über einen Fluß gesetzt. Das Totenreich selber ist von sieben Mauern umgeben, und jede Mauer hat ihr Tor, das von einem Sohne des Gottes der Unterwelt bewacht wird. Wer die Tore durchschritten hat, kommt „in die düstere Wohnung, aus der niemand zurückkehrt, und in der seine Nahrung Staub und Lehm ist". Das Dasein im Totenreich ist für alle trostlos. Bestenfalls kann man sich damit trösten, daß man im Tode Ruhe bekommt. Den Bösen geht es am schlechtesten. Sie bekommen „den Abfall der Totenstadt zu essen und trinken aus ihren Rinnsteinen und haben eine Steinplatte als Ruheplatz". In diesem düstern Reiche thront der Gott der Unterwelt, der zugleich Kriegs- und Pestgott ist, zusammen mit seiner Gemahlin, und in ihrem Gefolge befinden sich alle Dämonen und bösen Geister, die die Menschen plagen.

Der Wettergott Adad mit dem Donnerkeil in der rechten Hand.

Allerlei Anzeichen deuten darauf hin, daß nach dem Glauben der Babylonier der Tote in der Unterwelt vor Gericht gestellt

wurde; doch haben wir keine sicheren Beweise für diese Annahme.

Der Hauptgott der Assyrier war Assur, ursprünglich bloß der Schutzgott der Stadt Assur. Dem assyrischen Volkscharakter entsprechend war er natürlich vor allem ein Gott der Jagd und des Krieges und führte die Seinen zum Siege.

Man merkt es den babylonischen Göttern an, daß sie Schöpfungen ungebildeter oder halbwilder Menschen sind, genau so wie Thor und Freya in der nordischen Göttersage. Sie besitzen eine unerhörte Kraft, aber keine entsprechende Besonnenheit und

Assyrisches Opfer.

Selbstbeherrschung. Ihre Beratungen verbinden sie mit Trinkgelagen, und dabei trinken sie zuweilen zu viel, und die ganze beratende Götterversammlung schläft ein. Sie schmatzen zufrieden vor einem reichbesetzten Tisch, und wenn sie den Duft des ersten Brandopfers wittern, „versammeln sie sich wie Fliegen" um den Opfernden. Dann freuen sie sich wie Kinder, daß ihr launischer Einfall, die ganze Menschheit durch eine große Wasserflut zu verderben, zunichte geworden ist. Denn wer würde ihnen dann wohl Opfer gebracht haben? Und wie unheimlich war ihnen nicht selber zumute gewesen, als die Wasserflut und der Orkan rasten und der Himmel mehrere Tage lang pechrabenschwarz war, und wie naß und hungrig hockten sie damals im Himmel voller Reue über das, was sie angerichtet hatten!

Ihren Gefühlen geben diese Götter und Göttinnen Ausdruck wie wilde Tiere oder unbändige Kinder. Sie schreien und rufen, beißen sich in die Zunge, gehen aufeinander los und fahren sich in die Haare. Bevor sie sich in einen Kampf mit einem

gefährlichen Feinde einlassen, überschütten sie ihn mit allen möglichen Grobheiten und Schmähungen, um sich selber Mut zu machen und den Gegner einzuschüchtern.

Im selben Maße wie sich der babylonische Staat zu einem geordneten Rechts- und Kulturstaat entwickelte, formte sich auch die Welt der Götter um zu einer Gemeinde starker, weiser und guter Wesen, die ebenso hoch über den schwachen sündigen Menschen standen, wie die Sterne des Himmels über der Erde. Dort in den Sternen offenbarten sie sich nun den Menschen, und diese Sterngötter sind viel mehr über irdische Bedürfnisse erhaben als die alten.

Als Offenbarungsformen der Götter wurden die Himmelskörper Gegenstand der Verehrung, und alle Ereignisse am Sternenhimmel wurden als warnende oder ermunternde Zeichen für die Kinder der Erde aufgefaßt.

## Weissager und Zeichendeuter

Die Hauptaufgabe der babylonischen Frömmigkeit war es, stets den Willen der Götter zu erforschen, damit die armen Sterblichen durch Gebete und Opfer ihren Zorn abwenden und alles vermeiden konnten, was dem Willen der Götter zuwiderlief.

Es war ein im Altertum allgemein verbreiteter Glaube, daß alles Irdische in ursächlichem Zusammenhange mit gewissen Naturerscheinungen steht. Besonders glaubte man in Babylonien, aus der Stellung der Himmelskörper zueinander und ihrem Aussehen in bestimmten Fällen den Willen der Götter und das davon abhängende Schicksal der Menschen erschließen zu können. Infolgedessen unternahm man wichtigere Dinge im Staats- wie im Privatleben erst, wenn man durch Weissagekunst und Wahrzeichen erforscht hatte, wie sie ausgehen würden. Wahrsagungen bilden wohl die umfangreichste Gruppe in der ganzen Keilschriftliteratur. Schon das beweist, welche ungeheure Rolle die Wahrsagekunst und Zeichendeutung in Babylonien und Assyrien gespielt hat.

Ischtar und andere babylonische Gottheiten hatten ihre Propheten und Prophetinnen, die an der Hand gewisser Zeichen,

sogenannter Orakel, die Zukunft voraussagten. Jeder babylonische Tempel hatte seine Orakelkammer, die „Wohnung des Geheimnisses", wo der Gott den Priestern seinen Willen offenbarte, wenn sie ihn fragten. Der vornehmste Orakeltempel war das Heiligtum der Ischtar in Arbela bei Ninive. Sein Ansehen war etwa ebenso groß wie das des ägyptischen Amon-Orakels in der Libyschen Wüste.

Es sind noch einige Orakelantworten erhalten, die Priester der Ischtar dem König Asarhaddon gegeben haben. Eine lautet: „Entsetze dich nicht, o Asarhaddon! Deine Feinde werden vor deinen Füßen wegschmelzen, wie die Flüsse in Sivan. Ich bin die mächtige Herrscherin Ischtar von Arbela, die deine Feinde vor deinen Füßen in die Flucht geschlagen hat. Habe ich jemals zu dir Worte gesprochen, denen du nicht hättest vertrauen können? Ich bin Ischtar von Arbela, dir voraus und an deiner Seite gehe ich auf deinem Marsche. Fürchte dich nicht. Ich bin inmitten deiner Scharen."

Assyrisch-chaldäisches Siegel, gefunden in Beirut. Es stellt einen Priester oder Sterndeuter dar, zwei Altäre, einer mit einem dreiarmigen Leuchter, den Stern der Ischtar und die Mondsichel.

Die eigentliche Weissagekunst hatte verschiedene Zweige, z. B. die Sterndeutekunst, Ausdeutung der Witterungserscheinungen, des Fluges der Vögel und des Benehmens anderer Tiere sowie die Deutung von allerhand Mißgeburten, weiterhin Leberbeschauung, Becherweissagung und Traumdeutung.

Besonders günstige Bedingungen gab es unter dem ungewöhnlich sternenhellen Himmel des Zweistromlandes für die Sterndeutekunst oder Astrologie, als deren Begründer die Weisen aus dem Morgenlande, die alten Chaldäer, gelten.

Die Geschichte des menschlichen Aberglaubens ist unleugbar eins der fesselndsten und seltsamsten Kapitel in der Menschheitsgeschichte. Wie vernunftwidrig auch Magie und Astrologie den heutigen Menschen erscheinen mögen, denen die kritische Betrachtung der Dinge im Zeitalter der Aufklärung und der Naturwissenschaften im Blute liegt, so ist es doch eine Tatsache, daß im Altertum selbst die erlauchtesten Geister sich nicht ganz von diesem Aberglauben freimachen konnten, daß das ganze Mittel-

alter die goldene Zeit okkulter Forſchungen und Wiſſenſchaften war, und daß dieſe auch in der Neuzeit noch eine größere Rolle ſpielen, als man im allgemeinen in unſerer aufgeklärten Zeit anzunehmen geneigt iſt.

Statue eines bärtigen Mannes aus dem 3. Jahrtauſend v. Chr., gefunden im Iſchtartempel in Aſſur.

Die Himmelskörper ſind nach alter orientaliſcher Auffaſſung „Himmelsſchrift", und wenn man ſie leſen kann, ſo kann man die Zukunft vorausſagen. Den Satz „es ſteht in den Sternen geſchrieben" haben die Aſtrologen als Tatſache angewendet. Die wichtigſte Rolle in der Wahrſagekunſt ſpielte der Mond. Von ihm hing oft Glück und Unglück ab, wenn er an einem gewiſſen Tage ſichtbar war oder hinter Wolken verborgen blieb, und beſonders verhängnisvolle Folgen hatte eine Mondfinſternis. Traf ſie an einem beſtimmten Zeitpunkte ein, ſo mußte ein Bruder einen Bruder töten; zu einem anderen Zeitpunkte konnte die Mondfinſternis furchtbare Über-

schwemmungen und Hungersnot, Aufruhr, Krieg und Niederlagen bedeuten. Ein Mondhof konnte ein Zeichen dafür sein, daß unter dem Vieh auf dem Felde ein Massensterben eintrat, oder daß ein Löwe das Land verheeren, oder daß aller Handel und Verkehr ins Stocken geraten würde.

Unglückverheißend waren auch die Sonnenfinsternisse. Im übrigen aber spielte die Sonne bei weitem nicht eine so bedeutende Rolle wie der Mond. Wichtiger für die Astrologen waren da die Planeten, vor allem die helleuchtende Venus. Ihr Untergang und Aufgang am Himmel hatte die größte Bedeutung und konnte je nach dem Zeitpunkt entweder reichliche Ernte oder Mißwachs, Sieg oder Niederlage bedeuten. Der Jupiter war fast immer glückbringend, der Mars dagegen ein wahrer Unglücksplanet.

Die verschiedenen Stellungen der Sternbilder hatten auch ihre große Bedeutung für die Wahrsagekunst, ebenso Meteore und Kometen.

Aus der Astrologie entwickelte sich die Kunst, nach der Stellung der Himmelskörper bei der Geburt eines Kindes das Horoskop für seine Zukunft zu stellen. So weit scheint man aber in dem alten Babylonien und Assyrien noch nicht gekommen zu sein, sondern erst später in der griechischen Zeit der Euphratländer. Es möge ein Beispiel aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. angeführt werden: „Im Jahre 170 v. Chr. unter der Regierung des Königs Demetrius am 30. des Monats Adar[1] morgens 6 Uhr wurde ein Knabe geboren. Zu dieser Zeit stand der Mond im Anfang des Sternbildes der Zwillinge, die Sonne in den Fischen, der Jupiter im Wagen, Venus und Mars im Steinbock und Saturn im Sternbild des Löwen."

Wie die Ägypter hatten auch die Babylonier und Assyrier ihren Kalender mit bösen und guten Tagen.

Von den Witterungserscheinungen bedeutete ein Unwetter immer Unglück, es sei denn, daß darauf ein Regenbogen folgte, der für das Zeichen göttlicher Barmherzigkeit galt. Gewitter

[1] Adar war der zwölfte Monat. Das Jahr begann in der Regel zur Zeit der Frühlingsnachtgleiche.

konnten je nach dem Zeitpunkt ihres Eintreffens Krieg und Aufruhr, reiche Ernte oder Mißwachs, Überſchwemmungen oder Heuſchreckenverheerungen bedeuten. „Wenn der Donner wie das Gebell eines großen Hundes hallt, ſo bedeutet dies, daß die Völker im Norden ſich erheben, brüllt er wie ein Löwe, ſo wird der König untergehen. Hat er die Stimme der Hyäne, ſo wird der König von ſeinem Sohne ermordet" uſw. Es hatte auch ſeine beſondere Bedeutung, in welcher Himmelsrichtung es blitzte, und an welchem Tage ein Regen niederging.

Erdbeben waren immer, wenn auch nicht geradezu unglückbringend, ſo doch unglückverheißend. Sie bedeuteten Krieg, Aufruhr, Tod des Königs oder eine ſchwere Hungersnot. Dauerte ein Erdbeben einen ganzen Tag, ſo verkündete es den Untergang des Reichs.

Der Vogelflug wurde von beſonderen Vogelbeſchauern gedeutet. Eine ſehr große Rolle ſpielte dabei der Falke, der Glücksvogel. „Wenn jemand zu einem Kranken geht, und unterwegs fliegt ein Falke an ihm vorbei, ſo wird der Kranke geſund." Wenn etwa ein Falke und ein Rabe vor dem König miteinander kämpften, ſo bedeutete es für Babylonien Sieg, wenn der Falke gewann, Niederlage aber, wenn er vom Raben getötet wurde; denn der Rabe galt als Unglücksvogel. In einem Weisſagetext heißt es: „Wenn das Kriegsheer unterwegs iſt und ein Rabe vor dem Heere krächzt, ſo wird dieſe Armee von dem Kriegszuge nicht zurückkehren."

Unglückbringende Tiere waren beſonders die Schlangen. Fiel eine Schlange auf einen Menſchen herab, ſo bedeutete das entweder ſeinen baldigen Tod oder ſchwere Krankheit. Zeigten ſich in einem Hauſe geflügelte Ameiſen, ſo bedeutete das einen Todesfall.

Mißgeburten von Menſchen und Tieren waren dankbare Gegenſtände für die Ausdeutung der Zukunft. Nach den Aufzeichnungen, die uns erhalten ſind, gab es ein ganzes Panoptikum von menſchlichen Mißgeburten, vor allen Dingen Tiere aller erdenklichen Art, Miſchungen von Menſch und Hund und dann natürlich ſolche wirklich vorkommende Mißbildungen wie zuſammengewachſene Geſchöpfe und dergleichen. Oft kehrt die

Wendung wieder „wenn ein Schaf einen Löwen gebiert", was die alten Babylonier in dieser bösen Welt für möglich hielten.

Mißgeburten aller Art galten als Vorboten der Zukunft. Die größte Bedeutung aber maß man in dieser Beziehung Mißgeburten im Königshause bei. In den allermeisten Fällen sind solche Vorzeichen unglückbringender Art, selbst anscheinend ganz unbedeutende Mißbildungen sagen nicht selten das schrecklichste Unglück voraus. Glücklicherweise kommen aber ab und zu auch glückbringende Kinder zur Welt. Sind es Zwillinge, und sind sie groß, so bedeutet dies, daß das babylonische Reich sich ausdehnen wird. Und aus besonders dicken und wohlgestalteten Körperteilen des Kindes kann man auf kommenden Wohlstand und Überfluß an Nahrungsmitteln schließen.

Noch wichtiger waren die Wahrzeichen, die an der Leber des Opfertieres, besonders des Schafes, gefunden wurden, sie haben später auch im römischen Staatsleben eine wichtige Rolle gespielt. Zu den Römern war die Sitte aus den Euphratländern durch Vermittlung der Hethiter, Griechen und Etrusker gekommen. Die Leber galt als Sitz der Gefühle und Gemütsbewegungen, ja das babylonische Wort für Leber wird allgemein in der Bedeutung Gemüt oder Seele verwendet. Die Leber galt auch für ein Abbild des Weltalls im kleinen, man meinte, jeder Teil des Organs habe dort sein Gegenstück. Folglich glaubte man, daß dieses Organ besser als irgendein anderes kommende Dinge spiegele. Die Leber war auch ein um so dankbareres Beobachtungsobjekt, als sie bei den verschiedenen Tieren viele Verschiedenheiten aufwies. Auf der Grundlage dieser Verhältnisse bildeten sich in Babylonien bis ins kleinste gehende Wahrsageregeln aus.

Die Kunst, aus der Leber zu wahrsagen, ist über viertausend Jahre alt. Als Anschauungsmaterial für Schüler, die in diese Kunst eingeweiht werden sollten, verwendete man Abbildungen dieses merkwürdigen Organs in Ton. Im Britischen Museum befindet sich das Tonmodell einer Leber aus der Zeit der Hammurapidynastie. Es ist bedeckt mit Anweisungen, wie man mit seiner Hilfe die Rätsel der Zukunft deuten kann. Auch in der Bücherei Assurbanipals hat man richtige Lehrbücher in dieser Kunst gefunden.

Von einer Leberſchau für Sargon I. heißt es: „Iſt die Gallenblaſe voller Galle, ſo iſt das ein glückliches Zeichen. Auf Grund deſſen griff Sargon Elam an und vernichtete die Elamiten. Iſt die Gallenblaſe dagegen wie ein leerer Sack und ſpringt rechts von der Gallenblaſe ein Keil vor und ſieht man vor ihr in der Leber ſieben Vertiefungen, ſo iſt dies ein übles Vorzeichen. Das

Babyloniſches Lebermodell aus Ton. Die Oberfläche der Leber iſt in fünfzig Vierecke eingeteilt, jedes mit einer Inſchrift, die ſich auf die betreffende Partie bezieht. Es kam für die Deutung darauf an, welche von dieſen Partien an der Leber, die man unterſuchte, beſonders kräftig entwickelt war.

hatte für Sargon die Folge, daß die Einwohner des ganzen Landes ſich gegen ihn erhoben und ihn in der Stadt Akkad einſchloſſen. Sargon aber rückte aus der Stadt aus und ſchlug ſie zu Boden."

Bei Becherweisſagungen goß man Öl in einen mit Waſſer gefüllten Becher oder umgekehrt und beobachtete die Figuren, die die beiden unmiſchbaren Flüſſigkeiten dann bildeten. Im Alten Teſtament wird bezeichnenderweiſe das Wort Becher in der Bedeutung Schickſal verwendet.

Auch Traumdeutungen haben in den Euphratländern eine große Rolle gespielt, und man hat zahlreiche Traumbücher in der Bücherei Assurbanipals gefunden. Auf Keilschrifttafeln ist oft von Träumen die Rede, die die Könige in ihren Entschlüssen bestimmt haben. Wir wissen ja auch, welche Bedeutung die Israeliten Träumen beimaßen. Besonderes Gewicht legte man auf Träume, in denen man irgend etwas auf dem Kopfe trug, z. B. Datteln oder einen Korb. Das erinnert an die Deutung, die Joseph vom Traum des Oberbäckers des Pharao gab, der drei mit Weizenbroten gefüllte Körbe auf dem Kopfe trug, von denen die Vögel fraßen. Wie erinnerlich, deutete Joseph den Traum dahin, daß Pharao den Mann in drei Tagen werde hängen lassen, und daß die Vögel seinen Leib auffressen würden.

In den Augen der Babylonier war die ganze Natur von der Ameise und dem kleinsten Schimmelpilz an bis zu den Wundern des Sternhimmels ein großes Buch, dessen geheimnisvolle Schriftzeichen dem Eingeweihten die Zukunft entschleierten.

Man könnte meinen, daß ein so üppig entwickelter Aberglaube als ein beständiger Druck auf das Volk gewirkt und alle Tatkraft gelähmt haben müsse. Zum Glück für die Babylonier war aber die Wahrsagekunst das Geheimnis einer besonderen Kaste von Opferpriestern und Zeichendeutern, die es wie ein kostbares Kleinod sorgfältig hüteten. In dieser Kaste erbte sich das Geheimnis vom Vater auf den Sohn weiter, und nur die Vortrefflichsten des Geschlechts durften das hohe Amt verwalten. Wer von unreiner Abstammung war oder nicht untadelig von Gestalt und Wuchs, wer schielte oder Zahnlücken oder einen verstümmelten Finger hatte oder mit Aussatz oder einer Geschlechtskrankheit behaftet war, durfte sich nicht dem Opferaltar nähern.

## Böse Geister und Beschwörungen

Alle Unglücksfälle, alle Krankheiten von Menschen und Tieren schrieben die Babylonier bösen Geistern zu. Man dachte sich den ganzen Weltenraum von solchen gefährlichen Dämonen bevölkert. Besonders aber lauerten sie an unheimlichen Orten wie in Berghöhlen, in Gräbern, in Ruinen und in der Wüste.

Es war in Babylonien ein allgemein verbreiteter Glaube, daß die Toten in Vampirgestalt aus ihren Gräbern stiegen. Die

Vampirdämonen „zapften den Menschen das Blut ab wie Regen, sie zehrten vom Fleisch der Menschen und sogen ihnen die Adern aus". Es gab einen Dämon, der sich in Höhlen und Schluchten aufhielt und weder Lippen noch Ohren hatte. Nachts streifte er „wie ein Hund" auf Straßen und Gassen umher, drang in die Häuser ein, stahl dem Müden den Schlaf und sog die Kraft aus der Brust des Kranken. Andere Dämonen legten sich neben die Schlafenden ins Bett und verleiteten Männer und Frauen gegen ihren Willen zur Unzucht.

Die Dämonenwelt der Babylonier war auch von Pferdemenschen bevölkert, von bärtigen Männern mit Vogelleibern und Skorpionschwänzen, von Fabeltieren, die halb Ziege, halb Fisch waren, oder eine Mischung von Greif und Schlange usw. Solche Ungeheuer beherrschten auch die Einbildung der Juden, wie wir aus dem Buche Daniel ersehen.

Ein Sturmdämon.

Von den Dämonen waren besonders sieben gefürchtet. Sie trugen bezeichnende Namen wie Unhold, Gespenst, Bedrücker, Hocker, Verfolger, Greifer. In einem assyrischen Gedicht auf die bösen Geister heißt es: „Wie Schlangen kriechen sie auf seinen Bauch, erfüllen den Raum mit Gestank wie Ratten, bellen wie eine Koppel Hunde. Über die höchste Mauer und durch die dickste Wand stürzen sie wie eine Sturmflut, brechen durch von Haus zu Haus. Keine Tür kann sie draußen halten, Schloß und Riegel bringen sie nicht zum Umkehren. Durch die Tür gleiten sie wie eine Schlange, durch den Türhaspen blasen sie herein wie der Wind. Sie reißen die Frau aus der Umarmung ihres Mannes, sie reißen das Kind vom Schoße der Mutter und holen den Mann aus seinem Heim."

Babylonier und Assyrier hatten, wie noch heutzutage der Beduine und Fellah, solche Furcht vor dem nächtlichen Treiben der bösen Geister, daß sie es nach Sonnenuntergang kaum wagten, ihre Wohnung zu verlassen. Die gefährlichen Dämonen konnten nur mit Hilfe freundlich gesinnter Götter und guter

Geister vertrieben werden. Ein Schutz gegen sie waren die Löwen- und Stierkolosse, die vor den Türen der Tempel und Paläste aufgestellt waren; vermutlich stellten sie gute Schutzgeister dar, die den Menschen gegen die bösen Dämonen halfen.

Fast ebenso gefährlich wie die bösen Geister waren Zauberer und Hexen. Sie konnten ihrem Opfer Speise und Trank verderben, Krankheiten bringen und das Familienleben zerstören. Zauberei und Hexerei waren durch göttliche und weltliche Gesetze verboten. Wer dessen beschuldigt wurde, mußte sich nach den Gesetzen Hammurapis, wie wir gesehen haben, der Wasserprobe unterwerfen.

Die beste Hilfe gegen die Bosheit der Dämonen, Zauberer und Hexen waren die Beschwörungen der Priester. Magier und Beschwörungspriester gab es wie Sand am Meer, und ihr Ruf verbreitete sich weit über die Grenzen der Euphratländer. Als Wundertäter und Weissager galten die Babylonier bei allen Völkern des Altertums für unerreichte Meister.

Jesaias richtete wohl an die Stadt Babel harte Worte über „die Menge ihrer Zauberer und Beschwörer", von denen man in allen Lebenslagen Hilfe erhoffte. Wenn aber der Tag des Unheils kommt, dann wird man sehen, wozu sie taugen: „Laß hertreten und dir helfen die Meister des Himmelslaufs und die Sterngucker, die nach den Monden rechnen, was über dich kommen werde. Siehe, sie sind wie Stoppeln, die das Feuer verbrennt, sie können ihr Leben nicht erretten vor der Flamme."

Die Überlieferungen aller Völker des Altertums bezeichnen denn auch Babylonien neben Ägypten als die Wiege der Magie. In Ägypten waren ja, wie in Babylonien, bei Krankheitsfällen Beschwörungen üblich. Vor allen Dingen aber ging die ägyptische Magie darauf aus, den Toten zu dienen und ihnen in der anderen Welt zu helfen. Das Totenbuch ist ja dafür der deutlichste Beweis. Die babylonische Magie dagegen war mehr auf das irdische Leben gerichtet, und bezeichnend ist für sie neben dem Glauben an böse und gute Geister die wichtige Rolle der Astrologie. In den religiösen Vorstellungen der Ägypter gab es weder gute noch böse Dämonen; bei ihnen wurden die Götter selber durch Beschwörungen bezwungen.

Ihre Beschwörungen murmelten die Priester meistens des Nachts bei Fackelschein; in gewissen Fällen trugen sie dabei rote Kleider. Zuweilen flüsterten sie ihre magischen Formeln dem Opfertier ins Ohr, das den bösen Geist vertrat. In den Be-

Geflügelter Genius, der in der linken Hand das Wasser des Lebens und in der rechten Hand den männlichen Kolben von Blüten der Dattelpalme trägt, mit dessen Hilfe die Babylonier die künstliche Befruchtung von weiblichen Palmen auszuführen pflegten.

schwörungen wurden die Dämonen unter fürchterlichen Drohungen aufgefordert, sich zu entfernen, und man betete zu freundlich gesinnten Gottheiten um Beistand gegen die Dämonen.

Ein Brief aus dem 7. Jahrhundert v. Chr. gibt uns ein sehr anschauliches Bild von einem assyrischen Krankenlager. Man

hat an der Tür ein Schwein, einen Vogel und einen Dornbusch aufgehängt. Der Beschwörer, in einem roten Kleid, einen Falken in der Hand, läßt das Krankenlager mit Weihrauchfässern und Fackeln umgeben und fordert die bösen Dämonen, die die Krankheit hervorgerufen haben, auf, zur Tür hinauszufahren.

Formulare für Geisterbeschwörungen hat man in ungeheuren Mengen in der Bücherei Assurbanipals gefunden. Als Beispiel diene folgende Beschwörung: „Den bösen Dämon, den bösen Geist der Wüste, den bösen Geist des hohen Berggipfels, den Dämon des Meeres, den Dämon des Sumpfes — beschwöre ihn, du Schutzgeist im Himmel, beschwöre ihn, du Schutzgeist auf Erden! Die Krankheit in den Eingeweiden, die Krankheit im Herzen, den beängstigenden Herzkrampf, die Gelbsucht, die Krankheit im Kopfe, die bösartige Ruhr, den ekelhaften Ausschlag, das Nierenleiden, den entsetzlichen Schmerz, der nicht aufhört, das Alpdrücken — beschwöre sie, du Schutzgeist im Himmel, beschwöre sie, du Schutzgeist auf Erden!"

Die größte Sammlung von Beschwörungsformeln ist ein umfangreiches Werk, betitelt „Böse Geister". Da heißt es: „Ehe du nicht aus dem Körper des Besessenen heraus bist, bekommst du keine Speise zu essen, kein Wasser zu trinken weder aus Seen, Flüssen noch Brunnen. Willst du gen Himmel fliegen, so sollst du keine Flügel haben, willst du auf der Erde bleiben, so sollst du keine Wohnung finden. Geh aus dem Menschen, seines Gottes Sohne, heraus!" Dafür hat der Beschwörer einen guten Geist, in dem Besessenen Wohnung zu nehmen.

Von den Beschwörungen sind einige in sumerischer Sprache abgefaßt und also vielleicht sechstausend Jahre alt. Andere sind in assyrischer Sprache aufgezeichnet. Eine sprachliche Untersuchung solcher magischer Formeln hat es aber immer wahrscheinlicher gemacht, daß auch sie ursprünglich in sumerischer Sprache abgefaßt waren.

Eine Beschwörung von Hexen hat folgenden schönen Wortlaut: „Wer bist du Hexe, die vor Wut schäumt, in deren Herzen das Wort entstand, das mein Unglück hervorrief, auf deren Zunge das Zauberwort gegen mich aufkam, von deren Lippen meine Vergiftung ausging und in deren Fußspuren der Tod wandelt? Du Hexe, ich ergreife dich bei deinem Munde, deiner

Zunge, deinen flackernden Augen, deinen raschen Füßen, deinen eilenden Knien, deinen beständig fechtenden Händen und binde sie dir auf den Rücken. Möge der helleuchtende Mondgott deinen Körper vernichten und dich in einen Abgrund voller Wasser und Feuer werfen!"

Opfer und Beschwörungen gehörten als symbolische Handlungen zu allen feierlichen Übereinkünften, besonders Friedensverträgen. Einen Bericht darüber besitzen wir in einem Vertrag, der um das Jahr 750 v. Chr. zwischen dem König von Assyrien und einem syrischen Fürsten namens Matiilu abgeschlossen wurde. Es wurde ein Bock geopfert und dabei folgende Verwünschung ausgesprochen: „Wie dieser Bock aus seiner Herde genommen wurde und nicht dorthin zurückkehren und sich nicht mehr an die Spitze der Herde stellen wird, so soll Matiilu, wenn er seinen Eid bricht, zusammen mit seinem Sohne, seiner Tochter und seinem Volke aus seinem Lande fortgeführt werden. Er soll nicht dahin zurückkehren und sich nicht an die Spitze seines Volkes stellen dürfen. Wenn Matiilu diesen Eid bricht, soll sein Kopf abgehauen werden wie der Kopf dieses Bockes. Dieser Kopf ist nicht der Kopf des Bockes, er ist der Kopf des Matiilu, seiner Söhne, seiner Großen und seiner Untertanen." Darauf wurden auch die Glieder des Bockes abgehauen und fortwährend mit den Gliedmaßen des Matiilu verglichen, schließlich auch der Phallus des Tieres unter folgenden Drohungen: „Wenn Matiilu sich gegen seinen Eid vergeht, soll er in eine Dirne verwandelt werden und seine Soldaten in Frauen. Wie Dirnen sollen sie sich auf den Straßen ihrer Stadt herumtreiben, von Land zu Land sollen sie vertrieben werden, und unfruchtbar wie Maulesel sollen sie werden, ohne Frauen und Kinder. Ischtar soll sie ihrer Manneskraft berauben."

Solche Verwünschungen finden sich häufig auch auf Grenz- und Denksteinen, die das Eigentumsrecht des Inhabers festlegten, sei es nun, daß dieses auf Kauf, Erbe oder Schenkung beruhte. Auf einem dreitausend Jahre alten Gedenkstein lautet der Schluß des königlichen „Schenkungsbriefs": „Für den Fall, daß in Zukunft ein Beamter, welchen Grades er auch sein möge, aufstehen und diese Schenkung beeinträchtigen und sagen sollte, dieses Eigentum ist nicht eine königliche Schenkung, oder wenn

ein solcher Mann — aus Furcht, daß er selber von der Verwünschung des Königs betroffen werden könnte — einen anderen Mann, einen Wahnsinnigen, einen Stummen, einen Landstreicher oder Schurken dazu überreden sollte, diesen Gedenkstein wegzunehmen und ihn ins Feuer oder Wasser zu werfen, ihn an einem unzugänglichen Orte einzugraben oder zu verbergen oder ihn mit einem Stein zu beschädigen und die Inschrift auszulöschen, so sollen ihm alle hier unten verzeichneten Götter zürnen." Und dann werden aufgezählt: Anu, Bel, Ea, Schamasch, Marduk, Ischtar, Ellil und vierzig andere Gottheiten. „Mögen sie ihn mit einem unwiderruflichen Fluche verfluchen, der Krankheit über ihn bringt. Möge sein Körper mit einem unheilbaren Aussatz bedeckt werden und er aus den Toren der Stadt gejagt werden. Möge er vor der Ringmauer seiner Stadt zusammengekauert liegen wie ein Wildesel. Möge er wie ein Hund auf dem Markte der Stadt verachtet werden. Möge er von unheilbarer Wassersucht heimgesucht und sein Körper mit fressendem Gift angefüllt werden. Möge sein eigener Grund und Boden von Mißwachs heimgesucht werden und verdorren, und mögen die großen Götter seinen Namen, seine Saat und seine Nachkommenschaft aus dem Munde der Menschen auslöschen."

Solche Verfluchungen sind von derselben Art wie die, womit Hammurapi den bedroht, der sich gegen seine Gebote vergeht: „Möge die Göttin Nin-karrak, die Tochter des Anu, in seine Glieder eine schwere Krankheit schicken, ein bösartiges Fieber, das nicht geheilt werden kann, ein Fieber, dessen Natur der Arzt nicht kennt und das nicht durch einen Umschlag gelindert werden kann, einen tödlichen Biß, der nicht abgewehrt werden kann!"

Infolge ihrer angeblichen Fähigkeit, böse Geister zu vertreiben und in die Zukunft zu blicken, gewannen die Priester der Babylonier, zumal die Beschwörer und Zeichendeuter, eine solche Macht über das Volk, daß sie, ähnlich wie die ägyptische Priesterschaft, zeitweise einen Staat im Staate bildeten. Bereits vor mehr als 4500 Jahren klagte ein babylonischer König, der den Priestern die Spitze zu bieten versuchte, daß sie „in den Garten der armen Witwe eindrängen, ihr den Baum wegnähmen und seine Früchte plünderten", und daß sie „die Esel und prächtigen Zugochsen raubten". Auch in späterer Zeit hört man von

ähnlichen Übergriffen der Diener der Götter. Ihre weltliche Macht wurde um so bedenklicher, als die priesterliche Würde sich vererbte. Im Euphrat-Tigrislande wie in Ägypten nahm die Priesterschaft eine so angesehene Stellung ein, daß Prinzen und Prinzessinnen mit hohen priesterlichen Ämtern bekleidet wurden.

## Klagelieder und Bußpsalmen

Unvergleichlich viel höher als andere Erzeugnisse der babylonisch-assyrischen Literatur stehen einige Bußpsalmen, die man in der Bücherei Assurbanipals gefunden hat. Sie erinnern zuweilen auffallend an die Psalmen des Alten Testaments. Die persönlichen Sündenqualen und das Schuldbewußtsein finden hier einen herzzerreißenden Ausdruck. Einer der erhabensten Bußpsalmen hat, unter Ausmerzung einiger Wiederholungen und stehenden Wendungen, folgenden Wortlaut: „O Herr, mannigfältig sind meine Sünden, groß mein Vergehen. Ich bat um Beistand, aber niemand reichte mir eine helfende Hand. Ich weinte, aber niemand stand mir bei. Ich stieß Klageschreie aus, aber niemand hörte mich. Voller Schmerz bin ich. Überwältigt von Kummer senke ich meinen Blick auf den Boden. Die Menschen sind verstockt, und keiner hat Verstand. Wie viele ihrer auch sind, wer von ihnen weiß etwas? Niemand weiß, ob sie recht oder unrecht tun. An meinen barmherzigen Gott wende ich mich mit lauten Rufen. O Herr, verstoße nicht deinen Diener. Er liegt im Staube — reiche ihm deine Hand. Meine Sünde wende zum Guten. Mein Verbrechen möge der Wind fortführen. All das viele Böse in mir, ziehe es mir aus wie ein Kleid. O mein Gott, sind meiner Sünden auch sieben mal sieben, erlöse mich von ihnen. O meine Göttin, sind meiner Sünden auch sieben mal sieben, erlöse mich von ihnen!"

Ergreifend sind auch einige Klagelieder über Krankheit, Altersschwäche und anderes Elend, das den Menschen trifft. Das Schönste und Eigentümlichste von ihnen ist von einem babylonischen Hiob hinterlassen, der darin seine Gedanken über die Rätsel des menschlichen Leidens niedergelegt hat. Man hat es Klagelied über das Leiden eines gerechten Mannes genannt.

Der Verfasser soll ein babylonischer König gewesen sein. In letzter Zeit hat man in Assur eine bedeutend ältere Abschrift gefunden. Das Gedicht lautet folgendermaßen: „Hohes Alter habe ich erreicht; die Grenze habe ich überschritten. Wohin ich mich auch wende, überall steht es übel, übel steht es. Kummer nimmt überhand; Wohlergehen kenne ich nicht. Rief ich zu meinem Gott, wandte er mir nicht sein Angesicht zu. Rief ich meine Göttin an, erhob sie nicht ihr Haupt. Kein Zeichendeuter deutete durch Weissagung die Zukunft; kein Beschwörer löst meinen Bann. Wie verkehrt ist nicht alles hier auf Erden! Sah ich hinter mich, so verfolgte mich Bedrängnis. Als hätte ich meinem Gott keine Opfer gegeben oder bei der Mahlzeit meine Göttin nicht angerufen, mein Gesicht nicht gesenkt, nicht im Staub gekniet. Wie einer, in dessen Munde Gebet und Anruf stockten, für den der Götter Tag aufgehört hat, das Fest der Götter weggefallen ist, wie einer, der gleichgültig war und die Gebete der Götter nicht suchte, Gottesfurcht und Ehrfurcht seinem Volke nicht lehrte, seinen Gott nicht anbetete, seine Speise verzehrte, seine Göttin verließ, ihr kein Trankopfer goß, einen Abtrünnigen ehrte, seines mächtigen Gottes Namen leichtsinnig nannte — so sah ich aus. Und doch dachte ich nur an Gebet und Anruf; Gebet war meine Regel, Opfer meine Gewohnheit. Der Tag der Götter war meines Herzens Lust; der Tag der Göttin war mein Reichtum und Gewinn. Dem König der Götter zu huldigen war meine Freude; ihn zu preisen war mein Genuß. Ich lehrte mein Land Gottes Namen achten; den Namen der Göttin ehren lehrte ich mein Volk. Den König zu ehren schärfte ich ein; den Palast zu achten lehrte ich das Volk. Ich glaubte, solches sei Gott angenehm! Doch was einem Menschen gut dünkt, ist böse vor Gott; was ihm verächtlich ist, ist Gott angenehm. Wer kann die Ratschläge der Götter im Himmel verstehen? Wer kann den dunkeln Plan Gottes erfassen? Wie können kurzsichtige Menschen den Weg Gottes verstehen? Wer am Abend noch lebte, war am Morgen tot. Plötzlich wurde er ängstlich; binnen kurzem war er geschlagen. In einem Augenblick singt und spielt der Mensch; in der nächsten Stunde heult und weint er. Wie Tag und Nacht wechselt der Sinn der Menschen. Hungern sie, so ähneln sie einem Toten; sind sie satt,

so stellen sie sich ihrem Gotte gleich. Geht es ihnen gut, so sprechen sie davon, gen Himmel zu steigen; geht es ihnen schlecht, so sprechen sie davon, ins Totenreich hinabzufahren. — — Ein Gefängnis ist mein Haus geworden. In den Fesseln meines Fleisches liegen meine Arme ... Mit einer Peitsche hat mein Verfolger mich voller Wunden geschlagen; mit seinem Stabe hat er mich durchbohrt. Furchtbar war der Stich. Den ganzen Tag jagt mich der Verfolger; nachts läßt er mich einen Augenblick verschnaufen. In Qualen habe ich mich gewunden, daß meine Glieder zersprangen; meine Muskeln sind gelöst. Auf meinem Lager wälzte ich mich wie ein Stier, wie ein Schaf, übergossen mit meiner eigenen Unreinlichkeit. Meine Fieberschmerzen blieben dem Beschwörer unverständlich; über meine Wahrzeichen war der Zeichendeuter in Ungewißheit. Der Beschwörer hat meine Krankheit nicht zu beheben gewußt, und ein Ende meiner Krankheit konnte der Weissager nicht angeben. Gott half mir nicht, nahm mich nicht bei der Hand; meine Göttin erbarmte sich meiner nicht, trat mir nicht zur Seite. Geöffnet war bereits das Grab, meine Beisetzung sollte beginnen; ehe ich noch tot war, wurde die Totenklage angestimmt. Mein ganzes Land rief: Wie verstört! Mein Feind hörte das. Sein Gesicht strahlte; meinem Gegner wurde das bekannt, sein Herz freute sich. Doch weiß ich einen Tag, da meine Tränen aufhören werden, da ich inmitten von Schutzgeistern geehrt werden soll wie ein Gott." Durch Marduks Barmherzigkeit wird auch der Leidende von seiner Sündenschuld befreit und dem Leben zurückgegeben. In begeisterten Wendungen preist er seinen Erlöser.

Wenn man sich in diese Gefühlsausbrüche eines gequälten Herzens vertieft, gerät man in die Versuchung, daraus allzu weitgehende Schlüsse auf den religiösen Standpunkt der Babylonier zu ziehen. Ebensowenig aber wie der Aton-Hymnus Echnatons einen Maßstab für die religiöse Gesinnung der Ägypter oder Platos Dialoge einen Maßstab für den griechischen Volksglauben ergeben, ebensowenig darf man aus den babylonischen Bußpsalmen auf den religiösen Standpunkt der Babylonier im allgemeinen schließen. In allen Völkern hat es Persönlichkeiten gegeben, die sich himmelhoch über den Durch-

schnitt ihrer Landsleute erhoben und sie nicht zu sich emporziehen konnten. Und in den Fällen, wo das gewöhnliche Volk von den ergreifenden Bußpsalmen fortgerissen werden konnte, kam man wohl nicht weiter als bis zu der tiefdemütigen Haltung, durch die man die Gnade einer Gottheit wieder zu gewinnen hoffte; genau so, wie man sich vor einem erzürnten Könige demütigte.

Ursprünglich sind die Bußpsalmen eigentlich Klagelieder. Es kommt mehr darauf an, sich demütig und jammervoll zu zeigen, als Reue zu beweisen. „Wie lange noch?" und „Gewähre Versöhnung" sind die ständig wiederkehrenden Anrufe, die den Gott mürbe machen und sein Herz erweichen sollen. Wie die Beschwörungen auf der Furcht vor bösen Geistern, Hexen und Zauberern beruhen, so haben die Klagelieder und Gebete zu den Göttern ihren Grund in der Furcht vor ihrem Zorn.

Wie nahe Klagelieder und Beschwörungen zusammengehören, erkennt man auch daraus, daß die Bußpsalmen oft mit der Anweisung schließen, daß man gewisse Beschwörungsformeln dreimal aussprechen und dabei sein Gesicht rückwärts wenden soll. Solche störenden Züge geben uns einen unmißverständlichen Hinweis darauf, daß auch im alten Babylonien Religion und Religiosität nur zu oft zwei verschiedene Dinge waren. Ihren echten Ausdruck fand die Religion dort in Geisterbeschwörungen und Weissagungen. Führen uns Hymnen und Gebete auf einen hohen Standpunkt der religiösen Entwicklung, so klafft vor unseren Füßen ein bodenloser Abgrund krassen Aberglaubens, ein Überbleibsel aus dem Standpunkt einer verschwundenen tieferstehenden Zeit, auf dem jedoch die große Masse des Volkes stehengeblieben ist.

Einen Einblick in die Rolle, die die Gottesfurcht im Privatleben spielte, gibt uns ein fast viertausend Jahre alter assyrischer Brief, den zwei Frauen an einen Mann gerichtet haben, der in Geschäften nach Assur gereist ist. Darin heißt es: „Wir haben hier Traumdeuterinnen, Weissagerinnen und die Geister der Toten gefragt und gefunden, daß Gott Assur von dir Gottesfurcht fordert, du aber Geld liebst und es verschmähst, ein gottesfürchtiges Leben zu führen. Kannst du denn nicht Gott Assur zu Gefallen sein? Wenn dir dieser Brief vorgelesen wird,

so gehe sofort in den Tempel Assurs und rette dein Leben!" Am Schlusse werfen die Briefschreiberinnen die vielsagende Frage auf: „Weshalb schickst du nicht das Geld für die Tuche, die du verkaufen wolltest?"

## Sittlichkeit und Lebensweisheit

In einer berühmten Beschwörung wird eine lange Reihe von Sünden aufgezählt, die uns den besten Einblick in die religiösen und sittlichen Anschauungen der Babylonier gewähren. Der Beschwörer ruft die Götter an und fragt, welcher Sünden der Kranke oder Betrübte schuldig sei, daß ihn der Zorn und die Strafe Gottes getroffen habe: „Hat er seinen Gott erzürnt? Hat er nein anstatt ja gesagt oder ja anstatt nein? Hat er anderen Böses gewünscht oder ungerechte Reden geführt? Hat er einen Richter bestechen lassen? Hat er Feindschaft gestiftet zwischen Vater und Sohn, zwischen Mutter und Tochter, zwischen Bruder und Bruder, zwischen Freund und Freund? Hat er Vater und Mutter verachtet? Hat er falsche Gewichte verwendet oder Grenzen falsch gezogen? Ist er in das Haus seines Nächsten eingedrungen, hat er sich dessen Frau genähert, sein Blut vergossen oder sein Kleid geraubt? Hat er sich einem Vorgesetzten widersetzt? War er mit dem Munde aufrichtig, im Herzen aber falsch? Hat er falsche Lehren verbreitet? Hat er unreine Handlungen begangen und sich mit Zauberei und Hexerei befaßt? Ist er mit einem Verbannten in Berührung gekommen? Hat er in dessen Bett geschlafen, auf seinem Stuhl gesessen, aus seiner Schüssel gegessen oder aus seinem Becher getrunken?"

An anderer Stelle wird auch als Sünde erwähnt, daß jemand Pflanzen aus dem Acker gerissen, Rohr im Schilf abgeschnitten, den Kanal seines Nachbarn zugeschüttet, daß er den Fluß verunreinigt und die Jungen des Wildes getötet hat.

Auch Weisheitslehren finden sich in Assurbanipals Bücherei. Da heißt es u. a.: „Verleumde nicht, sondern sprich Gutes von anderen. Sage nichts Böses, sondern deute alles zum Besten. Wer verleumdet und böse Worte sagt, dem wird Schamasch (der Sonnengott) vergelten. Nimm den Mund nicht zu voll, sondern

hüte deine Lippen. Wenn du empört bist, so sprich nicht sofort. Führst du unbedachte Reden, so mußt du es später vergelten. Beruhige deshalb deinen Sinn, indem du deine Zunge im Zaume hältst. Am Morgen sollst du dich auf dein Gesicht niederwerfen und deinen Gott anrufen. Dann bekommst du gewaltige Kräfte. Die Furcht Gottes gebiert Gnade. Opfer gibt Erfolg im Leben, und Gebete lösen dich aus den Fesseln der Sünde."

Weiterhin wird eingeschärft, man solle zuverlässig und hilfreich sein und „den Hungrigen zu essen und den Durstigen Wein zu trinken geben"; denn „solches sei Schamasch angenehm, und er werde Gutes mit Gutem vergelten".

Andere Weisheitssprüche enthalten die Mahnung: „Vergilt deinem Widersacher das Böse mit Gutem. Lege die Strafe in Gottes Hand."

„Heirate niemals eine Tempeldirne oder ein Freudenmädchen. Denn in der Stunde des Kummers und des Schmerzes wird sie dir keinen Trost geben, und wenn du angegriffen wirst, nimmt sie gegen dich Partei. Sobald eine solche Frau in dein Heim tritt, wird es verdorben."

„Hüte dich vor Betrug und anderen heimlichen Verbrechen; denn früher oder später kommen sie an den Tag, und dann wirst du zur Rechenschaft gezogen."

In einer Sammlung assyrisch-babylonischer Sprichwörter findet man solche Sprüche der Lebensweisheit wie die folgenden: „Wer sagt: ‚O könnte ich ihm vergelten und ihm vielfach vergelten!', der schöpft aus einem Brunnen, in dem kein Wasser ist, und reibt die Haut ein, ohne Salbe zu verwenden." — „In einer fremden Stadt wird der Tagelöhner Herr." — „Wer dem Hungertode nahe ist, wird nicht satt von einer Kiste voller Silber und einem Schrein voller Gold." — „Wenn das Saatkorn nicht gut ist, gibt es keinen Keim." — „Der Betrunkene steht an Kraft dem Wurme nach." — „Du nimmst das Feld deines Feindes, nun kommt er und nimmt dein Feld" (was ungefähr unserem „Heute mir, morgen dir" entspricht). — Unserem Sprichwort: „Kein Rauch ohne Feuer" entsprechen die drastischeren Fragen: „Welches Weib wird wohl schwanger ohne Empfängnis?" und „Wer wird dick, ohne zu essen?"

Zum Schluß noch einige kurze kernige Sätze aus der assyrisch-babylonischen Literatur: „Fürchte Gott, ehre den König." — „Der wahre Freund erinnert sich auch dessen, der ihn vergißt." — „Vergilt mit Gutem dem, der dir Böses tut."

## Die Toten

Grundverschieden sind die Auffassungen der lebensfrohen Ägypter und der ernster und prosaischer veranlagten Babylonier und Assyrier vom Dasein nach dem Tode. Für die Ägypter war dieses die Fortsetzung eines im großen ganzen glücklichen Erdenlebens, und eine Folge dieses Glaubens war, daß man die Toten sorgsam in prächtigen Grabkammern aufbewahrte. Am Euphrat und Tigris aber stellt man sich das Totenreich als eine düstere Gespensterwelt vor, „in der die Schatten der Abgeschiedenen in Gestalt von Vögeln im Dunkeln sitzen und von Staub und Erde leben".

Aus Rücksicht auf den Toten und die Überlebenden war es aber auch in Assyrien und Babylonien eine gebieterische Pflicht, den Toten ein ordentliches Begräbnis zu geben. Denn „wer nicht in der Erde begraben wird und niemanden hat, der sein Grab wartet, dessen Geist irrt unruhig auf der Erde umher und verursacht Unglück", indem er Menschen und Tiere krank und besessen macht. Ein solcher umherirrender Geist hat aber auch selber kein beneidenswertes Dasein hier auf Erden. „Er muß sich von den Speiseresten nähren, die in den Schüsseln übrigbleiben und auf die Straßen geworfen werden." Auch bei den Babyloniern gab es eine gewisse Konservierung der Toten. Dabei verwendete man Honig, Öl, Butter, Salz und wohlriechende Gewürze.

Bei der Bestattung der Toten wurden Totenopfer dargebracht, und die Angehörigen und gemietete Klagemänner und -weiber stimmten, von einer Trauermusik begleitet, lautes Heulen und Wehklagen an. Die Trauernden „zerrissen ihre Kleider" und zogen zum Zeichen der Trauer einen Sack über. Sie rauften sich Haar und Bart und schnitten sich mit Messern blutig, wobei sie sich bald mit emporgehobenen Händen niedersetzten, bald sich vornüber auf den Boden warfen.

Der Tote wurde entweder einfach in der Erde begraben oder in eine Art Sarkophag aus Ton gelegt oder in einem gemauerten Grabe beigesetzt. Jede Stadt hatte zwar ihren Begräbnisplatz; man war aber nicht an ihn gebunden. Viele Tote wurden vielmehr draußen an Straßen und unbewohnten Stellen beerdigt. Der König und andere vornehme Leute fanden ihre letzte Ruhestätte in ihrem Palast oder in einem Tempel. In Assyrien war es üblich, daß die Toten in dem Hause begraben wurden, das sie bewohnt hatten. Feuerbestattung scheint zu allen Zeiten neben dem Begraben der Toten vorgekommen zu sein. In den Ruinen einer babylonischen Stadt meint man sogar die Überreste eines Krematoriums gefunden zu haben. Doch scheinen, von Fällen der Not abgesehen, nur die Armen und Verachteten verbrannt worden zu sein.

Der Tote bekam Speise und Trank mit ins Grab und auch Gegenstände, die ihm besonders teuer waren. Ein Fürst, der seinen Vater begrub, „gab Hausgerät aus Gold und Silber und allen möglichen Schmuck, den er liebte, seinem Vater und Erzieher mit ins Grab".

Nach dem Begräbnis gab es eine Festmahlzeit von den Überbleibseln des Totenopfers. Dann mußte man zu bestimmten Zeiten dem Toten Speise und Trank an das Grab bringen, damit sein Geist nicht unzufrieden werde und sich weigere, in der Unterwelt zu bleiben. Diese wiederholten Totenopfer wurden von Priestern ausgeführt, die dabei der Sicherheit halber gewisse Beschwörungsformeln sprachen, die den Toten an die Unterwelt fesselten.

## Babylonische Mythen und Heldensagen

Kein Forschungsgebiet hat von den Entdeckungen im alten Assyrien und Babylonien so viel Förderung erfahren, wie der Teil der Religionswissenschaft, der das Alte Testament behandelt. Viele Aussagen dieser Religionsurkunde sind auf geradezu verblüffende Art und Weise durch die assyrisch-babylonischen Entdeckungen bestätigt worden, andere wieder erklärt und vervollständigt. Das zeigt, wie groß die kulturelle Verwandtschaft zwischen den Einwohnern des Euphrat-Tigrislandes und Palästinas war. Auch die assyrisch-babylonische Kultur ist ja über-

Darstellung der assyrischen Hölle

wiegend semitisch. Beide Völker haben über die Frage, wie alles entstanden und das Böse in die Welt gekommen ist, nachgedacht und sie zu beantworten versucht.

## Schöpfungslegenden

Über die Erschaffung der Welt gibt es mehrere babylonische Legenden. Von den beiden Hauptberichten hat man den einen in der Bücherei Assurbanipals gefunden. Dieser geht vom Urzustand aus, in dem es noch keine Götter gab, und erzählt, wie sie entstanden sind. Die Fortsetzung geht darauf aus, zu zeigen, wie der Schutzgott Babels, Marduk, der König der Götter wurde. Dies geschah, als die bösen Mächte der Urzeit, von der Urmutter Tiamat geführt, die himmlischen Götter umbringen wollten. „Sie gebiert ungeheuerliche Riesenschlangen mit spitzen Zähnen, die kein Erbarmen kennen und ihre Leiber mit Gift anstatt mit Blut füllen. Wütende Riesendrachen von furchtbarer Gestalt bringt sie hervor. Wer sie sieht, stirbt vor Schreck, und niemand kann ihren hoch aufgereckten Körpern entgehen, die wie Bäume so gewaltig sind. Weiter schickt sie in den Kampf Nattern, Basilisken und Salamander, Orkane, tolle Hunde und Skorpionmenschen, gewaltige Stürme, Fischmenschen und Meerungeheuer mit schonungslosen Waffen und ohne Furcht vor Kampf. Ihre Befehle sind so gewaltig, daß niemand ihnen widerstehen kann. An der Spitze ihres Heeres entsendet sie elf Riesenungeheuer."

Angstvoll sitzen die Götter da und wissen sich nicht zu helfen. Weder Anu noch Ea wagen der wütenden Tiamat entgegenzugehen. Aber der unüberwindliche Marduk freut sich auf den Kampf und verspricht, den Kampf mit den Mächten der Urzeit unter der Bedingung aufzunehmen, daß die Götter ihn als den Herrn des Weltalls anerkennen. Das versprechen sie gern.

Wutschnaubend stürzt sich Tiamat auf Marduk. Nach wildem Kampfe steht aber der Held als Sieger da. Er zerschmettert die Anführerin samt ihrem Anhang und tritt alle Ungeheuer zu Boden, und die Götter jubeln und huldigen ihm als König.

Den Leib der toten Tiamat, der das Urwasser darstellt, teilt Marduk in zwei Hälften, wie wenn man die Schale einer Muschel öffnet. So entstehen Himmel und Erde. Im Himmel

richtet er Wohnplätze für Anu, Ellil und Ea ein. Zwischen den Ozeanen des Himmels und der Erde schiebt er einen Riegel vor und stellt Wächter auf, die darauf achten sollen, daß vom Wasser des Himmels nichts ausfließt. Dann schafft Marduk die Sterne am Himmelsgewölbe und gibt jedem Gott sein Gebiet vom Sternenhimmel.

Die Babylonier nahmen also an, daß alles im Anfang eine gewaltige Wassermasse war, und daß diese gespalten wurde und einen himmlischen und einen irdischen Ozean bildete, die beide durch eine Veste getrennt waren. Es ist eine auffallende Tatsache, daß diese Auffassung uns in keinem anderen der unzähligen Schöpfungsmythen der Erde begegnet als in der babylonischen und der israelitischen. Welches die ältere von beiden Sagen ist, darüber kann kein Zweifel bestehen. Für ein Land wie Babylonien, in dem der Erdboden Jahr für Jahr aus den Wassermassen der Überschwemmungen hervortritt, ist eine solche Vorstellung natürlich. Nach Palästina, das ein ausgeprägtes Wüsten- und Steppenland ist, kann dieser Mythus nur unter babylonischem Einfluß gelangt sein.

*

Eine Art Fortsetzung des großen babylonischen Schöpfungsmythus stellt ein zweiter Schöpfungsbericht dar, der sicherlich auch aus Babel stammt, da Marduk auch in ihm als Gottschöpfer gehuldigt wird. Er ist in neubabylonischer Zeit aufgezeichnet, setzt sich aber aus sehr alten Bestandteilen zusammen, die vielleicht bis in die sumerische Zeit zurückgehen. Hier wird geschildert, wie die Erdoberfläche draußen im Ozean geschaffen wird und Menschen, Pflanzen und Tiere entstehen: „Marduk spannte eine Schilfdecke über das Wasser, stellte Erde her und breitete sie über die Decke aus. Damit die Götter in behaglichen Wohnungen wohnen sollten, schuf er Menschen. Aruru (eine Geburtsgöttin) schuf mit ihm zusammen die Menschensaat. Die Tiere des Feldes und die lebenden Wesen des Bodens schuf er. Euphrat und Tigris schuf er und führte sie an ihre Plätze; ihre Namen nannte er in Gnaden. Die Saat, das Gras, das Schilf und das Gebüsch schuf er; das Grün des Feldes schuf er, Ackerland, Wiesen- und Sumpfland. Die Wildkuh und ihr Junges,

das Kalb, das Mutterschaf, sein Junges, das Lamm der Herde, Haine und Wälder, den Ziegenbock und die Gazelle schuf er."

Die Erschaffung des Menschen stellten sich die Babylonier so vor, daß die Götter ihn in eigennütziger Absicht schufen, weil er „den Göttern dienen sollte und sie selber Ruhe bekommen wollten". Der Schöpfungsakt ging so vor sich, daß die Götter ein Stück Lehm nahmen, es mit dem Blute eines Gottes vermischten, den sie getötet hatten, und daraus ein neues Geschöpf in Form eines Tongefäßes bildeten. Der Mensch ist also eine Mischung von Irdischem und Göttlichem und ist „das Bild der Götter".

Diese Auffassung wird von dem großen, zuerst erwähnten babylonischen Schöpfungsepos bestätigt, in dem Marduk selber sagt: „Blut will ich nehmen — ich will den Menschen herstellen. Ich will den Menschen schaffen, damit die Verehrung der Götter eingerichtet wird und ihnen Tempel gebaut werden."

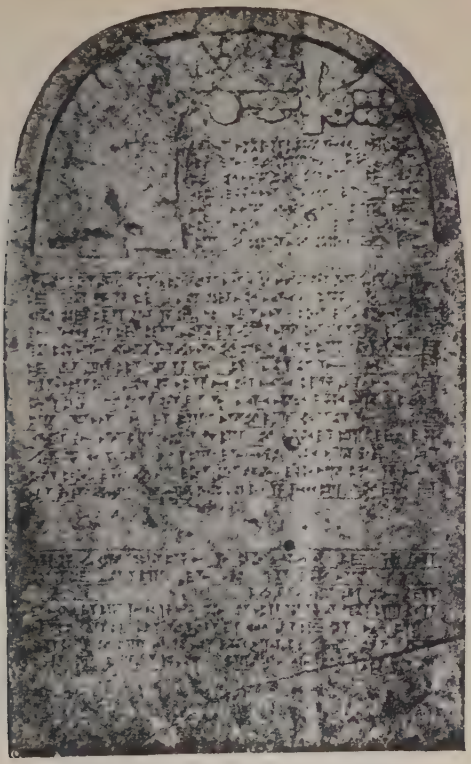
## Die Erzählungen von der großen Wasserflut

Im Herbst 1872 bekam George Smith, ein Mitarbeiter Rawlinsons, eine Keilschriftplatte in die Hand, deren Wichtigkeit er sofort erkannte. Mit atemloser Spannung las er von einer verheerenden Wasserflut und einem Schiff, das auf dem Berge Nisir hängen blieb, von einer Taube, die ausgesandt wurde, um zu sehen, ob das Wasser gesunken sei, und einer Schwalbe und einem Raben, die zu demselben Zweck ausgeschickt wurden. Er hatte eine alte babylonische Erzählung von der Sintflut entdeckt.

Mit fieberhaftem Eifer suchte er nun nach den fehlenden Resten, und siehe, nach langem Suchen fand er einige kleine ergänzende Stücke und außerdem Teile von zwei anderen Aufzeichnungen derselben Erzählung.

Dieser Fund machte in der ganzen gebildeten Welt das größte Aufsehen. In dem Keilschrifttext gab es freilich noch eine große Lücke, die man mit Hilfe der Bruchstücke in London nicht ausfüllen konnte. Smith reiste nach Ninive, begann an der Stelle, wo die Bibliothek Assurbanipals gelegen hat, zu graben und fand eine ganze Menge Keilschriftscherben, und unter ihnen gerade das gesuchte Stück, das an der Tonplatte fehlte. Es war jener Teil, der davon erzählt, wie der Held der Sintflutgeschichte

von einem freundlich gesinnten Gotte aufgefordert wurde, ein Schiff zu bauen und seine Angehörigen und allerhand Tiere mit an Bord zu nehmen.



Inschriften aus Ninive.

Auch sonst machte Smith bei zwei Ausgrabungen im Euphrat-Tigrislande wertvolle Funde. Von seiner dritten Reise mußte er aber unverrichteter Sache zurückkehren, da Cholera und Pest im Lande wüteten. Ihn selber hatten das Klima, Hunger und Durst und anstrengende Arbeit so mitgenommen, daß er auf der Heimfahrt seinen Geist aufgab.

Der babylonische Sintflutbericht ist in einem großen Heldenepos auf zwölf Keilschriftplatten enthalten. Man hat von ihm später noch viel ältere Aufzeichnungen gefunden, nämlich aus der Zeit um 2000 v. Chr., diese jedoch nur unvollständig.

Die Hauptperson, die dem Noah des 1. Buch Moses entspricht, ist Ut-napisch-tim, der letzte der babylonischen Urkönige.

Die Sintflut, wie wir sie unter hebräischem Einfluß nennen, war eine furchtbare Überschwemmung des Euphrat, die mit unerhörtem Steigen des Meerwassers verbunden war, verursacht durch furchtbare Stürme. Der Schauplatz war nämlich, wie wir aus den babylonischen Berichten erkennen, die Stadt Schurippak am Euphrat, wo dieser in die Persische Bucht mündete. Noch zur Zeit Alexanders des Großen hatten Euphrat und Tigris verschiedene Mündungen, die eine Tagereise voneinander entfernt waren. Die große Flut war nach demselben Bericht ein Werk der Götter der Stadt zur Strafe für die Sünden der Menschen.

Ut-napisch-tim hatte nun aber, so berichtet die babylonische Überlieferung, den menschenfreundlichen Ea, den Gott der Meerestiefe und der Weisheit, zum Beschützer und erhielt durch ihn Kunde von dem Beschluß der Götter, die Menschheit zu verderben. Um seinen Schützling zu retten, forderte Ea ihn auf, sich ein Schiff zu bauen, mit seiner Familie an Bord zu gehen, je ein Paar von allen lebenden Wesen mitzunehmen und dann aufs Meer hinauszufahren. Auf alle Fragen der Bewohner von Schurippak sollte er antworten, da Ellil, der Herr der Erde, ihn hasse, wolle er nicht länger in seinem Lande verweilen, sondern nach dem Reiche seines Gottes Ea fahren.

Ut-napisch-tim befolgte den Rat seines Beschützers. Er baute sich ein Schiff mit sechs Stockwerken, hundertzwanzig Ellen lang und ebenso hoch, und dichtete es mit Erdpech. Als das Schiff fertig war, belud er es: „Alles, was ich hatte, all mein Silber, all mein Gold, alle lebenden Wesen verschiedener Art nahm ich an Bord. Ich brachte auf das Schiff meine ganze Familie und mein Geschlecht, das Vieh des Feldes, die wilden Tiere; Handwerker aller Art nahm ich mit."

Auf ein Zeichen ging er selber auf das Schiff, schloß die Tür und übergab das Steuer der Hand eines erfahrenen Steuermanns. Nun wurden alle Wetter losgelassen. Stürme rasten, Flüsse und Meer traten über die Ufer. Die ganze Welt wurde von schwarzen Gewitterwolken verfinstert. Selbst die Götter fanden es unheimlich. „Sie stiegen in Anus Himmel hinauf. Dort saßen sie regungslos, wie Hunde zusammengekauert, und weinten vor Angst."

„Sechs Tage und sechs Nächte wüteten Orkane und Wolkenbrüche. Die ganze Welt war in ein Meer verwandelt", und alle lebenden Wesen gingen unter. Am siebenten Tage aber ließ der Sturm nach, das Meer beruhigte sich, und das Schiff landete auf dem Berge Nisir. Ut-napischtim wartete noch sechs Tage. Als der siebente Tag graute, schritt er zur Tat: „Da trug ich eine Taube hinaus und ließ sie los. Die Taube flog hierhin und dorthin. Da sie aber keinen Ruheplatz fand, kam sie zurück. Da trug ich eine Schwalbe hinaus und ließ sie los. Die Schwalbe flog hierhin und dorthin; da sie aber keinen Ruheplatz fand, kam sie zurück. Da trug ich einen Raben hinaus und ließ ihn los. Der Rabe flog, sah, daß das Wasser zurückging, fraß, watete im Schlamm und krächzte, kam aber nicht zurück." Daraus schloß Ut-napischtim, daß die Erde wieder trocken war. Er verließ das Schiff und verrichtete auf dem Gipfel des Berges ein Opfer. Wie das Opfer Noahs dem Jahve lieblich roch, so versammelten sich auch die babylonischen Götter, um den Opferrauch zu genießen. „Die Götter sogen den Duft ein, die Götter genossen den süßen Geruch, sie versammelten sich um den Opfernden wie Fliegen." Und als Ischtar zu den Göttern hinabkam, schwor sie bei ihrem Halsschmuck, nie werde sie diesen Tag vergessen. In diesem Halsschmuck, den die Göttin emporhob, als sie den Eid ablegte, hat man ein Gegenstück zu dem Regenbogen der jüdischen Erzählung erblicken wollen.

Nun entstand ein heftiger Streit zwischen Ea und den anderen Göttern, weil er ihren Plan, alles Leben auf der Erde zu zerstören, zunichte gemacht hatte. Ea setzte dem Ellil auseinander, daß es besser sei, wenn künftig jeder einzelne selber seine Strafe bekäme, als daß die ganze Menschheit durch eine Sintflut umgebracht werde. Da gab Ellil seinen Zorn auf, und Ea ging zu

Ut-napisch-tim und nahm ihn und sein Weib bei der Hand, segnete sie und machte sie göttergleich.

Einen entscheidenden Beweis dafür, daß der jüdische Sintflutbericht jünger ist als der babylonische, haben die mit den Wanderungen der Märchenliteratur vertrauten Forscher in jenem Teil der Sage gefunden, der von der Aussendung der Vögel aus dem Schiffe handelt. Die dreifache Aussendung des babylonischen Berichts kehrt insofern in dem hebräischen Bericht wieder, als dort eine Taube dreimal ausgesandt wird. Gleichzeitig ist aber auch in dem hebräischen Bericht die Erinnerung an den Raben erhalten; man hat indessen den Zweck seiner Aussendung vergessen, so daß der Vogel dort eine ganz sinnlose Rolle spielt. Der Rabe darf in dieser Darstellung vor der Zeit und zur Unzeit tun, was er nach der Keilschriftsage als der zuletzt abgesandte von den drei Vögeln tun mußte.

Zur Zeit kennt man nicht weniger als sechs babylonische Sintflutberichte oder Bruchstücke davon. Von der ältesten bekannten babylonischen Aufzeichnung hat man Stücke in Nippur gefunden, wo seinerzeit der vornehmste Tempel Babyloniens stand. Diese Keilschrifttafeln scheinen etwa viertausend Jahre alt zu sein.

Die Sage von einer großen Wasserflut, die die Erde überschwemmt und alles Leben vernichtet bis auf einen einzigen Mann mit seiner Familie, der vor Gott Gnade gefunden hat, ist übrigens über die ganze Erdkugel verbreitet. Erinnerungen an die Überschwemmungen des Hoangho haben z. B. eine chinesische Sintflutsage hervorgerufen. Eine andere, von der hebräischen und babylonischen ganz unabhängige Sintflutsage hat sich auf der Insel Gaua im Australischen Archipel erhalten. Dort wird erzählt, ein Mann namens Quat habe sich im Innern des Waldes ein Schiff gebaut und sich durch den Hohn seiner Brüder nicht stören lassen. Als sie ihn fragten, wie er ein so großes Schiff an das Meer hinunterbringen wolle, antwortete er immer: „Das werdet ihr bald sehen." Als das Schiff fertig war, nahm er Frau und Brüder an Bord, sammelte allerlei Tiere der Insel, sogar so kleine Tiere wie die Ameisen, und nahm sie mit aufs Schiff. Darauf ging ein großer Wolkenbruch nieder. Die ganze Talschlucht, in der der Wald stand, füllte sich mit Wasser, und Quats Schiff fuhr von selber aufs Meer hinaus.

Seither haben die Bewohner von Gaua immer auf seine Wiederkehr gewartet. Als in unseren Tagen eine Schar Missionare auf der Insel landete, glaubten die Einwohner, sie seien Quat und seine Brüder, die jetzt zurückkehrten.

Im Norden hat man eine Sintflutsage in der Erzählung vom Blut des Riesen Ymer erblickt, in dem das ganze Riesengeschlecht bis auf ein einziges Paar umkommt.

## Das Gilgameschepos. Babylonische Andeutungen über den Sündenfall

Der babylonische Sintflutbericht ist in einem berühmten Heldengedicht von Gilgamesch enthalten, der größten und am besten erhaltenen babylonischen Dichtung. Der Haupttext in der Bücherei Assurbanipals füllt zwölf Keilschriftplatten. Man hat auch Bruchstücke viel älterer Aufzeichnungen aus der Zeit um 2000 v. Chr. gefunden. An dramatischer Kraft und Gehalt kann sich kein anderes babylonisches Gedicht mit diesem Epos messen, das eine ergreifende Schilderung des hoffnungslosen Kampfes der Erdbewohner gibt, sich von der schwersten aller Bürden zu befreien: der Angst vor dem Tode und der Vergänglichkeit. Furchtbar muß diese seelische Angst bei einem Volke gewesen sein, das die trostlosen Vorstellungen der Babylonier vom Dasein nach dem Tode hegte und obendrein in beständiger Angst vor zornigen Göttern und zahllosen unheimlichen Dämonen lebte, die mit den armen Erdenbewohnern ihr Spiel trieben.

Gilgamesch hat unter den Menschen nicht seinesgleichen. Er „ist männlich schön, kraftstrotzend. Sein ganzer Körper ist voller Kraft, und die Götter haben ihm große Klugheit geschenkt". Viele fremde Länder hat er gesehen, und tiefer als andere ist er in die Geheimnisse der Weisheit eingedrungen. Mit seinem Freunde, dem herrlichen Helden Engidu zieht er auf Abenteuer aus, um Ruhm und Ehre zu gewinnen, und vollbringt viele Heldentaten. Als Gilgamesch, vom Jubel seines Volkes umbraust, wieder heimkehrt, faßt Ischtar, die Göttin der Liebe, eine heftige Leidenschaft für ihn und bietet ihm ihre Liebe an. Der Held aber antwortet stolz: „Welchen deiner Gemahle hast

du wohl ewig geliebt? Willst du, daß ich dir deine Liebhaber aufzähle? Jetzt liebst du mich und wirst mich ebenso behandeln wie die anderen."

Als Ischtar das hört, wird sie furchtbar zornig, steigt zum Himmel empor, tritt vor ihren Vater Anu und bittet ihn, einen feuerspeienden Stier zu schicken, Gilgamesch zu verderben. Anu läßt sich schließlich dazu überreden, ihr zu willfahren. Mit Engidus Hilfe gelingt es aber Gilgamesch, das Ungeheuer niederzustoßen.

Einige Zeit darauf befällt Engidu eine schwere Krankheit, und eines Tages steht Gilgamesch verzweifelt an der Bahre des Freundes. „Gleich einem Löwen brüllte er vor Verzweiflung; er trauerte wie eine Löwin, die ihrer Jungen beraubt ist. Er wandte sich dem Toten zu und raufte sein Haar. Die ganze Nacht saß er da, und als der Morgen graute, floh er von seinem Freunde fort und eilte aufs Feld hinaus."

Gilgamesch packt das Grauen bei dem Gedanken, daß ihm dasselbe Schicksal bevorsteht. Gibt es denn keinen Ausweg, der Vergänglichkeit zu entgehen? Er beschließt, sich zu seinem Stammvater Ut-napisch-tim zu begeben, der allein mit seinem Weibe der Sintflut entkommen ist und nun den Göttern gleich „fern an der Mündung der Ströme" lebt. Der muß seinen Nachkommen lehren können, wie man dem Tode entgeht.

Auf seiner Fahrt kommt der Held an einen großen Berg, dessen Eingang furchtbare Skorpionenmenschen bewachen. Sie lassen sich aber erweichen und öffnen ihm die Pforte zu dem langen Wege durch rabenschwarze Nacht. Als Gilgamesch ihn zurückgelegt hat, gelangt er zum Hain der Götter, „wo die Bäume Karneolsteine als Früchte tragen, wo Trauben herabhängen, lieblich anzuschauen. Der ganze Hain schimmert von Edelsteinfrüchten".

Nachdem Gilgamesch den Hain durchwandert hat, gelangt er an ein großes Meer, an dessen anderem Ufer Ut-napisch-tim wohnt. Am Meere sitzt die Göttin Siduri auf ihrem Thron. Sie sagt zu Gilgamesch: „Warum sind deine Wangen so abgezehrt und dein Haupt so gebeugt? Weshalb ist dein Herz so voller Angst und dein Blick so verstört? Und warum eilst du so voller Kummer über das Feld?"

Gilgamesch antwortet, die Todesfurcht zehre an ihm: „Mein Freund, den ich liebe, ist zu Staub geworden! Muß auch ich mich einmal wie er niederlegen, ohne je wieder aufstehen zu können?" Da antwortet Siduri: „Wohin eilst du, Gilgamesch? Das Leben, das du suchst, findest du doch nicht. Als die Götter die Menschen schufen, bestimmten sie ihnen den Tod, für sich aber behielten sie das Leben. Deshalb sättige deinen Bauch, Gilgamesch, sei lustig Tag und Nacht, feire Feste Tag für Tag, tanze, unterhalte dich Tag und Nacht! Schmücke deine Kleider, halte dein Haupt gewaschen und deinen Leib gebadet. Lächle dem Kinde, das deine Hand faßt; dein Weib freue sich in deinen Armen."

Gilgamesch tötet einen Löwen.

Trotz der wenig ermutigenden Antwort Siduris ist Gilgamesch entschlossen, seine Fahrt zu vollenden. Er begegnet dem Schiffer Ut-napisch-tims und vermag ihn dazu, ihn ans andere Ufer überzusetzen. Erstaunt sieht der Stammvater seinen Nachkommen herannahen. Viel hat er zu erzählen. Seinen Bericht über die Sintflut haben wir oben wiedergegeben. Aber gegen den Tod weiß er keine Hilfe. Das einzige, was Gilgamesch von seiner Fahrt heimbringt, sind die trostlosen Worte Ut-napisch-tims: „Grausam ist der Tod; er kennt keine Schonung. Nehmen wir hier etwa Wohnung für ewig? Nein, hier gibt es nichts Beständiges."

Unverrichteter Dinge kehrt also Gilgamesch zurück. Sein einziger Wunsch ist nun, den Schatten seines abgeschiedenen Freundes Engidu zu treffen und von ihm zu erfahren, welches das Los der Toten in Wirklichkeit ist. Nach einem vergeblichen Ver-

such, ins Totenreich hinabzusteigen, vermag er Ea dazu zu bewegen, daß er dem Gott der Unterwelt befiehlt, den Geist des Toten aus der Unterwelt herauszulassen. Und mit Engidus düsterer Schilderung des Totenreichs schließt das Gedicht.

Gilgamesch bittet ihn: „Sage mir, mein Freund, sage mir, mein Freund, sage mir die Ordnung der Unterwelt, die du gesehen hast."

Engidu antwortet: „Nicht sage ich sie dir, mein Freund, nicht sage ich sie dir. Sagte ich dir die Ordnung der Unterwelt, die ich gesehen, dann säßest du den ganzen Tag und weintest."

Darauf Gilgamesch: „So will ich denn den ganzen Tag sitzen und weinen."

Worauf Engidu sagt: „Nun wohl, den Leib, der dein Herz erfreute, den fressen die Würmer wie ein altes Kleid. Der ist nun dahin geschwunden, der ist eine Handvoll Staub. In Staub ist er zerfallen, in Staub ist er zerfallen."

*

Im El Amarna-Archiv in Ägypten und in der Bücherei Assurbanipals hat man Teile einer babylonischen Erzählung von Adapa gefunden, der „Saat des Menschengeschlechts". Wie der Adam der Bibel ging Adapa durch einen Fehlgriff der Unsterblichkeit verlustig. Daß man in Ägypten Spuren der Sage gefunden hat, beruht darauf, daß sie dort einundeinhalb Jahrtausend v. Chr. als Lesebuch von denen benutzt wurde, die die babylonische Sprache erlernten.

Adapa war der Sohn des Ea. Er war mit seines Vaters Weisheit, aber nicht mit ewigem Leben begabt. Er war im Tempel Eas in Eridu als Schiffer und Fischer angestellt und versah seinen Vater und Herrn mit Speise und Trank, mit Fischen und Wild. Als er aber eines Tages auf dem Meere fischte, stürzte sich plötzlich der Südwind auf sein Boot, und dieses kenterte. In der Wut ergriff da Adapa die Flügel des Dämons und brach sie ab, so daß der Dämon nicht mehr fliegen konnte. Als Anu erfuhr, was Adapa getan hatte, ließ ihn der erzürnte Gott des Himmels rufen. Ea aber, der Beschützer Adapas, wußte, welche Gefahr dem Sohne drohte, und gab ihm den Rat, nicht das Brot zu essen und das Wasser zu trinken,

das ihm der himmlische Gott anbieten werde, da es tödlich sei. Die Geschichte verlief aber nicht so, wie Ea sich das vorgestellt hatte. Als Adapa in den Himmel kam, wurde Anu allmählich umgestimmt und gab seinen Zorn auf. Ja, er begnadigte Adapa nicht nur, sondern wollte auch durch eine ganz besondere Wohltat Ea selber überbieten. Er ließ seinem Gaste Lebensbrot und Lebenswasser vorsetzen. Adapa aber erinnerte sich Eas Rat und schlug die Bewirtung aus. Da befahl Anu seinen dienenden

Ein Bild, das angeblich den Sündenfall darstellt. Die alten Babylonier haben sich, ebenso wie wir, gefragt, woher das Böse in die Welt gekommen ist, und scheinen das Problem nach obenstehendem merkwürdigen Bilde auf einem babylonischen Siegel ebenso gelöst zu haben, wie die Hebräer. Ein Mann und eine Frau sitzen unter einem Baum mit herabhängenden Früchten. Die Frau streckt die Hand nach der Frucht aus, und der Mann hält der Frau die Hand hin. Hinter der Frau ringelt sich die Schlange, der Versucher. Heute wird das Bild vielfach nur als eine Götterdarstellung gedeutet.

Geistern: „Nehmt ihn und führt ihn wieder auf die Erde zurück!" So ging Adapa durch einen Fehlgriff des ewigen Lebens verlustig.

## Die Sage von Ischtars Fahrt in die Unterwelt

ist eine der interessantesten babylonischen Mythen, die wir kennen. Sie versucht zu erklären, warum alle Pflanzen sterben, wenn der Winter kommt und alles dann finster und kalt wird. Das Hauptstück dieses Epos wurde in der Bücherei Assurbanipals gefunden; es sind aber auch Teile des Gedichts erhalten, die bis ins dritte Jahrtausend v. Chr. zurückgehen.

Ischtar, die Tochter des Mondgottes, beschließt einmal, das düstere unterirdische Reich zu besuchen, „das Land, von dannen niemand wiederkehrt". Sie begibt sich in die Wohnung der

Finsternis, den Palast des Todesgottes. Als der Türhüter ihr nicht öffnen will, droht sie, das Tor einzuschlagen. Da geht der Türhüter zur Herrscherin des Totenreichs und sagt: „Siehe, deine Schwester Ischtar, die die großen Orgien in den Sälen der Freude veranstaltet, steht jetzt am Tor und will eintreten." Als die Todesgöttin das hört, erbleicht sie und schwankt wie ein Rohr im Winde. „Was hat sie hierher getrieben, wo ich das Wasser zusammen mit den Göttern der Unterwelt trinke, wo ich Lehm anstatt Speise esse und Kotwasser trinke anstatt Bier! Laß mich in Frieden weinen über die Männer, die ihre Frauen haben verlassen müssen. Laß mich in Frieden weinen über die Frauen, die aus den Armen ihrer Männer gerissen sind, und laß mich in Frieden weinen über die schwachen Kindlein, die vorzeitig dahingerafft sind! Öffne aber trotzdem das Tor, Wächter!"

Kaum ist aber Ischtar in den Palast gelangt, da gerät sie auch schon in heftigen Streit mit seiner Herrscherin. Die Todesgöttin läßt sie da in eine Kammer sperren und hetzt sechzig Krankheiten auf sie.

Als aber Ischtar auf diese Weise machtlos wurde, wich auf der Erde oben die Zeugungskraft von Menschen und Tieren, und alles Grün welkte dahin. Da erzürnten die Götter, daß sie keine Opfer mehr erhielten, und schickten einen Boten in die Unterwelt, Ischtar zurückzuholen. Das gelang jedoch erst nach großen Schwierigkeiten. Als die Göttin zurückkam, begannen Blumen und Bäume wieder zu knospen.

*

Ein ähnlicher Mythus wird von dem jungen Gott Tamuz, der Verkörperung des Frühlingsgrüns, erzählt. Später wurde diese Sage mit den Erzählungen von Ischtars Fahrt in die Unterwelt zusammengeworfen. So erhielt man eine Erklärung für diese Fahrt: Ischtar unternahm die Fahrt, um in der Unterwelt Tamuz aufzusuchen, ihren Jugendgeliebten. Die Erzählung ist an diesem Punkte recht unklar und die betreffende Textstelle beschädigt. So viel meint man aber erkennen zu können, daß das liebliche Flötenspiel des Tamuz die Todesgöttin so erweicht, daß sie ihn und seine Geliebte freigibt.

# Die Geburtsstätte der Astronomie

Wir wissen jetzt, daß man in Babylonien vor viertausend Jahren mit großem Scharfsinn juristische Fragen erörterte, daß man in den Priesterschulen schon frühzeitig grammatische Studien betrieb, aufmerksam die Naturerscheinungen beobachtete und die Rätsel des Weltalls und des Menschenlebens zu lösen versuchte. Man vertiefte sich auch in die Geschichte alter Zeiten in der Hoffnung, die Zukunft voraussagen zu können. Dieser lebhaften geistigen Tätigkeit auf verschiedenen Gebieten des menschlichen Wissens verdankten die Babylonier in erster Linie ihren Einfluß auf die anderen Völker. Nichts aber erweist so deutlich ihre geistige Überlegenheit über die Nachbarvölker wie das, was sie bei der Erforschung des Himmelsgewölbes erreicht haben. Die Babylonier sind die Schöpfer der wissenschaftlichen Astronomie und Meteorologie.

Teils aus praktischen, teils aus religiösen Gründen wandten die „Weisen des Morgenlandes" ihre Aufmerksamkeit den Sternen des Himmels und ihren Bewegungen zu. Ihr Nützlichkeitsstreben ging darauf aus, eine feste Zeitrechnung und zuverlässige Zeiteinheiten, mit anderen Worten einen Kalender zu schaffen. Es liegt auf der Hand, wie wichtig das war für einen bis in die kleinsten Kleinigkeiten hinein festgeregelten Staat, wie den babylonischen, im Dienste des Ackerbaues, des Geschäftslebens, des Handels und Wandels überhaupt. Von den alten Babyloniern haben wir die Einteilung der Woche in sieben Tage übernommen, die des Tages in 24 Stunden, der Stunde in 60 Minuten und der Minute in 60 Sekunden. Die Zifferblätter unserer Uhren können uns also beständig an die Weisheit der alten Babylonier erinnern und die Namen unserer Wochentage an die Götter Babyloniens. Die Babylonier benannten nämlich die Wochentage nach den „sieben wandernden Himmelslichtern", d. h. nach der Sonne, dem Monde und den fünf damals bekannten Planeten, die alle Göttternamen führten, da man ja annahm, daß sich die Götter in ihnen offenbarten. Als dann die Griechen und Römer von den Babyloniern die siebentägige Woche übernahmen, benannten sie jeden Tag nach ihren eigenen Göttern und Göttinnen, die den betreffenden baby-

lonischen Gottheiten entsprachen. Später übernahmen unsere germanischen Vorfahren ihrerseits wieder von den Römern die Sitte, den Wochentagen Göttternamen zu geben, und benannten jeden Tag nach derjenigen germanischen Gottheit, die am besten der betreffenden römischen entsprach. Unser Sonntag war bei den Römern, Griechen und Babyloniern der Tag der Sonne, unser Montag auch bei ihnen der Tag des Mondes. Unser Dienstag, der Tag des germanischen Kriegsgottes Ziu (altnordisch Tyr), war bei den Römern der Tag des Kriegsgottes Mars, der dem babylonischen Gotte Nergal entsprach. Der Mittwoch heißt noch heute bei den nordischen Völkern Onsdag, das ist der Tag des Gottes Odin; er war bei den Römern dem Mercurius, dem Gott der Schreibkunst und des Handels geweiht und heißt auf französisch deswegen heute noch mercredi. Unserm Donnerstag, dem Tage des Gottes Donar, entsprach bei den Römern der Tag des Donnergottes Jupiter. Im Babylonischen entsprach ihm Marduk. Der Freitag, der Tag der Göttin Freya, war bei den Römern der Tag der Liebesgöttin Venus und bei den Babyloniern der Tag der Ischtar. Nur der Samstag hat bei uns den Namen nicht von einer Gottheit, sondern von dem hebräischen Sabbath bekommen; das beruht darauf, daß die Germanen keinen Gott hatten, der dem römischen Saturn entsprach. Dessen Name taucht aber in der englischen Bezeichnung Saturday auf. Wie die Wochentage haben wenigstens teilweise auch die zwölf Bilder des Tierkreises ursprünglich ihre Namen von den Babyloniern erhalten.

Die Monate der Babylonier zählten abwechselnd 29 und 30 Tage. Da das Kalenderjahr infolgedessen bald dem wirklichen Sonnenjahr weit voraus war, schob man in gewissen Jahren einen dreizehnten Monat ein. Dies geschah lange Zeit ziemlich aufs Geratewohl. Erst im 6. Jahrhundert v. Chr. wurden dafür feste Regeln eingeführt.

Jeder Monat war einem der zwölf Zeichen des Tierkreises geweiht. Da aber der eingeschobene dreizehnte Monat auch ein Tierbild brauchte, so bekam er als Symbol den Raben, den Unglücksvogel. Seitdem hat die Zahl 13, die überzählige, die Zahl des Raben, ihren Ruf als Unglückszahl bewahrt.

Das hohe Alter der astronomischen Beobachtungen im Euphrat-Tigrislande erweisen zahlreiche Funde aus der Bücherei Assurbanipals. Es sind Abschriften eines großen Werkes von zweiundsiebzig Tontafeln, das vor mehr als dreiundeinhalb Jahrtausenden auf der Grundlage uralter Beobachtungen ausgearbeitet worden war. Dieses Werk stand bei den Assyriern und Babyloniern in sehr hohem Ansehen und wurde im Laufe der Zeiten um die Ergebnisse neuerer Beobachtungen erweitert. So ist z. B. in dem Kapitel über die Kometen hinzugefügt, daß, als Nebukadnezar I. die Elamiten besiegte (um das Jahr 1130 v. Chr.), ein Komet am Himmel stand, dessen Kern taghell strahlte, und dessen Schweif aussah wie der Stachel eines Skorpions. Man sah in ihm eine Ankündigung des babylonischen Sieges. Die alten Babylonier haben auch bereits vor drei bis vier Jahrtausenden auf Tontafeln ins einzelne gehende astronomische Beobachtungen verzeichnet mit Angabe der Schlüsse, die durch Berechnungen daraus gezogen werden konnten, und sie haben, wie ein Fachmann sagt, bereits in dieser frühen Zeit „überraschend feine Messungen der Entfernung zwischen verschiedenen Fixsternen" vorgenommen. Schon zur Zeit der Hammurapidynastie, also vor etwa viertausend Jahren, hatten sie einen genau ausgearbeiteten Kalender, sie konnten also schon damals die Umlaufszeiten der größeren Himmelskörper mit der nötigen Genauigkeit berechnen.

Man darf aber nicht vergessen, daß die babylonische Astronomie in den ältesten Zeiten eigentlich eine Dienerin der Astrologie war und sich erst in späterer Zeit aus dieser abhängigen Stellung befreite. Die astronomischen Beobachtungen und Berechnungen wurden in Babylonien wohl in erster Linie vorgenommen, um den Willen der Götter zu erforschen und zukünftige Dinge zu erfahren. Sie ließen natürlich an Genauigkeit einiges zu wünschen übrig. So gelang es den Babyloniern niemals, ganz scharf die Zeit der Frühlingsnachtgleiche und der Sommersonnenwende zu berechnen. Noch im 3. und 2. Jahrhundert v. Chr., in der Blütezeit der babylonischen Astronomie, wurde das Datum der Frühlingsnachtgleiche vier bis fünf Tage zu spät angegeben. Daraus kann man schließen, daß in älteren Zeiten der Fehler noch viel größer gewesen ist.

Alle geschichtlichen Erscheinungen muß man aber nach ihrer Zeit und ihrer Art beurteilen, und hier müssen die einfachen Instrumente berücksichtigt werden, die den alten Babyloniern zur Verfügung standen.

Wenn man als astronomische Wissenschaft nur solche Beobachtungen anerkennt, die noch heute unmittelbar zu verwenden sind, dann gibt es im Grunde keine solche Forschung vor dem hellenistischen Zeitalter, d. h. einige Jahrhunderte vor Christi Geburt. Aber die Astronomen dieser Zeit waren sich bewußt, wieviel sie den babylonischen Astronomen zu verdanken hatten. Sie nannten sich gern selber Babylonier und knüpften in ihren Beobachtungen und Berechnungen an alte babylonische Aufzeichnungen an.

Es ist wohl möglich, wenn auch heute noch nicht bewiesen, daß die alten Chaldäer Sonnen- und Mondfinsternisse wenigstens ungefähr voraussagen konnten. Die ältesten Angaben, die darauf hindeuten, stammen aus der Zeit Assurbanipals. In seiner Bücherei fand man eine Aufzeichnung, in der Sterndeuter in Assur dem König mitteilen, daß eine Mondfinsternis stattgefunden habe, die aber die Astronomen nicht hätten sehen können, da der Himmel bewölkt gewesen sei. Deshalb bitten sie den König, er möge in allen anderen assyrischen und babylonischen Städten nachfragen lassen, ob man vielleicht dort irgendwo die Mondfinsternis beobachtet habe. Noch mehr zugunsten der babylonischen Astronomen spricht eine andere Tontafel, auf der dem König mitgeteilt wird, daß eine Mondfinsternis an einem bestimmten Tage eintreffen, aber nur den nordöstlichen Teil der Mondscheibe berühren werde.

Freilich hat man keinen Beweis dafür, daß die beiden Finsternisse wirklich zur angegebenen Zeit *eintrafen*.

In einem Berichte der *assyrischen* Hofastrologen an den König kann man jedenfalls lesen, daß sie drei Tage nach einer Sonnenfinsternis Ausschau gehalten haben, die nicht eintreffen wollte.

Vielleicht liefern uns neue Entdeckungen in den Ruinenhügeln Mesopotamiens noch einmal vollgültige Beweise.

Die erste Finsternis, von der man mit Sicherheit weiß, daß sie im voraus genau berechnet worden ist, war die Sonnen-

finsternis vom 28. Mai 585 v. Chr. Sie wurde von Thales in Milet vorausgesagt, dem ersten griechischen Philosophen. Dieser aber war ein Schüler der Chaldäer.

In Verbindung mit den astronomischen Studien der Babylonier nahmen auch ihre Kenntnisse in der Mathematik zu. Auf diesem Gebiete sind sie ebenfalls Bahnbrecher gewesen. Sie verwandten zwei verschiedene Zahlensysteme nebeneinander, nämlich das Dezimal- und das Sexagesimalsystem. Eine größere Zahl wurde als soundso viel mal 6 oder soundso viel mal 60 angegeben, genau so, wie wir von soundso viel Dutzend oder Schock sprechen. Das Sexagesimalsystem wenden wir heute noch bei der Einteilung des Kreises in 360 Grade an und bei der Einteilung des Tages in Stunden, Minuten und Sekunden. Ihre mathematischen Kenntnisse setzten die Babylonier instand, ein Maß-, Gewicht- und Münzsystem zu schaffen. Ihr Längenmaß war der mittlere Abstand vom Ellenbogen bis zur Spitze des Mittelfingers eines erwachsenen Menschen, entsprach also ungefähr dem Ellenmaß späterer Zeiten.

## Die babylonische Heilkunst

Krankheiten wurden in Babylonien, wie im alten Orient überhaupt, ursprünglich immer mit Beschwörungen behandelt. Eine Reihe von Beschwörungstafeln heißt nach den Anfangsworten: „Wenn ein Mensch an Husten leidet", eine andere: „Wenn ein Mensch so an Beinkrampf leidet, daß er nicht gehen kann."

Erst wenn es nicht gelungen war, den bösen Geist, der sich im Leibe des Kranken niedergelassen hatte, durch Beschwörungen zu vertreiben, versuchte man es mit Heilmitteln oder operativen Eingriffen.

Da man heute immer mehr erkannt hat, welche große Rolle der Glaube bei der Heilung von Krankheiten spielt, so hat man jetzt besseres Verständnis für die Bedeutung der seelischen Einwirkungen der Magie, die ja unter die moderne Bezeichnung Suggestion fallen.

Die anatomischen Kenntnisse standen im Zweistromlande unvergleichlich viel tiefer als im Nillande, weil die Babylonier

aus religiösen Gründen niemals die Zerschneidung von Toten wagten. Wir besitzen mehrere medizinische Werke aus Babylonien, in denen die Krankheitszeichen angegeben werden. Das geschieht aber immer auf eine sehr äußerliche Art. Man gelangt nie zu den eigentlichen Krankheitsquellen.

Ein Beispiel dafür ist folgender Text aus einem damaligen „Ärztlichen Ratgeber": „Wenn ein Mann ein berauschendes Getränk getrunken hat und sein Kopf hilflos, seine Rede wirr geworden ist, er den Verstand verloren hat und seine Augen stieren", so soll man elf bestimmte Kräuter nehmen, sie zusammenreiben und „ihn das in Öl, mit einem Rauschtrank gemischt, am Morgen trinken lassen, bevor die Sonne aufgeht und ihn jemand geküßt hat. Dann wird er gesund werden".

Eine Keilschrifttafel behandelt die Anfälligkeit der Mädchen für die tückische Lungensucht in den ersten Jahren der Geschlechtsreife. Es heißt da: „Wenn die Mädchen am Anfang der Reife stehen und der zunehmende Mond auf ihr Blut zu wirken beginnt und ihre Reinigung nicht zur gehörigen Zeit eintritt, so verursacht das Sternbild des Walfisches einen verzehrenden, tödlichen Husten; und die Gefahr ist um so größer, je weiter die Sonne vom Zenit entfernt ist." Aus den letzten Worten geht hervor, daß man bereits damals die heilende Wirkung der Sonne bei Schwindsucht bemerkt hatte.

Die Rezepte enthalten in Babylonien wie in Ägypten sehr genaue Angaben über die Zusammensetzung der Heilmittel und die Art ihrer Anwendung. Die meiste Medizin wurde dem Pflanzenreich entnommen, doch spielt dabei der Aberglaube eine große Rolle. Die Wurzeln des Dornbuschs dienten z. B. als Heilmittel gegen eine gewisse Krankheit nur unter der Voraussetzung, daß er nicht im Sonnenschein stand, wenn man ihn aus dem Boden riß. Gegen eine andere Krankheit half dieselbe Pflanze, wenn sie auf einem Grabe gewachsen war. Auch menschliche und tierische Stoffe, oft von sehr unappetitlicher Art, wurden am Euphrat und Tigris ebenso verwendet wie am Nil, und auch das Mineralreich mußte seine Beiträge liefern.

# Israeliten und Phönizier

# Die syrischen Völker

Das fünfzig Meilen lange Küstenland zwischen Ägypten im Süden und der kleinasiatischen Halbinsel im Norden ist im Gegensatz zu Ägypten und Mesopotamien niemals über die Stufe der Kleinstaaten hinausgekommen. Die Natur verhinderte hier den Zusammenschluß der vielen kleinen Staaten zu einem großen Reiche. Es gab keine solche lebenspendende und dem ganzen Lande gemeinsame Pulsader wie den Nil oder den Euphrat, im Gegenteil, der anbaufähige Boden wurde durch schwer zugängliche Gebirge zerschnitten, die die verschiedenen Ansiedlungen ähnlich voneinander absperrten wie in Norwegen und in der Schweiz.

Von Norden nach Süden erstreckt sich der Libanon, „das weiße Gebirge", mit seinen den größten Teil des Jahres schneebedeckten Kämmen, und gleichlaufend zu ihm der Antilibanon, beide ungefähr so hoch wie die Pyrenäen. Der fruchtbare Kalkerdegürtel längs der Küste wird quer durchschnitten von Ausläufern der Hauptkette des Gebirges, die sich so dicht nebeneinanderdrängen, daß für jedes Stück Land nur einige wenige Quadratmeilen bleiben, und an einigen Stellen stürzen sie ganz jäh ins Meer hinab. Syrien war von der Natur dazu bestimmt, das Land der vielen Kleinstaaten zu werden und zu verbleiben.

Andererseits bildeten die Bergketten kein unübersteigliches Hindernis, wenn es galt, einander zu bekämpfen. Die politische Geschichte dieser kleinen Staaten besteht großenteils aus der Erzählung ewiger Zwiste, Fehden und Kriege, die uns, wenn man an die Größe der „Heere" denkt, oft wie Puppenkriege erscheinen, und dementsprechend sind die „Könige" dieser Zwergstaaten, wie sie sich selber nennen, kaum etwas anderes als Großbauern und kleine Paschas.

Wird dagegen gefragt, was die syrischen Völker im friedlichen Wettbewerb geleistet haben, so kann ihre geringe Anzahl nur unsere Achtung vor ihnen vermehren, wenn man sieht, welche bedeutungsvolle Rolle besonders zwei von ihnen, die Israeliten und die Phönizier, in der Kulturgeschichte gespielt haben.

# Die Israeliten

Die Geschichte der Israeliten ist schwieriger zu schreiben als die irgendeines anderen bekannten Kulturvolks, weil man fast gar keine gleichzeitigen Urkunden über ihre ältere Geschichte und fast keine Altertümer besitzt. Die Hauptquelle ist also das Alte Testament. Seine außerordentliche religiöse und literarische Bedeutung sichert diesem Teil des „Buches der Bücher" innerhalb des gesamten Schrifttums der Welt eine einzigartige Stellung. Will man aber dieses Buch für rein geschichtliche Zwecke benutzen, so hat man da, wie anderwärts, zwischen Quellen aus erster und zweiter Hand zu unterscheiden. Zu den Quellen erster Hand — in denen zuverlässige und gutunterrichtete Männer Selbsterlebtes erzählen — gehören vor allem die Schriften der Propheten. Was dagegen die historischen Bücher anlangt, so muß man beachten, daß sie in der Hauptsache erst nach der babylonischen Gefangenschaft der Juden entstanden sind. Sie sind teils auf Sagen aufgebaut, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt haben, teils auf älteren, jetzt verlorenen Quellenschriften. Diese Schriften bestehen aus Königschroniken und anderen Werken, die teilweise in der Absicht des Verherrlichens entstanden sind und deshalb zuweilen ein und dasselbe Ereignis auf sehr verschiedene Art darstellen. In einer naiven Zeit, als historische Kritik noch ein unbekannter Begriff war, nahm man keinen Anstoß daran, daß widerstreitende Überlieferungen friedlich nebeneinandergestellt wurden. So ist es in allen Ländern einmal gewesen. Die ältesten Versuche, Geschichte zu schreiben, bestanden im Grunde darin, so viel Überlieferungen als möglich zu sammeln und aufzubewahren.

Das Verhältnis dieser verschiedenen Überlieferungen und Quellenschriften zueinander klarzustellen und zu bewerten, ist eine Hauptaufgabe der bibelkritischen Forschung gewesen, die nun mehr als ein Menschenalter damit beschäftigt gewesen ist, an den Büchern des Alten Testaments dieselbe Art historischer Kritik zu üben, wie sie die heutige Geschichtsforschung an den Geschichtsquellen anderer Völker übt. Nach scharfsinnigen Untersuchungen, besonders der Bücher Mose, haben die Forscher feststellen zu können gemeint, daß diese Bücher im Laufe der Zeit

durch Zusammenfügen mehrerer Quellen entstanden sind, von denen die ältesten bis in die Zeit der Könige, etwa 850 v. Chr., zurückgehen, die jüngsten aber aus der Zeit der babylonischen Gefangenschaft, etwa 500 v. Chr., stammen. Die älteste dieser Quellen ist ein Bericht über die Schicksale des jüdischen Volkes von der Erschaffung der Welt bis zur Zeit der Könige. Aus dieser Quelle stammen viele der schönsten Erzählungen in den Büchern Mose. „Dieses Werk," sagt ein Spezialist auf diesem Gebiet, „gibt eine Selbstdarstellung des ältesten, kampflustigen und zuversichtlichen Israel, wie es aus seinen kleinen Verhältnissen in die Kriege der Großstaaten hineingezogen wurde, bevor das Unglück über das Volk hereinbrach und seinen Blick auf seine Geschichte, seine Zukunft und seinen Gott änderte — jene Veränderung der Auffassung, die so weitgehende religionsgeschichtliche Folgen ergab."

Wir müssen uns damit begnügen, an einigen Beispielen zu zeigen, wie man zu diesem Ergebnis gekommen ist. Die Bücher Mose und andere historische Schriften weisen zuweilen selber darauf hin, daß ihre Schilderung auf älteren, jetzt verlorenen Quellen beruht. Im 4. Buch Mose 21, 14 wird als Quelle für ein altes Lied das „Buch von den Streiten des Herrn" angeführt. Daniels Klagelied über Saul und Jonathan wird im 2. Buch Samuelis 1, 18 nach dem „Buche der Redlichen" zitiert, das auch im Buch Josua 10, 13 als Quelle angeführt wird. Die Bücher der Könige verweisen immer wieder auf die „Chronik Salomos", die „Chronik der Könige von Juda" oder die „Chronik der Könige Israels". Oftmals sind die Nähte zwischen den verschiedenen zusammengearbeiteten Quellen sehr leicht zu erkennen, bisweilen stehen nämlich zwei verschiedene Darstellungen ein und desselben Ereignisses in ein und demselben Buche nebeneinander, wie z. B. die beiden Schöpfungsberichte im 1. Buch Mose, der eine im Kapitel 1, der zweite im Kapitel 2, 4 ff., oder die beiden Berichte über die Sintflut, die in Kapitel 6 und 7 ineinander verwoben sind, aber verschiedene Angaben über die Anzahl der Tiere enthalten, die Noah mit in die Arche nahm, und über die Dauer der Sintflut. Ebenso verhält es sich mit dem Bericht darüber, wie Moses den Pharao dazu brachte, das Volk Israel aus Ägypten wegziehen zu lassen, und mit dem Bericht

über diesen Auszug selber und den Durchzug durch das Rote Meer. Daß diese und ähnliche Doppelberichte aus verschiedenen Quellen stammen, geht obendrein aus gewissen Verschiedenheiten der Sprache, des Gedankengangs usw. hervor, die jedoch nur die Fachgelehrten beurteilen können.

Wenden wir uns nun zu den außerbiblischen Quellen für die älteste Geschichte Palästinas, so sind in erster Linie zu nennen die Briefe der syrischen Fürsten an den Pharao, die in dem El Amarna-Archiv erhalten sind. Hier werden die Kanaanäer erwähnt, das Volk, das im 12. Jahrhundert v. Chr. von vordringenden Nomadenvölkern bedroht wurde, im Süden von den Philistern, im Osten von den Israeliten. Und kaum haben diese sich in Palästina festgesetzt, da haben sie es wieder mit anderen vordrängenden Wüstenstämmen zu tun, mit den Moabitern, Amoritern, Midianitern, Amalekitern und wie sie sonst noch heißen. Immer wieder lockt das fruchtbare Land unwiderstehlich die Wüstenkinder an. In diesem andauernden Wanderungsprozeß bildet die Wanderung der Kinder Israel nur ein Glied; andere Völker sind vorausgegangen, andere nachgefolgt.

Als die Israeliten das „Land Kanaan" in Besitz nahmen, war es von Völkern bewohnt, die eine ziemlich hohe Kultur besaßen. Die Kanaanäer, wie man sie zu nennen pflegt, bildeten jedoch keine einheitliche Nation, sondern waren ein buntes Gemisch von verschiedenen, vorwiegend semitischen Stämmen.

Daß diese Völker von der reichen Kulturentwicklung im benachbarten Ägypten und in Vorderasien nicht unberührt geblieben waren, ist ganz selbstverständlich. Ging doch der Handelsverkehr zwischen den beiden großen Kulturländern über Syrien, und die syrischen Küstenstädte vermittelten den Warenaustausch zwischen Mesopotamien und den Inseln des östlichen Mittelmeers.

Diese Mittellage hatte aber für die syrischen Völker auch weniger angenehme Folgen. Ihr Land wurde nämlich ein Streitapfel nicht nur zwischen den assyrisch-babylonischen Großkönigen und den ägyptischen Pharaonen, sondern auch, wie wir schon gesehen haben, zwischen diesen und den Hethitern. Die Zersplitterung Syriens in einzelne Kleinstaaten enthielt ja auch für die eroberungslustigen Nachbarn einen besonderen Anreiz, sich

in die Streitereien zwischen den verschiedenen kleinen Fürsten einzumischen.

Genug! Infolge der Berührung mit den großen Nachbarvölkern entstand hier eine Mischkultur, die die Empfänger später in mancher Beziehung weiterentwickelten und ihrerseits den europäischen Völkern vermittelten. Den ägyptischen Einfluß erweisen die großen Mengen von ägyptischen Schmuckgegenständen, besonders Skarabäen, die die Archäologen in Palästina ausgegraben haben. Den babylonischen Einfluß zeigen vor allem die Funde in El Amarna und Boghasköi. Aus ihnen geht hervor, daß sich alle palästinischen Kleinkönige im Verkehr mit den ägyptischen Pharaonen und den hethitischen Königen der Keilschriftsprache bedienten. Ebenso verrät uns ein ähnlicher, freilich viel geringerer Fund auf palästinischem Boden, daß diese kleinen Könige auch untereinander in babylonischer Sprache verkehrten.

Babylonischer Einfluß auf die Israeliten im besonderen ergibt sich schon aus der Geschichte der jüdischen Patriarchen. Ihr „Stammvater" Abraham war ja ein Babylonier aus Ur in Chaldäa, dem bedeutendsten Ort des Mondgottkults. Hier lebte er der Überlieferung nach zur Zeit des Amrafel. Abraham wäre also in der babylonischen Religions- und Weisheitslehre aufgewachsen, aber dann ausgewandert.

Die israelitischen Gesetze im 2. Buch Mose zeigen auch in mehreren Beziehungen eine auffallende Übereinstimmung mit den Gesetzen Hammurapis. Man braucht bloß an den Wiedervergeltungsgrundsatz „Auge um Auge, Zahn um Zahn" zu erinnern. In beiden Gesetzbüchern sind auch einzelne gesetzliche Bestimmungen nicht nur nach dem Inhalt, sondern auch nach ihrer Anordnung nahe miteinander verwandt. „Diese Übereinstimmung," sagt einer der besten Kenner Israels, „kann nicht zufällig sein. Sie erklärt sich wahrscheinlich daraus, daß Israel in Kanaan die Bekanntschaft mit dem babylonischen Recht machte und es nachahmte." Das Gesetz Hammurapis setzt jedoch ein starkes Staatswesen und eine höhere weltliche Kultur voraus als das mosaische Gesetz, während das älteste Gesetzbuch Israels eine höhere religiöse Entwicklung verrät.

Aus Assurbanipals Bücherei haben wir ja auch ersehen, daß zwischen den babylonischen und hebräischen Schöpfungs- und Sintflutberichten eine nahe Verwandtschaft besteht. Alles deutet darauf hin, daß in dem hebräischen Flutbericht der babylonische eine Umbildung in monotheistischer Richtung erfahren hat.

Seitdem man nun viele unwiderlegliche Beweise dafür erhalten hat, daß ein lebhafter Verkehr zwischen sämtlichen Reichen des alten Orients bestand, ist man von der falschen Vorstellung abgekommen, jedes dieser Völker habe eine Welt für sich gebildet, in der sich seine eigene Kultur unabhängig von anderen Kulturen entwickelte. Auch das jüdische Volk macht keine Ausnahme von der Regel.

Daß die Israeliten frühzeitig auch von der ägyptischen Kultur beeinflußt wurden, muß man von vornherein annehmen, da sie sich ja vor ihrer Einwanderung in Palästina lange Zeit im Lande der Pharaonen aufhielten. Es ist schon bedeutsam, daß sie die Sitte der Beschneidung von den Ägyptern übernahmen. Wenn Josua sein Volk auffordert sich zu beschneiden, so begründet er dies damit, daß man dadurch dem Spott der Ägypter entgehe. Nach Herodot gaben die Syrier ausdrücklich an, sie hätten die Beschneidung von den Ägyptern gelernt. Auf alle Fälle aber standen sie, was die äußere Kultur anlangt, tiefer als die Kanaanäer. Sie waren zu jener Zeit ein Nomadenvolk, das gute Weideplätze brauchte. Als einmal Mißwuchs eintrat, machten sie sich nach Ägypten auf, wo sie bessere Weiden bekamen. Das Land Gosen, das ihnen angewiesen wurde, war ein Grenzgebiet zwischen dem eigentlichen Ägypten und der Halbinsel Sinai. Daß der Pharao den Israeliten dies reiche Weidegebiet im östlichen Deltaland überließ, geschah wohl nicht aus lauter Wohlwollen, sondern wahrscheinlich unter der Bedingung, daß sich die Israeliten unter ägyptische Oberhoheit begaben und also einen nützlichen Pufferstaat zwischen der eingesessenen Bevölkerung Ägyptens und den unbequemen Beduinenhorden im Osten bildeten.

Man hat lange darauf gewartet, daß die Arbeit der Archäologen in Ägypten einige Aufklärungen über die Kinder Israel und ihre Knechtschaft in Ägypten zutage fördern würde. Die Nachforschungen haben aber nur ein bescheidenes Ergebnis gehabt.

Aus dem 1. Kapitel des 2. Buch Mose erinnern wir uns der Worte: „Man bauete dem Pharao die Städte Pithon und Raemes zu Schatzhäusern." Die Kornhäuser der Stadt Pithon glaubt nun ein Ägyptolog bei seinen Grabungen wiedergefunden zu haben. Er meint auch, auf Grund einiger Inschriften feststellen zu können, daß sie von Ramses II. gebaut wurde. Andere Gelehrte aber weisen seine Ergebnisse ab und deuten die Ruinen als Überreste von Befestigungen. Man ist aber allgemein der Ansicht, daß Ramses II. der Pharao war, der die Juden unterdrückte. Nach den Angaben des 2. Buch Mose müßte dann sein Sohn und Nachfolger Merenptah, der von 1225 bis 1215 v. Chr. regierte, der Pharao gewesen sein, der sein Herz verstockte und die Kinder Israel erst aus dem Lande ziehen ließ, als der Herr durch Moses die zehn Plagen über Ägypten verhängt hatte. Diese zehn Plagen sind übrigens gerade für Ägypten bezeichnend. Ihre Schilderung bezeugt eine wirkliche Kenntnis ägyptischer Verhältnisse. Die Erzählung von der Verwandlung des Nilwassers in Blut, die so unglaublich klingt, findet ihre Erklärung darin, daß im Nil zuweilen eine kleine rote Alge auftritt, die das Wasser des Flusses ganz rot färbt, wie das bis auf den heutigen Tag noch geschieht.

Alles schien also historisch wohlgeordnet zu sein, als das Jahr 1896 eine neue Überraschung brachte. Flinders Petrie fand nämlich eine Siegesinschrift aus der Zeit des Königs Merenptah, in der „Israel" als in Palästina ansässig erwähnt wird. Wie ist dieser Widerspruch zu lösen? Wahrscheinlich ist nicht das ganze israelitische Volk nach Ägypten ausgewandert, sondern nur ein Teil, in erster Linie der, der von Rahel abstammte, nämlich die Stämme Joseph und Benjamin. Dagegen wären die sogenannten Leastämme, die fast immer andere Wege zu gehen pflegten als die Rahelgruppe, in Palästina wohnen geblieben.

Es gibt aber in der bibelkritischen Forschung eine andere Richtung, die den Aufenthalt der Kinder Israel in Ägypten zwei Jahrhunderte zurückverlegt, und zwar in die Zeit Amenhoteps III. und Echnatons. Im Zusammenhang mit dieser Annahme ist die Frage aufgeworfen worden, in welchem Maße die

monotheistische Lehre Echnatons die Israeliten beeinflußt haben kann.

Trifft aber die erste Annahme zu, so haben die Rahelstämme das Volk Israel zu dem Volke gemacht, das als erstes in der Weltgeschichte sich um den Dienst eines einzigen allmächtigen Gottes scharte. Denn dann waren es diese Stämme, die unter der Führung des Moses beim Durchzug durch das Rote Meer gerettet wurden.

Von der Zeit an, da die Israeliten auf so wunderbare Weise gerettet wurden, waren sie fest davon überzeugt, daß Jahve ihr Helfer und Beschützer war. „Dieser Augenblick," sagt ein hervorragender Kenner der jüdischen Geschichte, „hat Israel zum Volke gemacht, und Israel hat das nie vergessen. Dieses Wunder machte das Volk im hohen Maße für die Reformbestrebungen des Moses empfänglich, der den israelitischen Stämmen als Ersatz für politische Einheit eine starke religiöse Einheitlichkeit gab, die Israel gegen alle von außen kommenden und alle geistigen Angriffe schützte." Unmittelbar hat aber Moses, wenn die oben angegebene Annahme zutrifft, nur auf die Rahelstämme gewirkt, und erst durch diese wurden seine Gedanken den in Kanaan wohnenden Israeliten übermittelt.

Als die Israeliten in Kanaan eindrangen, vermochten sie nur einen Teil des Landes zu unterwerfen. Mehrere Städte, darunter die starke Festung Jerusalem, blieben im Besitz der Kanaanäer. Das Ende vom Lied war, daß beide Völker einen Vertrag schlossen und dann friedlich nebeneinander wohnten. Natürlich mußten die Israeliten unter diesen Verhältnissen stark von der Kultur des Volkes beeinflußt werden, mit dem sie nun teilweise verschmolzen.

Von einem israelitischen Reiche kann man noch nicht reden. Es sind nur einige früher nomadisierende Wüstenstämme im Begriff, sich in ein festeingesessenes, ackerbau- und handeltreibendes Volk zu verwandeln. Das einigende Band ist mehr von religiöser als von politischer Art. Dieses Band aber war immer in Gefahr, unter der Einwirkung des kanaanäischen Götzendienstes zu zerreißen, und im Alten Testament hört man immer und immer wieder von einem Abfall von Jahve und einem Übergang zu Baal und Astarte und ihrem stark sinnlichen Kult. Auf die

Dauer aber war die innere Kraft der Jahvelehre stärker als die Versuchungen, andere Götter anzubeten.

Jede umfassendere Einigungsbewegung geistiger Art bedarf aber in dieser unvollkommenen Welt der Stütze einer äußeren Macht. Und diese kam erst durch die Einführung der Monarchie zustande, als Saul zum König gekrönt wurde. Saul war ein unglücklicher Mensch, eine innerlich zerfallene Natur, deren ganzes Leben ein einziges großes Trauerspiel wurde; denn ihn

Gefangene Juden vor dem assyrischen König. Assyrisches Relief

plagte „ein böser Geist vom Herrn". Seine Regierung war ein Kampf gegen die Philister, die das Land Israels plünderten und verheerten. In einem Kampfe gegen sie erlitt Saul eine so vernichtende Niederlage, daß er sich aus Verzweiflung das Leben nahm.

Sein Nachfolger David war ein großer König, ein Mann von erhabenen, aber auch abstoßenden Eigenschaften. Seine Regierung, die um das Jahr 1000 v. Chr. begann, eröffnete eine Zeit der Großmachtpolitik mit Eroberungskriegen, die an Stelle des Hethiterreichs einen neuen syrischen Großstaat schaffen sollten.

Das Werk des Königs David wurde von seinem Sohne fortgesetzt, von dem prachtliebenden, wegen seiner Weisheit und seiner kostbaren Bauten gefeierten Salomo, der in Jerusalem den berühmten Tempel errichtete und sich selber einen prächtigen Palast baute. Er trat in freundschaftliche Verbindung mit dem ägyptischen König und heiratete dessen Tochter. Er schickte Handelsschiffe nach dem Goldlande Ophir (wahrscheinlich das

südwestliche Küstenland der arabischen Halbinsel), die von dort Gold, Silber und edle Steine, kostbare Holzarten, Elfenbein und Affen zurückbrachten.

Seine Prachtliebe kostete aber Geld, und um seine Baulust zu befriedigen, bedrückte er sein Volk mit Zwangsarbeit. Sein Königtum nahm Züge des orientalischen Despotismus an. Unter dem Volke Israels entstand eine allgemeine Sehnsucht, dieses „schwere Joch" abzuschütteln. Als Salomo starb, erhoben sich die Stämme im Norden des Reichs gegen seinen Sohn und bildeten um das Jahr 930 v. Chr. unter ägyptischem Schutze ein selbständiges Staatswesen. So zerfiel Palästina in das Reich Juda im Süden und das Reich Israel im Norden, und damit war es für alle Zeiten vorbei mit der Entwicklung zum syrischen Großstaat, die David eingeleitet hatte. Die Geschichte Israels wird eine fast ununterbrochene Kette von Verschwörungen, Soldatenaufständen und Morden. Von den vielen Königsgeschlechtern herrschen nur wenige länger als zwei Generationen. Eine wichtige politische Rolle konnten die Israeliten also niemals spielen. Ihre weltgeschichtliche Leistung liegt auf einem Gebiet, das nicht von dieser Welt ist.

Nach der Auflösung des israelitischen Reichs gab es keinen syrischen Staat, der der Eroberungslust Assyriens hätte widerstehen können. Im Jahre 722 v. Chr. versetzte Sargon II. dem Reiche Israel den Todesstoß. Die wohlhabenderen, führenden Volksklassen wurden nach assyrischer Sitte nach verschiedenen Städten des assyrischen Reichs verschleppt und an ihre Stelle Assyrier und Babylonier als Kolonisten nach Israel verpflanzt.

Das Reich Juda, das mehr abseits lag und eine geschütztere Lage hatte, bestand bis zum Jahre 586 v. Chr., in dem Nebukadnezar ihm ein Ende machte. Er eroberte Jerusalem und ließ die ganze Stadt mit ihrem herrlichen Tempel in Flammen aufgehen. Die begüterten Einwohner wurden in babylonische Gefangenschaft geschleppt. Das arme Volk aber durfte im Lande bleiben.

Damit ist die politische Geschichte des Volkes Israel zu Ende. „Seine wilde, ungezügelte Freiheitsliebe," sagt der gründlichste Erforscher seiner Geschichte, „hat es zu Fall gebracht. Dies sichert diesem Volke für immer unsere Teilnahme. Hätte Israel

es verstanden, sich freiwillig fremder Herrschaft zu unterwerfen, so wäre ihm das schlimmste Unglück erspart geblieben. Der politische Untergang Israels war jedoch nur scheinbar der Untergang der Nation. Dieses Volk ist nicht ausgestorben, aber es ist wurzellos."

Die Zeit des Unglücks und der Schmach wurde für die edelsten Geister Israels und Judas eine Zeit religiöser Läuterung. Die Gefahr, daß die Götter mächtiger Völker das Volk Jahves gewinnen könnten, veranlaßte die besten Vertreter der mosaischen Religion, sich zu einer Gemeinde von Propheten zusammenzuschließen, um den Einfluß fremder Götter abzuwehren. Die Mitglieder dieser Gemeinde nannten sich „Prophetensöhne" und bildeten ringsum im ganzen Volke Kolonien. In älteren Zeiten werden Scharen von Propheten erwähnt, die im Zustande der Verzückung singend und tanzend in den Bergen herumstreiften. Ihnen voraus ging eine lärmende Musik von Flöten, Harfen und Pauken. Unter dem Einfluß der Musik wurden sie „vom Geist Jahves ergriffen", prophezeiten und predigten den heiligen Krieg gegen die Feinde und Unterdrücker Israels. Auch der große Prophet Elisa ließ ja einen Harfenspieler kommen, als der König ihn um Rat fragte. „Und als der Harfenspieler auf der Harfe spielte, kam der Geist des Herrn über ihn." Er gab dem König den Rat, Brunnen in der Wüste zu graben, um dem Wassermangel abzuhelfen. Und siehe, die füllten sich mit Wasser. Zur Zeit des Elisa aber hatte sich die prophetische Bewegung veredelt und wurde von Männern von großer moralischer Kraft geleitet. An die Stelle der umherstreifenden Haufen von verzückten Schwärmern waren geordnete Prophetengemeinden getreten, deren Mitglieder wie gewöhnliche Menschen lebten, Familien gründeten und ihr Land bebauten. Zum Teil wurden sie durch Gaben ihrer Anhänger erhalten, auf die sie einen starken Einfluß ausübten. Asketen von der Art der christlichen Einsiedler späterer Zeit waren sie also nicht. Doch finden wir unter ihnen solche weltentsagende Männer wie Elias, diese geistige Riesengestalt von der Art des Moses, seines großen Geistesverwandten aus der Jugendzeit des Volkes. Elias trug einen Mantel aus rohem Fell, hatte keine feste Wohnung, verweilte meist in der Wüste und tauchte plötzlich hier und da auf wie ein vom Herrn

gesandter Blitz. Ein ähnliches Leben führte sein Nachfolger Elisa, der auf den Ruf des Elias seine Ochsen vor dem Pflug verließ und sich dann in die Schluchten und Höhlen des Gebirges zurückzog. Er scheute sich nicht, den Gottlosen die strafenden Worte der Wahrheit zu sagen, auch wenn es Könige oder Königinnen waren, die die Gebote Jahves übertraten.

Die mächtigste Prophetengestalt ist Jeremias, vielleicht die gewaltigste Persönlichkeit des Altertums, sagt Henrik Schück, der große Grübler mit seinem namenlosen Schmerz, seinem reichen Seelenleben und seiner edlen, strengen Männlichkeit; ein Einsamer, mit allen kämpfend und von allen verfolgt, aber erfüllt von glühender Liebe zu dem Volk, dem er angehört. Als er der Verzweiflung nahe war, „fand er seine Rettung, indem er völlig in Gott aufging, dessen Willen er deuten wollte. Von diesem Augenblick an prallten alle Pfeile des Hasses und der Verfolgung wirkungslos von seiner Seele ab".

„Man kann," sagt der Philosoph Schneider, „die drei großen jüdischen Propheten Jesaias, Jeremias und Hesekiel mit den drei Reformatoren vergleichen, dem gewaltigen Luther, dem feingebildeten Zwingli und dem großen Systematiker Calvin. Man kann die Vergleiche bis in Einzelheiten durchführen und alles, was sie trennt, aus äußeren Umständen, vor allem aus ererbten Anlagen erklären." Jeremias hat nicht die Glaubensgewißheit des Jesaias. Er ist mißtrauisch gegen sich selber, ist mehr ängstlich als begeistert. „Seine Ausbrüche leidenschaftlicher Verzweiflung und die heißen Gebete zu Gott, durch die der Prophet sein inneres Gleichgewicht wiedergewinnt, gehören zum Höchsten, was Menschen geschaffen." Hesekiel ist der große Systematiker. Er ist Denker durch und durch, auch wenn er dichtet. Er ist der Schöpfer der jüdischen Religion der breiten Massen, er ist der Vater aller Schriftgelehrten.

Da Herrscher und Volk sich nicht bessern, sagen die Propheten den Untergang des Reichs voraus, als eine Strafe Gottes für die Greuel der Baalverehrung, das üppige Leben und die Sittenlosigkeit der Mächtigen und ihre unmenschliche Behandlung der Armen. So sagt z. B. der Prophet Amos: „Wehe den Stolzen zu Zion und denen, die sich auf den Berg Samarias verlassen, die sich rühmen die Vornehmsten über die Heiden und gehen

einher im Hause Israel! Wehe euch, die ihr schlafet auf elfenbeinernen Lagern und treibet Überfluß mit euern Betten; die ihr esset die Lämmer aus der Herde und die gemästeten Kälber und spielet auf dem Psalter, und erdichtet euch Lieder wie David; und trinket Wein aus den Schalen und salbet euch mit Balsam und kümmert euch nicht um den Schaden Josephs! Deshalb sollen sie vornean gehen unter denen, die gefangen weggeführt werden, und soll das Schlemmen der Prasser aufhören."

Jesaias aber spricht folgende strafende Worte: „Da wird man in der Felsen Höhlen gehen und in der Erde Klüfte vor der Furcht des Herrn und vor seiner herrlichen Majestät, wenn er sich aufmachen wird, zu schrecken die Erde. Zu der Zeit wird jedermann wegwerfen seine silbernen und goldenen Götzen, die er sich hatte machen lassen anzubeten, in die Löcher der Maulwürfe und der Fledermäuse ... Und der Herr kommt zum Gericht mit den Ältesten seines Volks und mit seinen Fürsten. Denn ihr habt den Weinberg verderbet, und der Raub von den Armen ist in eurem Hause. Warum zertretet ihr mein Volk und zerschlaget die Armen? spricht der Herr, Herr Zebaoth. Und der Herr spricht: Darum, daß die Töchter Zions stolz sind und gehen mit aufgerichtetem Halse, mit geschminkten Angesichtern, treten einher und schwänzen und haben köstliche Schuhe an ihren Füßen, so wird der Herr die Scheitel der Töchter Zions kahl machen, und der Herr wird ihr Geschmeide wegnehmen. Und wird Gestank für guten Geruch sein und ein loses Band für einen Gürtel und eine Glatze für ein krauses Haar und für einen weiten Mantel ein enger Sack; solches alles anstatt deiner Schöne."

Indem die Propheten das Strafgericht verkünden, entwickeln sie zugleich den Gottesbegriff ihres Volkes zu immer höherer Vollendung. Der Jahve der Propheten ist nicht der furchtbare launische Herrscher, der durch Opfer und Gebete besänftigt werden muß. Er ist der gerechte, liebreiche Gott, der auch von den Menschen Gerechtigkeit, Milde und Liebe fordert. Solcher erhabenen religiösen und moralischen Auffassung begegnen wir z. B. in folgenden Worten des Propheten Amos: „Ich bin euern Feiertagen gram und verachte sie; ich mag nicht riechen in eure Versammlung. Und ob ihr mir gleich Brandopfer und Speisopfer opfert, so habe ich keinen Gefallen daran; nun mag

ich auch eure feisten Dankopfer nicht ansehen. Tu nur weg von mir das Geplärr deiner Lieder, denn ich mag dein Psalterspiel nicht hören. Es soll aber das Recht offenbaret werden wie Wasser und die Gerechtigkeit wie ein starker Strom."

Dieselben Gedanken drückt der Prophet Micha folgendermaßen aus: „Meinest du, der Herr habe Gefallen an viel tausend Widdern oder am Öl, wenn es gleich unzählige Ströme voll wären? Oder soll ich meinen ersten Sohn für meine Übertretung geben oder meines Leibes Frucht für die Sünden meiner Seele? Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott."

Tatsächlich wird damit der Inhalt der zehn Gebote zusammengefaßt: der alleinige Gott fordert nicht Opfer und Zeremonien, sondern ein gerechtes Leben in der Liebe zu Gott und dem Nächsten.

Das Bild, das Jesaias von dem alleinigen Gott entwirft, ist voller Majestät und Heiligkeit. In der ganzen Weltliteratur gibt es kein großartiger erhebendes Bild von dem Zusammentreffen eines armen Erdenkindes mit dem Allerhöchsten als die Schilderung, die Jesaias von seinem ersten Gesicht gibt, von der Stunde, in der an ihn die Berufung erging: „Ich sah den Herrn sitzen auf einem hohen und erhabnen Stuhl, und der Saum seines Mantels füllte den Tempel. Seraphim standen über ihm; ein jeglicher hatte sechs Flügel; mit zweien deckten sie ihr Antlitz, mit zweien deckten sie ihre Füße, und mit zweien flogen sie. Und einer rief zum andern und sprach: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll! Daß die Überschwellen bebten von der Stimme ihres Rufens und das Haus ward voll Rauch. Da sprach ich: Wehe mir, ich vergehe! Denn ich bin unreiner Lippen und wohne unter einem Volke von unreinen Lippen; denn ich habe den König, den Herrn Zebaoth, gesehen mit meinen Augen."

Derselbe Geist spricht aus folgenden Worten des Propheten Micha: „Siehe, der Herr wird ausgehen aus seinem Orte und herabfahren und treten auf die Höhen im Lande, daß die Berge unter ihm schmelzen und die Täler reißen werden, gleich wie

Wachs vor dem Feuer verschmilzt, wie die Wasser, so unterwärts fließen."

Im Feuer der Prüfung hat sich der Gottesbegriff der Juden so geläutert und veredelt. Als Israel politisch untergeht, wird es dafür eine religiöse Macht. Da erweitert sich die religiöse Anschauung des Volkes. War Jahve früher der Gott seines eigenen Volkes, so wird er nun der allmächtige Weltgott, der mit der Züchtigung seines Volkes einen bestimmten Plan verfolgt. Die Geschicke Israels nehmen sich unter diesem Gesichtspunkte aus wie eine Vorbereitung auf ein großes Ziel: die Befreiung der Menschheit durch das unterdrückte Volk Israel, das gerade durch seine Leiden sich auf diese hohe Aufgabe vorbereitet.

Bei diesem Volke ist der nationale Untergang der Anfang seiner weltgeschichtlichen Bedeutung geworden. Was bei anderen Nationen Tod bedeutete, ist hier neues Leben. In der Zeit der Verbannung hielten die Propheten den Mut derer aufrecht, die auf die Erlösung der Kinder Israel hofften, indem sie den baldigen Untergang Babyloniens voraussagten. Jeremia weissagte von dem Adler, der von Osten kommen, Israel seine Freiheit zurückgeben und ihm erlauben werde, den Tempel in Jerusalem wieder aufzubauen. Früher als jemand ahnen konnte, ging seine Prophezeiung in Erfüllung. Als Cyrus die Macht der Chaldäer gebrochen hatte, gab er den Juden die Erlaubnis, heimzukehren und ihr verwüstetes Heiligtum neu zu errichten. Aber nur der ärmere Teil des jüdischen Volkes und der und jener Idealist machten von der Erlaubnis Gebrauch.

Der neue Staat Israel erhielt sein Gepräge von der religiösen Entwicklung, die das Volk in den Tagen der Prüfung durchgemacht hatte. Er war nicht von dieser Welt. Das Königtum wurde nicht wiederhergestellt. Dafür wurde der jüdische Staat eine religiöse Gemeinschaft, ein Priesterstaat mit dem Hohenpriester in Jerusalem als Herrscher und Führer des Volkes.

Die Priesterschaft widmete sich nun mit besonderem Eifer der Aufgabe, die alten Schriften und Überlieferungen von der Geschichte des Volkes und seiner religiösen Entwicklung zu erhalten und zu ordnen. So entstanden Schriften verschiedener Art, die den Bedürfnissen des neuen Staates dienten, als da sind Gesetz-

bücher, die Verkündigung der Propheten, Psalmen und andere Bücher, die beim Gottesdienst verwendet wurden. Erst in der christlichen Zeit wurden diese Sammlungen jüdischer Schriftgelehrten in einem einzigen Buche zusammengefaßt, das bis auf den heutigen Tag das heilige Buch der Juden ist und von uns das Alte Testament genannt wird. „In der ganzen Welt," um ein Wort des ausgezeichneten amerikanischen Historikers Breadsted zu gebrauchen, „ist nichts dem vergleichbar, was hier erzählt wird: wie ein Volk einfacher Hirten aus der Wildnis der arabischen Wüste auszog, um im Gelobten Lande zu wohnen, und dort und in fremdem Lande Erfahrungen sammelte, die es zum Religionslehrer der zivilisierten Welt machten. Eine der wichtigsten Taten, für die wir dem großen Perserkönig Cyrus dankbar sein müssen, war also, daß er das jüdische Volk nach Palästina zurückkehren ließ."

## Die Phönizier

Solange die alte orientalische Kulturwelt noch in Dunkel gehüllt war, wurde die Bedeutung der Phönizier stark überschätzt, da griechische und römische Schriftsteller allerhand Merkwürdiges berichtet haben, was aus dem phönizischen Küstenlande stammen sollte. Die Phönizier vermittelten lange Zeit den Handel und Verkehr zwischen Morgen- und Abendland auf dem Seewege; sie waren daher in den Augen der Griechen und Römer die Vertreter der orientalischen Kultur schlechthin. Man schrieb diesen Vermittlern eine Menge Kulturfortschritte zu, die in Wirklichkeit den Ägyptern und Babyloniern zu verdanken waren. Die Phönizier waren nur in geringem Maße Kulturschöpfer. Je mehr die Archäologen über andere Völker Vorderasiens zutage gefördert haben, um so weniger schöpferisch erscheinen die Phönizier.

Phönizien selber ist äußerst arm an schriftlichen Denkmälern. Einige ägyptische und assyrische Urkunden sind auf einem Felsen eine Meile nordöstlich von Beirut an der Mündung des Flusses Nahr-el-Kelb in Stein gehauen, wo die Straßen nordwärts und ostwärts nach Damaskus, südwärts nach Sidon und Tyrus führten. Hier hat Ramses II. dreimal sein Bild in Fels meißeln und mit Inschriften versehen lassen, und sechs assyrische Krieger-

könige sind seinem Beispiel gefolgt. In der Nähe befindet sich auch eine Inschrift Nebukadnezars. Die Skulpturen sind heutzutage fast völlig zerstört. Ein französischer General hat 1860 seinen guten Geschmack dadurch bewiesen, daß er die unterste,

Ein assyrisches und ein ägyptisches Felsenrelief bei Nahr-el-Kelb in Syrien.

also am leichtesten zu erreichende ägyptische Tafel mit seinem eigenen Heldennamen schmückte, der nun die Inschriften des alten Pharao verdeckt. Am besten erhalten ist die Inschrift, die der letzte hier verewigte assyrische König im Jahre 670 v. Chr. zur Erinnerung an seine kurze Zeit vorher erfolgte Eroberung

Ägyptens anbringen ließ. Und doch gab es einmal in diesem Lande eine reiche Literatur, wie wir von den griechischen Schriftstellern wissen. In den Tagen ihres Wohlstandes unter persischer, griechischer und römischer Herrschaft haben die Phönizier in ihrem Lande eine lebhafte Bautätigkeit entfaltet und ebenso auch im Mittelalter. Dabei sind die alten Ruinen als Baustoff verwendet worden und auf diese Weise für alle Zeit für die Wissenschaft verlorengegangen.

Ferner hat hier die Gewinnsucht in Verbindung mit gieriger Sammelwut zum unersetzlichen Schaden für die Wissenschaft viel verschlungen. Der französische Orientalist und Religionshistoriker Ernest Renan schreibt nach einer langen archäologischen Forschungsreise in Phönizien: „Der Geschmack an phönizischen Antiquitäten hat sich in erster Linie kleinen Gegenständen, wie gravierten Steinen und Ringen und anderen Schmucksachen aus Gold und Silber, zugewendet. Der Preis hat auf die Gewinnsucht der Eingeborenen anfeuernd gewirkt, und ganze Schwärme von Antiquitätenhändlern der zweifelhaftesten Art haben jahrzehntelang die Gräber von Byblos und anderen Städten ausgebeutet. In der Hoffnung, einen Ring im Werte von einigen Franken zu finden, hat man sich nicht gescheut, die großartigsten Grabgewölbe zu zerstören. Eines gravierten Steins aus der römischen Zeit wegen hat man zehn unersetzlich wertvolle alte Inschriften zerstört. Nie vielleicht hat man einen deutlicheren Beweis dafür erlebt, wie feindlich eigensüchtige, unfruchtbare Sammelwut der großzügigen Wißbegier des Gelehrten sein kann."

Noch schlimmer haben die Schatzgräber in den Ruinen des alten Sidon gehaust. Da hier ein paarmal Tausende von antiken Goldmünzen gefunden worden waren, wurden die Hacken und Spaten der Vandalen mit verdoppeltem Eifer in Bewegung gesetzt. Zu Zeiten haben mehrere hundert solche Schatzgräber mit fieberhaftem Eifer ihr Zerstörungswerk betrieben. Sie haben kein Grab verschont; einen Sarkophag nach dem anderen haben sie erbrochen und seiner Schätze beraubt.

In anderen Ländern am Mittelmeer, wo die Phönizier Handelskolonien hatten, sind vereinzelt phönizische Inschriften gefunden worden. Am ergiebigsten sind die Ausgrabungen in

Karthago gewesen; die meisten der dort gemachten Funde bestehen aber aus geschichtlich fast bedeutungslosen Grabsteinen.

Unter den Kulturschöpfungen, die lange den Phöniziern zugeschrieben wurden, steht in erster Linie das Alphabet, auf das wir später noch zu sprechen kommen werden, ferner das Maß-, Gewichts- und Münzsystem, das tatsächlich von den Babyloniern, und weiterhin die Erfindung des Glases, die von den Ägyptern stammt. Die Phönizier kamen aber in der

Phönizisch-kyprische Silberschale.

Kunst der Glasbereitung sehr weit, und Glaswaren aus Sidon waren sehr gesucht. Auch phönizische Ton-, Metall- und Webwaren hatten einen guten Ruf.

Eigenes haben die Phönizier auf dem Gebiete des Schiffsbaues geleistet. Sie gehörten sicher zu den ersten Völkern, die Seeschiffe bauten. Die Zedernwälder des Libanon lieferten ihnen ja auch ein ausgezeichnetes Schiffsholz. Den Ägyptern dagegen stand in ihrem eigenen Lande ja nur das minderwertige Holz von Akazien und Sykomoren zur Verfügung. Die ägyptischen Schiffe, die eigentlich nur für die Flußfahrt bestimmt waren,

bestanden bloß aus Brettern oder Planken, die ohne die Stütze von Kiel und Rippen zusammengefügt waren. Daher waren sie nicht seetüchtig. Die phönizischen Schiffe dagegen wurden mit Kiel und Rippen als Rumpf gebaut und erhielten auf diese Weise eine ganz andere Stärke und Geschwindigkeit. Sie stampften nicht auf See, sondern glitten leicht auf den Wellen und durch sie dahin. Ursprünglich wurden sie mit Rudern fortbewegt. Segel kamen hier, wie auf den Wikingerschiffen der Nord- und Ostsee, erst verhältnismäßig spät zur Verwendung.

Die Phönizier haben wahrscheinlich auch die hochgeschätzte Kunst der Purpurfärbung erfunden, wenigstens haben sie diese mehr als andere Völker ausgenutzt. Die Purpurfarbe erhielt man aus dem gelben Drüsensaft gewisser Schnecken, der, dem Tageslicht ausgesetzt, eine rote oder dunkelviolette Farbe annimmt. Die außerordentlich schöne Purpurfarbe hat auch den Vorteil, daß sie nie verbleicht. Dafür kommt sie aber unerhört teuer zu stehen, da jede Schnecke nur ein paar Tropfen Farbsaft liefert. Eine einzige Farbenfabrik verbrauchte jährlich Millionen von Schnecken. In der Nähe von Sidon und Tyrus befinden sich noch heute gewaltige Haufen von Schalen alter Purpurschnecken. Bei Sidon ist eine solche Schneckenbank hundert Meter lang und mehrere Meter hoch.

Als die Araber Tyrus und die Türken Konstantinopel eroberten, wurden auch die letzten Purpurfabriken zerstört, und damit starb die Kunst, mit echtem Purpur zu färben, aus. In unserer Zeit hat man auch den Versuch gemacht, mit dem Safte der Purpurschnecke zu färben; es stellte sich aber viel zu teuer.

*

Der lange, schmale Küstenstreifen, den die Phönizier bewohnten, wurde niemals ein einheitliches Staatsgebilde. Erst als sie unter fremde Oberhoheit kamen, fingen die Phönizier an, sich als zusammengehörig zu fühlen. Vorher bildete jede bedeutendere Stadt mit ihrer Umgebung ein selbständiges Staatswesen und trieb ihre Politik für sich. Die El Amarnabriefe beweisen ja, daß jedes den bösen Nachbar fürchtete und bei ihm allerhand treulose Absichten witterte. Da aber bei diesen Kleinstaaten der Handel alle anderen Lebensfragen überwog,

so suchte man ihn durch einträchtiges Zusammenarbeiten zu fördern, und es kam wenigstens ein ziemlich weitgehendes Zusammenarbeiten nach außen hin zustande. Denn ein kluger Handelsmann versteht die Kunst, auch mit seinen Konkurrenten in Eintracht zu leben, wenn es ihm selber dabei gut geht.

Wegen dieser starken Handelsbeziehungen suchten die Phönizier, wie seinerzeit die babylonischen Kaufleute, kriegerische Abenteuer zu vermeiden. Lieber gaben die geschmeidigen Handelsherrn den eroberungslustigen Nachbarn nach, erkannten ihre Oberhoheit an und zahlten ihnen Abgaben. Von zwei Übeln wählten sie das, was für sie das geringere war. Diesen reichen Geschäftsleuten war es ja leichter als einem ackerbautreibenden Volke, die Summen aufzubringen, die als Tribut gefordert wurden. Auf diese Weise kamen die Phönizier erst unter ägyptische, später unter hethitische Herrschaft. Dann folgte in der Geschichte Ägyptens und der Euphrat-Tigrisländer jener Zeitraum der Schwäche, der es den Israeliten ermöglichte, sich in Palästina einzurichten und allmählich Großmachtsziele zu verfolgen. Dieser Schwäche verdankten auch die Phönizier günstige Geschäftslagen und den Ausbau ihrer Seemacht; jetzt kamen ihre Handelsfahrten erst in Schwung. Als dann aber die assyrischen Eroberer hervortraten, ging es bald mit der Handelsherrschaft der Phönizier ebenso zurück wie mit den Großmachtträumen der Israeliten. Für die Phönizier kam noch hinzu, daß sie nunmehr in den Griechen gefährliche Nebenbuhler erhielten. Durch kluges Nachgeben den assyrischen Eroberern gegenüber entgingen sie jedoch dem vernichtenden Schlage, der das hartnäckige Judenvolk traf, und sie kamen mit Tributzahlungen an den Großkönig von Ninive davon. Die assyrische Oberherrschaft wurde später nach und nach von der babylonischen, persischen, hellenischen und römischen abgelöst.

Purpurschnecke.

Die Natur selber wies, wie gesagt, Phönizien darauf hin, eine Gruppe von Kleinstaaten zu bleiben. Sie lagen alle nach dem Meere zu als dem natürlichen Verkehrswege. Die wich-

tigsten Hafenstädte waren Sidon und Tyrus. Sidon lag in einer herrlichen Gegend. Seine Gärten galten, nächst denen von Damaskus, im Orient für die schönsten. Hier lohnte es sich, einen guten Hafen zu bauen. Die Steinmolen aber, die hier früher einmal dem Seemann Schutz gewährten, sind in späterer Zeit verfallen.

Im Laufe der Zeit wurde Sidon von Tyrus überflügelt, der reichen Stadt, von welcher der Prophet Hesekiel sagt: „Du, die du liegest vorne am Meer und mit vielen Inseln der Völker handelst, so spricht der Herr: O Tyrus, du sprichst: Ich bin die allerschönste. Deine Grenzen sind mitten im Meer, und deine Bauleute haben dich auf das allerschönste zugerichtet. Alle Schiffe im Meer und Schiffleute fand man bei dir; die hatten ihren Handel in dir. Du hast deinen Handel auf dem Meer gehabt und allerlei Waren, Silber, Zinn und Blei auf deine Märkte gebracht. Damaskus hat bei dir geholet deine Arbeit und allerlei Ware, um starken Wein und köstliche Wolle. Arabien und alle Fürsten von Kedar haben mit dir gehandelt mit Schafen, Widdern und Böcken. Die Kaufleute aus Saba und Raema haben mit dir gehandelt und allerlei köstliche Spezerei und Edelsteine und Gold auf deine Märkte gebracht."

Tyrus übernahm die Führung und Herrschaft über alle phönizischen Handelsstädte. Dank ihrer Lage auf einer von der Landseite her unzugänglichen Felseninsel trotzte die Stadt mehr als einmal auch den mächtigsten Feinden. So verteidigte sie sich fünf Jahre lang mit bewundernswerter Ausdauer gegen einen assyrischen König, und Nebukadnezar vermochte in dreizehnjährigem Kriege diesen kleinen hartnäckigen Gegner nicht zu vernichten. Ein solcher Kampf eines Zwergen gegen einen Riesen hat aber wohl zur Voraussetzung, daß Tyrus von den phönizischen Kolonien an verschiedenen Orten des Mittelmeeres Hilfe erhielt. Sonst wäre ein solches Schauspiel doch wohl unmöglich gewesen.

Nur Alexander der Große vermochte Tyrus mit Gewalt zu nehmen. Ihm stand aber nicht nur eine ausgebildetere Belagerungskunst zur Verfügung, sondern auch die griechische Flotte, der gefährlichste Feind der Phönizier. Immerhin mußte er die Stadt sieben Monate lang belagern, bis sie sich ergab. Zwei-

tausend tyrische Jünglinge wurden dann am Meeresufer gekreuzigt zur Strafe dafür, daß die Tyrier die gefangenen Mazedonier getötet hatten, und 30000 Tyrier sollen in die Sklaverei verkauft worden sein.

Ein handeltreibendes Volk großen Stils hätten die Phönizier nicht werden können, wenn nicht das zugehörige Binnenland ein Kulturland gewesen wäre, das sie mit Handelsware versah. Von ihren Häfen fuhren die phönizischen Handelsflotten aus, um Güter an den Küsten und auf den Inseln des Mittelmeeres zu erwerben. Ihr erstes Ziel war wohl Ägypten. Bald aber fuhren sie auch nordwärts nach den Küsten Kleinasiens. Von dort aus wagten sie sich dann nach dem kupferreichen Cypern hinüber, das man vom Küstengebirge Kleinasiens aus sehen kann. Es ist ungewiß, ob der Handelsverkehr der Phönizier mit Cypern über die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. zurückgeht. Daß Cypern und andere Inseln schon etwas früher mit dem Festlande in Verbindung gestanden haben, ist freilich bewiesen, u. a. durch Funde alter babylonischer Kulturgegenstände. Manches deutet aber darauf hin, daß dieser Verkehr in älteren Zeiten von den Hethitern vermittelt wurde und über die Stadt Troja in Kleinasien ging. Eine solche Handelsverbindung läßt besonders die nahe Verwandtschaft zwischen der trojanischen und cyprischen Keramik vermuten. Neuere Schriftfunde in Boghasköi erweisen auch, daß die hethitischen Völker Kupfer aus Cypern bezogen. Auch zwischen der kretischen und der kleinasiatisch-hethitischen Kultur scheint eine enge Verwandtschaft zu bestehen.

Von Cypern aus fanden die Phönizier den Weg nach den Inseln des Ägäischen Meeres. Von Insel zu Insel, von Vorgebirge zu Vorgebirge drangen sie weiter vor, und an Orten, die ihnen günstig erschienen, ließen sie sich nieder und gründeten Handelskolonien: an der Nordküste Afrikas, auf Malta, Sizilien, Sardinien und in Südspanien. Hier, an den Säulen des Herkules (der Straße von Gibraltar), der Eingangspforte zum Atlantischen Ozean, fanden sie reichen Lohn für ihre Mühen. Am Unterlauf des Guadalquivir gab es nämlich in Massen Silber, das im Orient eine Zeitlang höher geschätzt wurde als Gold. Um von dieser kostbaren Ware soviel als möglich fort-

zuführen, sollen die phönizischen Seeleute sogar Schiffsanker aus Silber gemacht haben. Hier gab es auch Kupfer, Eisen und Zinn, ein Metall, das damals zur Bronzegewinnung sehr gesucht war. In dieser Gegend legten die Phönizier mehrere Handelsfaktoreien an, deren bedeutendste Gades, das heutige Cadiz, war.

So wurde das ganze Mittelmeer in ein großes phönizisches Handelsgebiet mit vielen Stützpunkten verwandelt, von denen aus die Kaufleute Warenaustausch mit den umliegenden Völkern treiben konnten. Aber damit begnügten sie sich noch nicht. Die kühnen, unternehmungslustigen Seeleute segelten die Küsten Afrikas und Europas entlang und gelangten im Norden bis zu den „Zinninseln". Ob hierunter die Scilly-Inseln zu verstehen sind oder das zinnreiche nordwestliche Spanien, ist strittig. Den Weg dorthin suchten die gerissenen Geschäftsleute soviel als möglich vor anderen Seefahrern zu verheimlichen. Als einmal ein phönizischer Schiffer aus Gades bemerkte, daß ein römisches Schiff andauernd hinter ihm dreinfuhr, ließ er absichtlich sein Schiff an der spanischen Küste auflaufen. Es kam, wie es kommen sollte: das Schiff der Römer fuhr gleichfalls auf und wurde wrack. Als der freiwillig Gescheiterte wieder nach Hause kam, wurde ihm sein Verlust aus staatlichen Mitteln ersetzt.

Eine geschätzte phönizische Handelsware war auch Bernstein von den Nord- und Ostseeküsten. Ob die Phönizier diesen aber selber dort geholt haben, ist sehr ungewiß. Es ist viel wahrscheinlicher, daß der Bernstein die großen Flüsse im heutigen Deutschland und Frankreich heraufkam und dann im Süden landete.

Auf ihren Seefahrten entwickelten sich die Phönizier zu tüchtigen, verwegenen Seeleuten, und obendrein waren sie ja die geborenen Kaufleute. Sie hatten die Fähigkeit, sich anderen Völkern anzupassen, eine Eigenschaft, die Bewunderung und Neid der Griechen und Römer erregte. Die Homerischen Gedichte preisen die Kunstfertigkeit der Phönizier, schildern diese aber auch als treulose Betrüger. „Schacherer, tausenderlei Begehrtes bringend im Schiff" werden sie genannt, und bei den Römern war „punische Treue" (punisch = phönizisch) eine bitter ironische Bezeichnung für ausgesuchte Treulosigkeit. Dafür waren aber auch Römer und Karthager Todfeinde. Abstoßend wirkten die

Phönizier auch dadurch, daß sie Sklavenhandel trieben und fremde Küsten brandschatzten und die Einwohner als Gefangene fortschleppten. Infolge dieses Treibens nahm die Sklaverei einen viel größeren Umfang an als bisher. Die Phönizier waren es, die die Sklaven im großen Stile zu einer Handelsware machten.

Herodot gibt eine lebendige Schilderung vom Verkehr der Phönizier mit wilden afrikanischen Völkerschaften, deren Sprache sie nicht verstanden. Nachdem sie in einiger Entfernung von der Küste vor Anker gegangen waren, fuhren sie mit ihren Waren an Land und legten sie am Ufer nieder. Dann zündeten sie ein Feuer an und zogen sich auf ihr Schiff zurück. Durch den Rauch wurden die Eingeborenen ans Ufer gelockt und legten Gold oder andere wertvolle Tauschwaren neben die Waren der Phönizier, worauf sie sich zurückzogen. Nun kamen wieder die Seeleute ans Land. Waren sie mit der Tauschware zufrieden, so fuhren sie mit ihr nach Hause, andernfalls aber ließen sie ihre Waren und die Tauschwaren unberührt liegen und warteten an Bord des Schiffes die Fortsetzung des Spiels ab, bis sie erhalten hatten, was sie haben wollten.

Die bedeutendste aller phönizischen Handelskolonien wurde mit der Zeit Karthago, besonders seitdem Tyrus und andere Handelsplätze unter Fremdherrschaft geraten waren. Als schließlich die Perser und nach ihnen Alexander der Große sich das Land der Phönizier unterwarfen, hatten die Griechen ihre Nebenbuhler auf dem Meere immer mehr zurückgedrängt. Da wurde an ihrer Stelle Karthago der Stützpunkt der phönizischen Handelsherrschaft.

Es ist kaum denkbar, daß die wenig zahlreichen und trotz allen Ruhms doch verhältnismäßig kleinen phönizischen Städte allein die Machtstellung und die Volksmenge besessen haben sollten, die erforderlich waren, um das ganze Mittelmeergebiet zu kolonisieren. Infolgedessen betrachten einige Gelehrte diese Kolonisation des Mittelmeers nicht als eine Eroberung durch die phönizischen Städte, sondern als eine Erscheinung der großen semitischen Völkerwanderung, die im Laufe von Jahrtausenden über Mesopotamien und Syrien vordrang. Diese gewaltige Völkerwelle soll nach ihrer Meinung „ihre ältesten Ausläufer bis nach Nordafrika und noch weiter erstreckt haben. Sie soll

auch das haben bewirken können, was einigen phönizischen Küstenstädten schon wegen ihres Mangels an Menschen niemals möglich gewesen wäre", so urteilt der geistreiche, aber zu gewagten Schlüssen geneigte Orientalist Winckler. Er hält die phönizische Kolonisation nicht für eine friedliche Anlage von Handelsfaktoreien, sondern für eine gewaltsame Besitzergreifung durch ein eroberndes Volk.

Aber die nordischen Wikinger waren ja auch nicht zahlreich, und sie sind doch imstande gewesen, auf Sizilien und in Südrußland Reiche zu gründen.

Die Wahrheit über die phönizische Kolonisation liegt wohl in der Mitte zwischen den widerstreitenden Behauptungen. Einige phönizische Kolonien mögen eine Folge der großen semitischen Völkerwanderung gewesen sein, während die Kolonien in Spanien, besonders Gades, und an der gegenüberliegenden afrikanischen Küste wahrscheinlich Handelsfaktoreien von Tyrus oder von Karthago gewesen sind. Möglich auch, daß die Phönizier bei ihrer Kolonisation durch die Teilnahme anderer Völker unterstützt worden sind.

## Die Entstehung des Alphabets

Das Alphabet haben wir nach den neuesten Forschungsergebnissen wahrscheinlich, in letzter Linie den alten Ägyptern zu verdanken. Zu uns ist das Alphabet von den Römern und Griechen gekommen. Die Griechen ihrerseits haben die meisten Buchstaben von den Phöniziern entlehnt, spätestens im 10. Jahrhundert v. Chr. Dies geht deutlich aus den Namen der Buchstaben hervor. Die beiden ersten Buchstaben des phönizischen Alphabets heißen Aleph und Bet, woraus bei den Griechen Alpha und Beta wurde.

Als sich die europäische Zivilisation über den ganzen Erdball ausbreitete und der Islam seinen Siegeszug bis tief nach Asien und Afrika hinein fortsetzte, hat das sogenannte phönizische, richtiger westsemitische Alphabet fast die ganze Welt erobert. Heute hat sich nur noch das chinesische Kulturgebiet diesem Einfluß entzogen. Man darf aber wohl fragen, wie lange das noch möglich sein wird. Außer dem phönizischen Alphabet hat sich

nirgends auf Erden eine reine Buchstabenschrift entwickelt. Alle andere Schrift, mag sie in Ägypten oder in Babylonien, auf Kreta, in Kleinasien, China, Japan oder in Mexiko entstanden sein, ist mehr oder weniger reine Bilderschrift, die bestenfalls nur bis zur Silbenschrift gelangt ist.

Die phönizische Schrift hat im Gegensatz zur unsrigen nur Zeichen für die Konsonanten und für die als Halbvokale dienenden Konsonanten j und w. Die Vokale dagegen bleiben unbezeichnet. Die phönizische Schrift verläuft von rechts nach links. Die Griechen vervollständigten die Schrift durch Vokale und führten die Schreibweise von links nach rechts durch.

Woher haben nun die Erfinder des westsemitischen Alphabets die Vorbilder für ihre Buchstaben genommen? Einige haben vermutet, von den Babyloniern. Das ist aber unmöglich. Hauptsächlich aus folgenden Gründen: 1. In der Keilschrift werden Vokale und Konsonanten bezeichnet, während das phönizische Alphabet vokallos ist. 2. Die Keilschrift verläuft von links nach rechts, die phönizische Schrift von rechts nach links. Gewiß wurde die Keilschrift früher auch einmal von rechts nach links geschrieben. Aber schon zwei Jahrtausende, bevor die Griechen der Schreibweise die entgegengesetzte Richtung gaben, hatten die Babylonier mit ihrer Schrift dasselbe getan. 3. Die Keilschrift ist nicht darauf berechnet, daß sie geschrieben, sondern daß sie eingedrückt wird, während die phönizische Schrift genau so wie unsere Feder, Tinte und Papyrus oder dergleichen voraussetzt.

Diese Voraussetzungen werden aber von der ägyptischen Kursivschrift erfüllt. Auch sie wurde, wie die phönizische Schrift, von rechts nach links geschrieben und hatte wie diese keine Vokale. (Erst in späterer Zeit unter griechischem Einfluß wurde auch Vokalbezeichnung eingeführt wie z. B. in dem griechischen Namen Ptolemaios und Kleopatra.)

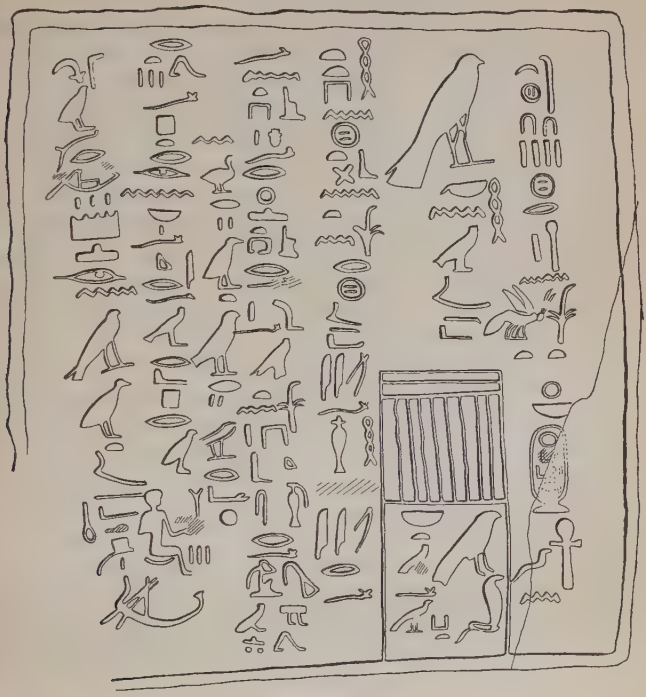
Auch in anderen Punkten, auf die wir hier nicht eingehen können, zeigt die phönizische Schrift eine auffallende Verwandtschaft mit der ägyptischen. Ja, man kann sagen, mehrere Unvollkommenheiten und Eigenarten des Alphabets der sonst so praktischen Phönizier erklären sich erst dann, wenn man annimmt, daß diese Eigentümlichkeiten von den alten Ägyptern geerbt und übernommen sind. Für die Ableitung des phönizischen

Alphabets aus den ägyptischen Schriftzeichen spricht endlich auch der lebhafte Verkehr der beiden Völker.

Alle Versuche, das phönizische Alphabet aus Keilschriftzeichen abzuleiten, sind mißglückt. Dagegen fand eine Zeitlang ein scharfsinniger französischer Gelehrter allgemeine Zustimmung für seine Versuche, die phönizischen Buchstaben direkt aus gewissen Zeichen der ägyptischen Kursivschrift abzuleiten. Heutzutage aber stimmen alle Ägyptologen und alle Kenner der semitischen Sprachen darin überein, daß auch diese Vergleichungen nicht stichhaltig sind, so bestechend sie auch im ersten Augenblick wirken. Die sogenannten phönizischen Buchstaben sind wirkliche Neuschöpfungen, und die ägyptischen Schriftzeichen haben dafür nur als Vorbilder gedient. Hier erscheint ein alter Inhalt in neuem Gewande, wird, um ein biblisches Wort zu gebrauchen, alter Wein in neue Schläuche gefüllt. Das Volk, das das westsemitische Alphabet schuf, wählte seine Buchstabenzeichen aus einem Ideenkreis, der ihm am nächsten lag, und zeichnete oder schrieb diese Buchstaben nach eigenem Geschmack und Brauch, nicht nach dem eigentümlichen Stile seiner ägyptischen Lehrmeister.

Wir haben die ganze Zeit die gebräuchliche Bezeichnung „das phönizische Alphabet" angewendet, und dieser Name ist auch insofern berechtigt, als die Phönizier ja die Buchstabenschrift dem Abendlande übermittelten. Inwieweit sie aber auch die Erfinder des Alphabets oder besser der Konsonantenzeichen waren, das ist eine andere Frage. Ist die Lehre von dem ägyptischen Ursprung dieser Zeichen richtig, so ist es wahrscheinlicher, daß die Erfindung des phönizischen Alphabets an einen Ort zu verlegen ist, wo die babylonische Keilschrift keinen so großen Einfluß gehabt hat, wie nach dem Zeugnis der El Amarnabriefe in Syrien. Die Wahrscheinlichkeit spricht dann dafür, daß diese hochwichtige Erfindung von einem westsemitischen Volke außerhalb Syriens gemacht worden ist, an einem Orte, der dem starken babylonischen Einflusse entzogen war und dafür von der ägyptischen Kultur beherrscht wurde, also vielleicht von den Israeliten zur Zeit ihres Aufenthalts im Lande Gosen. Dort haben sie sich natürlich ein gutes Teil ägyptische Kultur angeeignet. Wahrscheinlich besaßen sie noch keine Schriftsprache, als

sie dorthin kamen, schufen sich aber nach ägyptischem Muster dort ein Alphabet, das sie dann mit nach Palästina brachten und den anderen syrischen Völkern übermittelten. Man kann sich ja auch noch ein anderes semitisches Hirtenvolk als Er-



Sinai-Inschrift.

finder der Buchstabenschrift denken, nämlich die Hyksos, die ja in noch engere Berührung mit Ägypten kamen. Dieses Volk kann, als es aus Ägypten vertrieben wurde, das Alphabet mit nach Syrien gebracht haben.

So weit waren die Gelehrten auf ihren Gedankengängen im Jahre 1916 gekommen, als die Bearbeiter von Inschriften, die Flinders Petrie vor einem Jahrzehnt bei den Kupfer- und

Malachitgruben auf dem Sinai gefunden hatte, mit einer aufsehenerregenden Mitteilung hervortraten. Unter den vielen dortigen rein ägyptischen Inschriften befanden sich auch einige, in denen man ungeschickte Versuche von Fremden zu erkennen glaubte, die ägyptischen Hieroglyphen nachzuahmen. Diese Zeichen zu deuten, ist den Gelehrten, trotz aller Bemühungen, noch nicht gelungen. Ein Archäolog meint, daß ein Teil der Inschriften von Moses herrühre, andere Forscher schreiben solche Deutungen dem Umstande zu, daß der Erklärer auch Risse und Ritzen im Stein für Buchstaben gehalten habe. Aber dieser Umstand verhindert nicht, daß diese Funde möglicherweise eine außerordentliche, man möchte fast sagen weltgeschichtliche Bedeutung haben. Sie sind von einem hervorragenden Gelehrten „das fehlende Mittelglied zwischen ägyptischer und syrischer Schrift" getauft worden. Sie scheinen also die älteste bekannte Grundform der Zeichen zu sein, von denen mittelbar oder unmittelbar alle Alphabete der Erde abstammen. Und da diese Grundformen nun auf altem ägyptischen Boden in Anknüpfung an ägyptische Hieroglyphen auftreten, so ist die Lehre von der Ableitung unserer Buchstaben aus den ägyptischen Hieroglyphen mehr als wahrscheinlich geworden und ihr Stammbaum bis in die graueste Urzeit verfolgt. Die merkwürdigen Zeichen sind nicht ägyptische Hieroglyphen, aber mehrere von ihnen offenbare Vereinfachungen von Hieroglyphenzeichen. Von der Halbinsel Sinai aus würde sich also das ursemitische Alphabet nordwärts zu den syrischen Völkern, südwärts bis Saba in Südarabien ausgebreitet haben, wo wir eine semitische Schrift finden, die eine altertümlichere Gestalt hat als die phönizische und mehr an die Inschriften auf der Halbinsel Sinai erinnert.

# Die Meder und Perser

# Die Urheimat der Indoeuropäer

Das Eingreifen iranischer Völker — der Meder und Perser — in die Geschicke der Assyrier und Babylonier ist das erste weltgeschichtliche Auftreten der Indoeuropäer, jener Völkergruppe weißer Rasse, der wir selbst angehören. Ihnen fällt nun das Kulturerbe zu, das die beiden anderen Völkergruppen gleicher Rasse, die semitische und die hamitische, hinterlassen haben. Die hamitischen Ägypter hatten ein für allemal gegeben, was sie an selbständiger Kultur hervorzubringen vermochten, und was die semitischen Völker anlangt, so sollte mehr als ein Jahrtausend vergehen, bis ein vom Propheten Mohammed ausgehender religiöser Aufschwung sie wieder zu kulturellen Leistungen befähigte.

Der Begriff Indoeuropäer bedeutet keine durchgehende Rasseneinheit. Wohl besteht eine Verwandtschaft zwischen Germanen, Kelten, italischen und slawischen Völkern, aber vom Rassenstandpunkt aus ist es ein weiter Schritt von ihnen zu den iranischen Völkern. Die Indoeuropäer bilden keine geschlossene Einheit der Rasse, sondern vielmehr der Sprache; sie umfassen die Völker, deren Sprachen auf einen gemeinsamen indoeuropäischen Ursprung zurückgehen.

Die Frage, wo die Urheimat dieser Völker lag, ist sehr verschieden beantwortet worden. Die Sprachforscher haben sie innerhalb eines Gebiets zwischen dem nordwestlichen Europa und dem zentralasiatischen Hochland oder Indien in den verschiedensten Gegenden gesucht. Manche Gelehrte sind der Ansicht, daß die Indoeuropäer aus den Ländern an der südlichen Ostsee stammen. Dabei ist man u. a. davon ausgegangen, daß in indoeuropäischer Urzeit die Gerste die vornehmste Getreideart gewesen zu sein scheint, und dies würde darauf hinweisen, daß die Urheimat in einer Gegend mit verhältnismäßig kurzen Sommern zu suchen ist, wo der überwiegende Anbau besserer Getreidearten, wie Weizen, zu jener Zeit nicht genügend große Ausbeute hätte geben können.

Es gibt aber auch andere Tatsachen, die gegen die Ostseeländer als Urheimat sprechen. Einige Sprachforscher wollen diese nach Mitteleuropa verlegen, andere in die großen Grassteppen nördlich oder östlich vom Schwarzen und Kaspischen Meer, und

diese Ansicht scheint zur Zeit unter den Fachgelehrten die gewichtigsten Vertreter zu haben. Eine vierte Gruppe von Forschern läßt aber die Indoeuropäer ursprünglich ein Nomadenleben in dem großen zentralasiatischen Hochland führen, das die Wiege so vieler Völkerschaften ist. Der Hauptgrund der großen Abwanderung aus dieser Gegend wäre dann, daß die Nomaden und ihre Viehherden sich so beträchtlich vermehrten, daß das Weideland nicht mehr ausreichte. Vielleicht auch wurden die Indoeuropäer von Osten her durch andere Völker bedrängt. Solche Völkerwanderungen haben sich ereignet, so weit wir die Geschichte der Menschheit zurückverfolgen können, und werden uns noch oft begegnen.

Daß die Frage nach der Urheimat der Indoeuropäer so schwer, ja vielleicht überhaupt nicht sicher zu beantworten ist, kommt daher, daß man sich hierbei weder auf Altertumsfunde noch auf historische Urkunden stützen kann. Nur die vergleichende Sprachforschung kann uns hier den Weg zeigen, und auch sie vermag nicht volle Klarheit zu geben.

So weit haben uns aber scharfsinnige Forscher auf diesem Gebiet festen Boden unter die Füße gegeben, daß sie eine enge Verwandtschaft zwischen den vielen indoeuropäischen Sprachen nachgewiesen haben, zwischen Indisch, Persisch, Slawisch, Griechisch, Italisch, Keltisch und Germanisch. Unser Wort Vater entspricht z. B. dem englischen father, lateinischen pater (italienisch padre, französisch père), dem griechischen patēr, altpersischen und altindischen pitar. Mutter heißt englisch mother, lateinisch mater (italienisch madre, französisch mère), griechisch mētēr, altindisch mātar, russisch matj; Bruder englisch brother, lateinisch frater (italienisch frate oder fratello, französisch frère), griechisch phrātēr, altindisch bhrātar, russisch brat. Man muß annehmen, daß die untereinander verwandten Wortformen von ein und demselben Grundwort abstammen, das allen indoeuropäischen Völkern gemeinsam war, bevor die verschiedenen Stämme ihre gemeinsame Heimat verließen.

In den ersten Generationen nach der Trennung waren die sprachlichen Verschiedenheiten wohl noch nicht so groß, daß der eine Stamm den anderen nicht hätte verstehen können. Je weiter

aber die Völker nach verschiedenen Richtungen wanderten, um so mehr unterschieden sich ihre Sprachen voneinander, und schließlich kam eine Zeit, wo sie sich weder untereinander verständlich machen konnten, noch sich verwandt fühlten. Erst nach Verlauf von mehreren tausend Jahren konnten geniale Sprachforscher die uralte Sprachverwandtschaft wieder nachweisen und sich ungefähr eine Vorstellung von der indoeuropäischen Ursprache bilden. Diese Ursprache ist es nun, die uns einige, wenn auch unsichere Aufklärung über die Lebensverhältnisse des indoeuropäischen Urvolks geben kann und damit auch einige Hinweise auf die Beschaffenheit seiner ursprünglichen Heimat. Auf diese Weise kann der Mangel an archäologischen und historischen Urkunden einigermaßen ausgeglichen werden. Da erweist nun der Wortschatz der indoeuropäischen Ursprache, daß dieses Volk in einem Lande wohnte, in dem Schnee, Eis und Regen nichts Seltenes waren. Diese Menschen hatten Bezeichnungen für die vier verschiedenen Jahreszeiten. Die Urheimat hat also in der gemäßigten Zone gelegen. Darauf deuten auch Tier- und Pflanzennamen. Unter ihnen sucht man nämlich vergebens nach solchen Arten, die der tropischen und subtropischen Zone angehören.

Berge gab es in der Urheimat der Indoeuropäer; nach dem Wortschatz zu schließen, kannten diese aber nicht das Meer. Sie besaßen kein Wort, das Meer oder See bedeutete, hatten auch keine Ausdrücke für Seefahrt und ebensowenig für die Gattung Fisch oder für Fischarten, auch nicht für Fischerei oder Fischereigeräte.

Darf man daraus schließen, daß das Urvolk tief innen im Binnenland lebte? Es empfiehlt sich wohl, hier ebenso vorsichtig zu sein wie bei der Beantwortung der Frage, ob ihr Land waldlos war. Zwar gibt es in der Ursprache kein Wort für „Wald", wohl aber Ausdrücke für den Begriff Baum, auch die Namen verschiedener Baumarten. Besonders spielt die Birke eine große Rolle.

Immerhin ist es seltsam, daß die indoeuropäische Ursprache allem so fernsteht, was mit dem Meer zu tun hat, und dieser Eindruck wird weiterhin verstärkt durch die interessante Tatsache, daß auch jede Spur eines Namens für Bernstein fehlt, diese eigentümliche Gabe der Ostsee, die sehr früh als Schmuck

verwandt wurde und im Handelsverkehr der nordischen Völker mit den Südländern eine große Rolle gespielt hat.

Von Metallen war in der Urheimat das Kupfer bekannt. Als die Indoeuropäer sie verließen, scheinen sie gerade im Übergang vom Steinzeitalter zum Kupfer- oder Bronzezeitalter gestanden zu haben. Ihre Zerstreuung wird also vor ungefähr viertausend Jahren begonnen haben. Sie waren da immer noch Nomaden, die mit ihren Viehherden herumstreiften. Für alles, was mit Ackerbau zu tun hat, fehlt der Ursprache so gut wie jeder Ausdruck.

Ihr vornehmstes Haustier war das Pferd, das sie als Reit- und Zugtier benutzten. Ihre Sprache ist reich an Namen für die verschiedenen Teile des Wagens, wie Rad, Radnabe und Wagenachse. Die iranischen Völker vermittelten ja auch ums Jahr 2000 v. Chr. den ältesten Kulturvölkern des Orients die Kenntnis des Pferdes. Daß sie dieses gezähmt und in die damaligen Kulturländer eingeführt haben, ist wohl die hervorragendste Kulturtat der Indoeuropäer, als sie noch eine Volkseinheit bildeten. Das war aber auch der einzige kulturelle Fortschritt, den sie vermitteln konnten; denn im übrigen standen sie noch lange auf einer primitiven Entwicklungsstufe. Doch dank ihren schnellen, gut zugerittenen Pferden und ihrer Geschicklichkeit im Bogenschießen waren sie anderen Völkern im Kampfe überlegen. Ihnen selber aber war so gut wie gar nicht beizukommen, da sie weder Städte noch feste Plätze hatten, sondern ihre Behausungen zusammengepackt auf Wagen mit sich führten und daher, wenn es ratsam war, rasch aus dem Gesichtskreis der Feinde verschwinden konnten.

Wir wollen nun verfolgen, wie die östliche Gruppe der indoeuropäischen Stämme, genauer: die iranischen Völker, in alte Kulturgebiete eindrang. Der indischen Gruppe, die nach Südosten wanderte und Indien in Besitz nahm, werden wir späterhin in anderem geschichtlichen Zusammenhang begegnen.

## Meder und Perser

waren zwei kraftvolle indoeuropäische Volksstämme, die sich östlich von Assyrien und Babylonien auf dem Hochland von Iran angesiedelt hatten. Anfangs waren die Meder das Herrenvolk

und die Perser ihre Vasallen. Seinen Höhepunkt erreichte das medische Reich in der Zeit kurz nach Ninives Fall (S. 309 f.).

Was wir von der älteren Geschichte Irans wissen, knüpft sich in der Hauptsache an den großen Propheten und Religionsstifter Zarathustra oder Zoroaster. Im übrigen schöpfen wir unser Wissen von der älteren Geschichte der Meder und Perser aus Andeutungen in den Schriften gleichzeitiger jüdischer Propheten und einigen wenigen Resten assyrisch-babylonischer Inschriften und Chroniken, die die Jahrtausende überdauert haben. Aber diese dürftigen Bruchstücke widersprechen sich in mehreren Punkten so sehr, daß wir über Vermutungen nicht hinauskommen. Besser wird es erst, wenn wir zur Glanzzeit des persischen Reichs gelangen. Im besonderen ist die große Inschrift Darius I. auf dem Behistunfelsen von größtem geschichtlichen Wert. Griechische Geschichtschreiber des 4. und 3. Jahrhunderts v. Chr. wissen auch viel vom Perserreich zu erzählen; aber die Zuverlässigkeit ihrer Angaben ist sehr schwankend. Im Gebiet des medisch-persischen Reichs selbst ist mit archäologischen Ausgrabungen kaum erst ein Anfang gemacht worden. Hier schlummern noch die Ruinen einer solchen Masse von alten Städten, daß Altertumsforscher auf Jahrhunderte hinaus Arbeit vorfinden werden. Aufsehen erregende Funde schriftlicher Denkmäler haben wir jedoch kaum zu erwarten, da die persischen Großkönige nicht in demselben Maße wie die ägyptischen und assyrisch-babylonischen Herrscher von dem Verlangen beseelt waren, ihre Regierungshandlungen aufzeichnen zu lassen.

## Zarathustra

Eine alte Sage weiß zu berichten, die Weisen aus dem Morgenlande, die nach Bethlehem kamen, um das Kind in der Krippe anzubeten, hätten ihre lange Reise „infolge einer Prophezeiung Zoroasters" unternommen.

Zoroaster ist die griechische Form des persischen Namens Zarathustra, den einer der großen Wahrheitssucher des Altertums trug, ein Mann, der in die Reihe so erleuchteter Geister wie Buddha, Kungfutse und Sokrates gehört. Über den Zeitpunkt seines Auftretens gehen die Ansichten der Forscher auseinander;

einige meinen sechshundert, andere tausend Jahre vor Christus. Auch von seinem Leben wissen wir sehr wenig. Was darüber berichtet wird, ist mit vielen Sagen ausgeschmückt, die zum Teil aus viel späterer Zeit stammen. Wunder retten den Knaben aus zahllosen Gefahren, in denen die bösen Mächte ihn zu verderben suchen. Als er erwachsen ist, verläßt er die Heimat und zieht sich aus der Welt in die Wüste zurück, um mit Gott und seinen Gedanken allein zu sein. Dreißig Jahre alt, erlebt er eines Nachts eine Offenbarung. Ormuzd, der Gott des Guten, läßt ihn von einem seiner Erzengel zu sich emportragen und befiehlt ihm, seine Lehre zu verkünden.

Zarathustras Gedanken hatten lange das Problem des Bösen umkreist. Leben und Dasein hier auf Erden erschien ihm als ein beständiger Kampf zwischen Gut und Böse. Wohin er blickte, überall sah er Äußerungen dieses Kampfes. Das Gute verkörperte ihm Gott Ormuzd, der Herr der Weisheit, das Böse der Geist Ahriman, der Satan der Juden. Wo Ormuzd erscheint, überall folgt Ahriman seinen Spuren, um alles Gute zu zerstören, das Ormuzd schafft. Hat Ormuzd das Leben geschaffen, so bringt Ahriman den Tod. Er sendet Meteore aus, um das geordnete System der Sterne zu stören; er verursacht bald schädliche Überschwemmungen, bald Wassermangel und schickt, um die Menschen zu plagen, zahllose Krankheiten und Gebrechen. Zur Geliebten wählt er einen weiblichen Dämon, Dseh, die Verkörperung der menstrualen Unreinheit.

In ihren Kämpfen werden Ormuzd und Ahriman von anderen guten und bösen Mächten, von Engeln und Teufeln unterstützt, und an diesem niemals aufhörenden Kampfe zwischen Gut und Böse müssen sich auch die Menschen beteiligen. Soll ein Mensch dem Guten zum Siege verhelfen können, so muß er vor allem an seiner eigenen Reinheit arbeiten. Vergeht er sich gegen das Gebot der Reinheit, so muß er Buße tun; er muß sich selber strafen, indem er sich mit der „Pferdepeitsche, dem Werkzeug des Gehorsams" geißelt. Doch damit ist es nicht genug. Auch Opfer und Lobgesänge genügen nicht. Vielmehr muß der Mensch die Sache des Guten auch durch nützliche Arbeit fördern. Wer sein Vieh sorgsam wartet, wer Wildnis rodet, wer den Boden bewässert und fruchtbar macht, wer schädliche Tiere ausrottet,

Brücken baut und die Hungernden ſpeiſt, der dient Ormuzd. „Wer Saat ſät," heißt es im Aveſta, der heiligen Urkunde der Ormuzdanbeter, „ſät Heiligkeit. Wenn die Saat keimt, erſchrecken die Teufel; wenn das Korn in die Höhe ſchießt, ſteht das Herz der Teufel vor Entſetzen ſtill, und wenn das Korn gemahlen wird, jammern ſie." Kulturarbeit vertreibt die Teufel; in unfruchtbarer, ungeſunder Wildnis aber gedeihen ſie.

Bei Selbſtquälerei und weltverachtender Askeſe ſtehenbleiben, wie das ein großer Teil naher Verwandter der Iranier, die Inder, taten, heißt nicht Ormuzd, ſondern dem Ahriman dienen. Durch dieſe Hochſchätzung der Arbeit und Kultur unterſcheidet ſich Zarathuſtras Lehre weſentlich von dem indiſchen Ideal der Verſenkung in ein weltabgewandtes, alle materiellen Intereſſen vernichtendes Nirwana.

Je nachdem der Menſch auf Erden ſeinen Platz auf der Seite des Ormuzd oder des Ahriman einnimmt, erhält er ſeinen Lohn nach dem Tode. Der Verſtorbene wird erſt vor ein aus drei Engeln beſtehendes Gericht geſtellt, die am Anfang der ſchmalen, über den Höllenſchlund geſpannten Schickſalsbrücke ſitzen. Nur die Gottesfürchtigen können dann über die Brücke hinüber in das Reich des ewigen Lichts zu Ormuzd und den Seligen wandern. Die gottloſe Seele dagegen fühlt ſofort nach dem Tode, was ihr bevorſteht. Laut jammernd umflattert ſie den Kopf des Verſtorbenen, bis ſie vor den Richterſtuhl der drei Engel treten muß, und wenn ſie über die Schickſalsbrücke gehen will, ſtürzt ſie kopfüber in den pechſchwarzen, ſtinkenden Abgrund der Hölle.

Die Höllenſtrafen ſind aber nicht von ewiger Dauer. Zarathuſtra hegte einen optimiſtiſchen Glauben an den Endſieg des Guten über das Böſe. In einer gewaltigen Kataſtrophe ſollen ſchließlich die böſen Mächte vernichtet werden. Ein Meteor kommt durch den Weltenraum geflogen und ſchmilzt das Erz in allen Bergen. Ein Strom glühenden Metalls ergießt ſich über die Erde, und darin verbrennen die Gottloſen, während die Frommen ſich in ihm rein baden. Dann kommt es zum letzten Kampf zwiſchen Ormuzd und dem Abſchaum der Hölle. In dieſem Kampfe unterliegen die böſen Mächte. Ahriman ſelbſt wird ſchließlich in das Höllenloch hinabgetrieben und verbrennt mit all dem ſtinkenden Schmutz, der ſich in den Abgründen ange-

sammelt hat. Darauf wird eine neue Erde geschaffen, auf der die gereinigten Menschen in ewigem Licht und Seligkeit wohnen.

Zarathustras Lehre hat auch mehrere Züge der älteren iranischen Religion in sich aufgenommen, wie die Anbetung der Sonne und anderer Himmelskörper, sowie die religiöse Verehrung des Feuers. Er gebietet ferner die äußerste Vorsicht vor allem, was Leib und Seele unrein macht, besonders vor Verunreinigung durch Berühren von Leichen und toten Tieren. So sehr scheuten die Perser die Verunreinigung des Feuers und der Erde, daß sie ihre Toten weder verbrannten, noch beerdigten, sondern sie den Geiern zum Fraße aussetzten.

*

Zehn Jahre predigte Zarathustra, von Ort zu Ort wandernd, tauben Ohren. Auch erlitt er schwere Anfechtungen von bösen Geistern. Aber neue Offenbarungen stärkten ihn im Kampfe gegen Bosheit und Gleichgültigkeit. Mehrere Male sah er in diesen zehn Jahren in der Ekstase Ormuzd und seine Erzengel.

Auf Ormuzds Befehl begab sich der Prophet schließlich zu dem iranischen König Wischtasp, an dessen Bekehrung er zwei Jahre lang arbeitete. Als die Priester der alten Lehre merkten, daß der König sich Zarathustras Glauben zuneigte, klagten sie ihn der Zauberei und Schwarzkunst an, mit dem Erfolg, daß er gefangengesetzt wurde. Doch Zarathustra entkam ihren bösen Anschlägen. Es gelang ihm wie durch ein Wunder, des Königs Lieblingsrappen von völliger Lähmung zu heilen, und darin erblickten König und Königin einen Beweis seiner göttlichen Sendung. Beide wurden für den neuen Glauben gewonnen, und der ganze Hof folgte ihrem Beispiel. Zarathustras Verleumder aber wurden mit dem Tode bestraft. Nun folgte im Volke eine Bekehrung auf die andere, und die religiöse Erweckung trat ihren Siegeszug durch ganz Iran an.

*

Zarathustra beschloß sein Leben als Märtyrer. Während des Kampfes zwischen dem König, der ihn beschützte, und einem Volk von Dämonenanbetern wurden der siebenundsiebzigjährige Religionsstifter und seine Priester in ihrem Tempel ermordet.

Als aber alles verloren schien, kam des Königs junger, heldenmütiger Sohn als rettender Engel und vernichtete die Macht der Götzendiener. Damit war der Bestand der neuen Religion gesichert.

Zarathustras Lehre ist oder war vielmehr im Aveſta aufgezeichnet, der „Bibel der Perser", dem ältesten Literaturdenkmal der iranischen Völker. Das Aveſta ist einmal ein umfangreiches Buch gewesen, von dem aber jetzt nur noch wenige Bruchstücke vorhanden sind, und diese sind von unkundigen Abschreibern und Übersetzern teilweise so verunstaltet, daß es noch vieler Gelehrtenarbeit bedarf, um sie in ihrer ursprünglichen Gestalt wiederherzustellen. Was jetzt vom Aveſta noch übrig ist, hat mehr den Charakter eines Gebetbuchs als einer Bibel.

Zarathustras Religion steht höher als alle anderen „heidnischen" Religionen, vor allem dank der klaren, geradlinigen Auffassung des Unterschieds zwischen Recht und Unrecht, weiterhin dank der Betonung der ethischen Seite des Pflichtgebots und der Forderung der Reinheit. Sie hat mehrere Berührungspunkte mit dem Judentum und dem Christentum. Welche von den beiden Religionen — die Zarathustras oder die jüdische — der überwiegend gebende Teil gewesen ist, darüber gehen die Urteile auseinander. Einige sind der Ansicht, alles Gute an Zarathustras Lehre sei semitischen Ursprungs. Andere dagegen stehen auf dem Standpunkt, das Judentum habe von Zarathustra entlehnt. Wieder andere Bibel- und Aveſtaforscher schlagen einen Mittelweg ein und halten einen wechselseitigen Austausch religiöser Ideen für das Wahrscheinlichste. Für einen solchen spricht auch die unmittelbare Berührung der Juden mit den Persern während der babylonischen Gefangenschaft und ihre Bewunderung für den Perserkönig Cyrus, den „Gerechten", den „Gesalbten des Herrn", der sie aus der Gefangenschaft befreite. Seit dieser Zeit war Judäa eine Provinz des persischen Reichs, bis dieses durch Alexander den Großen gestürzt wurde.

Was das Christentum anlangt, so fallen sofort die Ähnlichkeiten zwischen seiner und Zarathustras Lehre von den letzten Dingen auf. Eine der ältesten und lebensfähigsten christlichen Sekten neigte auch stark zu Zoroasters Ideen.

*

Zarathustras Lehre wurde im siebenten nachchristlichen Jahrhundert von dem in mancher Hinsicht tieferstehenden Islam so gut wie ganz ausgerottet. Ormuzd mußte Allah weichen, das Avesta wurde durch den Koran ersetzt. Doch gibt es noch heute etwa hunderttausend Menschen, die Zarathustras Lehre treu geblieben sind. Der zehnte Teil von ihnen lebt hier und da zerstreut in ihrem alten Heimatlande. Andere aber zogen lieber in die Verbannung, als daß sie ihren Glauben abschworen, und fanden in Indien eine Zuflucht. Von ihnen stammen die Parsen ab, die zum größten Teil in Bombay und Umgebung wohnen und wegen ihrer hohen Moral, ihres Fleißes und ihrer Nächstenliebe allgemein geachtet sind. Ihre Freigebigkeit ist weltbekannt. Sie leben in strenger Monogamie und hegen denselben Abscheu vor Lüge und Betrug wie die Zarathustrajünger vor mehr als tausend Jahren.

## Cyrus,

der Besieger der Babylonier und Befreier der Juden, war ursprünglich ein medischer Vasall, der sich aber ums Jahr 550 empörte und das medische Reich stürzte. Vier Jahre später besiegte er den reichen König Krösus von Lydien und unterwarf sich dessen Reich, das fast ganz Kleinasien umfaßte. Im Jahre 539 eroberte er auch Babylonien.

An seine Kindheit und Jugend knüpfen sich viele Sagen, wie das auch bei anderen großen Männern der Fall ist. Herodot hatte nicht weniger als vier verschiedene Abarten der Cyrussage gehört. Er erzählt davon, was ihm selber am wenigsten unwahrscheinlich erschien. Nach Herodot war Cyrus' Mutter eine Tochter des Mederkönigs Astyages, desselben, den Cyrus stürzte. Das ist freilich höchst unwahrscheinlich, da Cyrus nach seinem Sieg über Astyages dessen Tochter geheiratet hat. Doch dem sei, wie ihm wolle — lassen wir nun Herodot erzählen!

Astyages hatte eine Tochter namens Mandane. Von ihr träumte er, sie ließe so viel Wasser, daß es seine Hauptstadt und ganz Asien überschwemmte. Er erzählte seinen Traum den Traumdeutern und geriet in große Furcht, als sie seinen Traum dahin auslegten, seiner Tochter Sohn werde an seiner Stelle König werden. Deshalb vermählte er Mandane nicht mit einem vornehmen Meder, sondern gab sie einem Perser namens Kam-

byses zur Frau, der wohl von guter Herkunft war, aber für weit geringer gehalten wurde als ein Meder.

Als dann Mandane ihre Niederkunft erwartete, hatte Astyages wiederum ein seltsames Traumgesicht. Ihm war nämlich, als wüchse aus dem Schoße seiner Tochter ein Weinstock hervor, der sich über ganz Asien ausdehnte. Darüber erschrocken, ließ er seine Tochter aus Persien holen und gefangensetzen, weil er ihr Kind töten wollte. Und als Cyrus geboren war, ließ er seinen zuverlässigsten Mann, den Kanzler Harpagus rufen und befahl ihm bei Leibesstrafe, das Kind mit sich nach Hause zu nehmen und zu töten.

Harpagus versprach zu tun, was ihm der König befahl. Aber er brachte es nicht übers Herz, die Tat selber auszuführen, sondern gab den Befehl an einen Kuhhirten des Astyages weiter, der sein Vieh in einer Gebirgsgegend weidete, die von reißenden Tieren wimmelte. Ihm befahl er, das Kind in der Wildnis auszusetzen.

Der Hirt nahm den Kleinen mit sich. Als er aber zu Hause ankam, war seine Frau gerade von einem toten Kinde entbunden worden, und sie war sehr traurig. Doch tröstete sie sich einigermaßen, als ihr Mann mit einem schönen, wohlgestalten Knaben daherkam.

Sie fiel ihrem Manne zu Füßen und beschwor ihn, das Kind auf keinen Fall auszusetzen. „Nimm unser totes Kind dafür," sagte sie, „und setze dieses aus. Den kleinen Prinzen wollen wir als unser eigenes Kind aufziehen!" Und so geschah es.

Der Königssohn wuchs also als ein Hirtenknabe heran. Als er sich nun eines Tages mit Knaben seines Alters im Dorfe tummelte, wählten sie ihn im Spiel zu ihrem König. Cyrus aber übertrug ihnen verschiedene Ämter. Einige sollten seine Leibwache sein, andere Kundschafter, Kammerherrn und dergleichen. Einer von den Jungen aber, der Sohn eines vornehmen Meders, wollte nicht tun, was Cyrus ihm befahl, und da gab ihm der kleine „König" eine Tracht Prügel. Der junge Meder aber lief nach Hause und beklagte sich bei seinem Vater über die unwürdige Behandlung, die er von dem „Hirtenjungen" erfahren. Und der Vater nahm seinen armen Jungen bei der Hand und ging mit ihm geradewegs ins Schloß des Astyages.

„Sieh, Herr," sagte er, „wie mein Sohn von deinem Sklaven, dem Sohn deines Kuhhirten behandelt worden ist."

Astyages ließ sogleich den Missetäter und seinen Vater holen. „Als sie sich einfanden," fährt Herodot fort, „sah Astyages den Cyrus scharf an und sagte: ‚Wie kannst du dich unterstehen, den Sohn dieses hochangesehenen Mannes so schimpflich zu behandeln?' Cyrus aber antwortete: ‚Herr König, ich habe ihn nur nach Verdienst behandelt; denn er und die anderen Jungen hatten mich zu ihrem König erwählt. Die anderen taten denn auch, was ich befahl; er aber war ungehorsam, und dafür erhielt er seine Strafe. Habe ich dafür Strafe verdient, so muß ich sie eben erleiden.'"

Astyages erstaunte über die freimütige Sprache des Jungen, und als er ihn genauer betrachtete, fiel ihm auch die Ähnlichkeit der Gesichtszüge mit seinen eigenen auf. Und das Alter des Jungen stimmte ja auch zu der Zeit der Aussetzung des Cyrus! Da setzte er dem Hirten hart zu, und der gestand bald in seinem Schrecken, wie sich alles verhielt. Darauf ließ der König auch den Harpagus rufen, und als der den Hirten erblickte, gestand auch er die ganze Wahrheit.

Astyages ließ sich seinen Zorn nicht anmerken, sondern stellte sich hocherfreut, daß der Sohn seiner Tochter mit dem Leben davongekommen sei. Und zu Harpagus sagte er: „Da nun also alles so glücklich abgelaufen ist, so schicke mir deinen Sohn hierher, damit er dem neuen Ankömmling Gesellschaft leistet, und dann komm du selbst zu mir zu Tisch. Ich will mich den Göttern, die das Kind am Leben erhalten, dankbar erweisen und ihnen zu Ehren ein Festmahl veranstalten."

Harpagus warf sich dem Könige zu Füßen und pries sich glücklich, so gut davongekommen zu sein. Und dann ging er nach Hause und hieß sofort seinen einzigen Sohn in den Palast des Astyages gehen. Als sein Sohn aber zu Astyages kam, ließ dieser ihn schlachten und in Stücke schneiden. Das Fleisch ließ er teils braten, teils kochen und dann anrichten.

Beim Mahle wurde für Astyages und die übrigen Gäste Hammelfleisch aufgetragen, für Harpagus aber das Fleisch seines Sohnes, ohne den Kopf, die Finger und die Zehen, die in eine Schüssel gelegt und zugedeckt waren. Nachdem Harpagus

dann anscheinend genug gegessen hatte, fragte ihn der König, wie es ihm geschmeckt habe, und als Harpagus antwortete: „Vortrefflich," brachten die Diener die zugedeckte Schüssel und forderten ihn auf, den Deckel abzuheben und nach Belieben zuzugreifen. Harpagus hob auch den Deckel ab und erblickte nun die Überbleibsel seines Sohnes. Er verlor aber nicht die Fassung und ließ sich nichts anmerken. Da fragte ihn Astyages, ob er auch wisse, was für Wildbret er gegessen. Er aber antwortete, er habe es gemerkt, und alles, was der König tue, sei gut.

Darauf rief der König seine Traumdeuter, um zu hören, was nun mit Cyrus zu geschehen habe. Sie erklärten, jetzt brauche sich der König keine Sorge mehr zu machen, sein Traum sei ja schon in Erfüllung gegangen, als der Knabe im Spiel König geworden sei. Astyages habe deshalb nichts mehr zu fürchten. Ein Traum ginge nur einmal in Erfüllung.

Cyrus durfte also am Leben bleiben. Um aber sicher zu sein, schickte ihn sein Großvater nach Hause zu seinen wirklichen Eltern in Persien.

Die Perser lebten zu jener Zeit in sehr einfachen Verhältnissen. Herodot erzählt von ihnen unter anderem: „Ihre Knaben lernen vom fünften bis zum zwanzigsten Lebensjahre nur dreierlei: Reiten, Bogenschießen und die Wahrheit sagen ... Nichts halten sie für so schimpflich wie das Lügen, danach aber das Schuldenmachen; dies besonders deshalb, weil sie glauben, wer Schulden habe, müsse sich auch aufs Lügen legen." Durch Mäßigkeit zeichnen sich nach Herodots Meinung dagegen die Perser nicht so aus wie durch Wahrheitsliebe. „Dem Wein," sagt er, „sind sie sehr ergeben. Beim Wein pflegen sie die wichtigsten Dinge zu beraten, und was sie da beschlossen haben, das trägt ihnen der Hausherr, bei dem sie beraten, am nächsten Tage, wenn sie wieder nüchtern sind, nochmals vor. Sind sie dann auch in nüchternem Zustande damit einverstanden, so bleibt es dabei; sonst aber geben sie es auf."

Weiterhin berichtet Herodot: Als Jüngling war Cyrus der tapferste und beliebteste unter seinen Altersgenossen, und nun begann Harpagus ihm Geschenke zu schicken und in ihn zu dringen, sich an Astyages zu rächen. Und wirklich faßte der Rachegedanke auch in Cyrus' Seele Wurzel, und er überlegte,

wie er die Perser am besten zum Abfall bewegen könnte. Eines Tages rief er die vornehmsten Perser zusammen und las ihnen einen Brief des Astyages vor, wonach er zum Oberbefehlshaber der Perser ernannt wurde. Diesen Brief hatte aber Cyrus selber geschrieben! Kraft seiner neuen Würde befahl er den Persern, sich am nächsten Tage mit einer Sichel einzufinden und ein großes mit Dornen und Disteln bewachsenes Feld zu roden.

Als die Perser ihr saures Tagewerk verrichtet hatten, befahl er ihnen, sich am nächsten Tage in Festkleidung einzufinden. Sodann rüstete er ein prunkvolles Gastmahl und verpflegte sie reichlich mit Speise und Trank. Nach dem Essen aber fragte er sie, welcher Tag ihnen besser gefallen habe, und man kann sich ja denken, wie ihre Antwort ausfiel. Da sagte Cyrus: „Solange ihr den Medern untertan seid, werdet ihr euch in Ewigkeit wie gestern schinden und plagen müssen. Fallt ihr aber von Astyages ab und folgt mir, so werden alle eure Tage werden wie dieser heutige." Da schworen alle Perser ihm Treue und Gehorsam.

Als Astyages vom Aufstand der Perser hörte, rief er sein Volk zu den Waffen und übergab Harpagus den Oberbefehl, ohne zu bedenken, wie schwer er ihn gekränkt hatte. Die Folge war, daß der größte Teil des medischen Kriegsheeres entweder zu Cyrus überging oder die Flucht ergriff. In seiner Wut über die Niederlage ließ Astyages die Traumdeuter, die ihm geraten hatten, Cyrus das Leben zu schenken, ans Kreuz schlagen. Darauf versammelte er alle, die ihm treugeblieben waren, um sich und führte sie gegen die Perser, wurde aber besiegt und gefangengenommen. So wurde Cyrus um das Jahr 550 v. Chr. Herrscher über das medisch-persische Reich.

*

Cyrus' Erfolge beunruhigten in hohem Maße einen anderen mächtigen Herrscher, den König Krösus von Lydien, dessen Reichtum sprichwörtlich geworden ist. Sein Reich umfaßte fast ganz Kleinasien. Im Osten erstreckte es sich bis zum Fluß Halys, der sich im Norden in das Schwarze Meer ergießt. Seine Hauptstadt Sardes lag östlich von Smyrna in außerordentlich fruchtbarer Gegend an einem goldführenden Flusse.

Bundesgenossen zu finden, fiel Krösus nicht schwer. Die Könige von Babylonien und Ägypten verbündeten sich mit ihm gegen den Perserkönig, der das Gleichgewicht der Mächte in Asien störte; ja, sogar bis nach Griechenland drang die Furcht vor Cyrus. Bevor er aber zum Angriff überging, schickte Krösus Gesandte mit kostbaren Geschenken an das berühmte delphische Orakel in Griechenland. Im Allerheiligsten des Tempels zu Delphi saß Pythia, die Priesterin des Gottes Apollo, und stieß in einem Zustand religiöser Verzückung zusammenhanglose Worte hervor, die man für Eingebungen der Gottheit hielt. Sie wurden von den Priestern des Tempels aufgezeichnet und so zusammengefügt, daß sie einen Sinn ergaben. Auf die Frage des Krösus, ob er gegen die Perser ziehen solle, lautete die Antwort des Orakels: „Wenn Krösus über den Halys geht, wird er ein großes Reich stürzen." Mit diesem Ausspruch der Pythia war Krösus höchlichst zufrieden, und in seiner Freude ließ er das Orakel noch einmal befragen, ob sein und seiner Nachkommen Herrschaft von langem Bestand sein werde. Hierauf erhielt er von Pythia die Antwort, sein Geschlecht werde erst gestürzt werden, „wenn im Reiche der Meder einmal ein Maultier König werde".

Nach einer solchen Auskunft fühlte Krösus sich seiner Sache sicher. Siegesgewiß führte er sein Heer über den Halys.

Auch Cyrus hatte seine Truppen aufgeboten und zog ihm entgegen. Obendrein hatte er versucht, die griechischen Kolonien an der Westküste Kleinasiens für seine Sache zu gewinnen und zum Abfall von Krösus zu bewegen — aber vergebens.

In der Nähe der Grenze stießen die Feinde aufeinander. Die blutige Schlacht endete unentschieden. Krösus ging auf Sardes zurück, um von seinen Bundesgenossen, den Ägyptern und Babyloniern, Verstärkungen heranzuziehen. Cyrus aber kam ihm zuvor, und ehe sich Krösus dessen versah, stand der Feind vor seiner Hauptstadt. Nun waren aber die Lyder wegen ihrer ausgezeichneten Reiterei allgemein gefürchtet. Doch auf Anraten des Harpagus bediente sich Cyrus einer Kriegslist: er stellte an die Spitze des persischen Heers eine Abteilung Kamelreiter. „Das Pferd," sagt Herodot, „fürchtet sich nämlich vor dem Kamel und kann weder seinen Anblick noch seinen Geruch ver-

tragen." Als es zur Schlacht kam, machten denn auch die Pferde sofort kehrt und flohen, sobald sie die Kamele witterten und erblickten. Die Lyder wurden geschlagen und Sardes von den Truppen des Cyrus erstürmt und geplündert.

Cyrus hatte strengen Befehl gegeben, den Krösus gefangenzunehmen, aber nicht zu töten, und wenn er sich auch zur Wehr setzte. Beinahe wäre er aber doch von einem Perser getötet worden, der mit ihm zusammenstieß und nicht wußte, wen er vor sich hatte. Da war es des Krösus' eigener Sohn, der ihn rettete, und dies soll sich folgendermaßen zugetragen haben. Der Sohn war taubstumm — zum großen Kummer des Vaters, der nichts unversucht gelassen hatte, um ihn von seinem Gebrechen zu heilen. Unter anderem hatte er auch nach Delphi geschickt, um das Orakel zu befragen, und die Pythia hatte geantwortet:

Mächtiger König des lydischen Lands, du törichter Krösus,
Lange hast du gewünscht, die Stimme des Sohnes zu hören.
Wünsch es dir nicht! Es ist besser für dich, sie nie zu vernehmen.
Denn, wenn das Schweigen er bricht, ist der Tag des Verderbens gekommen.

Was diese dunkle Antwort bedeutete, wurde jetzt erst dem Vater klar, in dem Augenblick, als alles für ihn verloren war und er den Todesstoß erwartete. Als jetzt der taubstumme Sohn, erzählt Herodot, den Perser heranstürmen sah, lösten Angst und Schrecken ihm die Zunge, und er rief: „Mensch, töte den Krösus nicht!" Das war das erste Wort, das er sprach, und seither hat er sein Lebenlang sprechen können.

*

So hatte denn Krösus nach den Worten des Orakels, indem er über den Halys ging, ein großes Reich gestürzt, nur nicht das Reich, an das er gedacht hatte, und nun stand ihm noch Schlimmeres bevor als der Todesstoß, den sein Sohn abgewehrt hatte. In Banden wurde er vor Cyrus geführt, der einen großen Scheiterhaufen errichten ließ, auf dem Krösus lebendig verbrannt werden sollte. Wie betäubt von all dem Unglück, das ihn betroffen, ließ der eben noch so mächtige König sich willenlos auf den Scheiterhaufen führen. Erst als er droben stand,

brach er sein Schweigen und rief aus tiefstem Schmerz dreimal: „Solon! Solon! Solon!“

Als Cyrus das hörte, ließ er ihn fragen, wen er da angerufen habe. Krösus antwortete: „Wenn doch der Mann, dessen Namen ich eben genannt habe, mit allen Königen der Welt sprechen könnte.“ Und als man ihn fragte, was er mit diesen dunkeln Worten meine, erzählte er: Einstmals, in den Tagen seines Glanzes, als er sich für den glücklichsten aller Menschen hielt, habe ihn der weise Solon besucht, derselbe, der Athen die berühmte Verfassung gegeben. Er habe ihn durch seine Schatzkammern führen und ihm alle Kostbarkeiten zeigen lassen. Dann habe er zu ihm gesagt: „Gastfreund aus Athen! Weit bist du herumgekommen, hast viele Menschen gesehen. Nun sage mir, hast du einen Menschen getroffen, der glücklicher war als alle anderen?“ „Ja, König,“ habe der Weise schlicht und ohne zu schmeicheln geantwortet, „Tellus, der Athener.“ Er habe sich gewundert und voller Eifer gefragt, warum er Tellos den glücklichsten Menschen nenne. Solon habe geantwortet: „Tellus lebte in einer blühenden Stadt, hatte gute, wohlgeratene Kinder, die alle wieder Kinder hatten. Schließlich fiel er im Kampf für sein Vaterland als siegreicher Held, und die Athener halten sein Andenken in Ehren.“ Da habe er Solon gefragt, wer der nächstglückliche Mensch gewesen sei von all denen, denen er begegnet, und er habe als sicher angenommen, daß er jetzt wenigstens seinen Namen hören werde. Solon aber habe geantwortet: „Die Brüder Kleobis und Biton. Ihre Mutter, eine Priesterin, sollte einmal zu einem Tempelfest zu Ehren der Göttin Hera fahren. Da aber die Ochsen nicht rechtzeitig von der Weide zurückkehrten, spannten die Jünglinge sich selber vor den Wagen und fuhren ihn bis zum Tempel. Die Männer rühmten die Jünglinge wegen ihrer Stärke, und die Frauen priesen die Mutter, weil sie solche Söhne hatte. Überglücklich ging sie in den Tempel und bat die Göttin, ihren Kindern das Beste zu geben, das ein Mensch erreichen könne. Nach diesem Gebet schliefen die Jünglinge im Tempel ein, um nicht wieder zu erwachen. Da sah ihre Mutter ein, daß es für den Menschen das größte Glück bedeutet, in der Jugend zu sterben.“ Nach dieser Antwort Solons sei er nun ernsthaft zornig geworden

und habe ausgerufen: „Und mein Glück, rechnest du das für so gering, daß du mich nicht einmal einem gewöhnlichen Bürger gleichstellst?" Solon aber habe geantwortet: „Zur Zeit bist du ein reicher Mann und König über ein großes Volk, doch vor seinem Tode ist niemand glücklich zu preisen. Denn vielen Menschen haben die Götter das Glück nur gezeigt, um sie später um so tiefer ins Unglück zu stürzen." Diese Worte hätten das Maß voll gemacht. Solon sei in Ungnade gefallen, und er habe ihn nicht mehr sehen wollen. Jetzt aber, in der Todesstunde, habe er eingesehen, wie wahr der weise Mann gesprochen, und es sei ihm der Gedanke gekommen, daß die Worte nicht nur für ihn Geltung hätten, sondern für alle Menschen, die sich für glücklich hielten.

Die Erzählung ging Cyrus zu Herzen, und der Gedanke an die Unbeständigkeit alles Glücks bewegte ihn: der Mann, der jetzt einen qualvollen Tod erleiden sollte, war ja einst ebenso mächtig und glücklich gewesen wie er selber! Er ließ seinen besiegten Gegner vom Scheiterhaufen herunterholen, nahm ihm die Fesseln ab, hieß ihn an seiner Seite niedersitzen und behandelte ihn seitdem mit der größten Achtung ...

Herodots schöne Erzählung vom Besuch des weisen Solon beim reichen Krösus ist indessen historisch unmöglich, da Solon um dieselbe Zeit starb, als Krösus den Thron bestieg, und der alte Weise hatte damals längst aufgehört, die Welt zu bereisen; denn bei seinem Tode war er ein achtzigjähriger Greis. Ebenso unglaubwürdig ist Herodots dramatische Schilderung von Krösus auf dem Scheiterhaufen; denn das Feuer als Hinrichtungsmittel zu verwenden, widersprach durchaus der göttlichen Verehrung, die die Perser dieser Naturkraft darbrachten. Sie verbrannten ja nicht einmal ihre Toten. Im übrigen steht die Erzählung auch im Widerspruch mit der schonenden, rücksichtsvollen Art, wie Cyrus andere besiegte Gegner behandelte. Die Könige der Meder und der Babylonier wurden nämlich nach ihrem Fall so milde behandelt, daß es in der ganzen Welt Aufsehen erregte. Einen solchen Edelmut des Siegers hatte die Menschheit bisher noch nie erlebt. Wie ganz anders waren die assyrischen Kriegerkönige mit ihren überwundenen Feinden verfahren!

Ein geschichtliches Ereignis muß jedoch Herodots Geschichte von Krösus auf dem Scheiterhaufen zugrunde liegen. Man hat deshalb die Vermutung ausgesprochen, daß er nach seiner Niederlage, wie der letzte König Assyriens, sich selbst den Göttern habe opfern wollen.

Nach dem unglücklichen Ausgang seines kriegerischen Unternehmens schickte Krösus Gesandte nach Delphi, um zu erfahren, was das Orakel mit dem Maultier gemeint habe, von dem in seiner Antwort die Rede war. Er erhielt den Bescheid, damit sei eben Cyrus gemeint gewesen, der Sprößling zweier ungleicher Stämme, einer vornehmeren Mutter und eines geringeren Vaters ...

Sobald nun Cyrus Lydien unterworfen hatte, schickten die griechischen Kolonien Kleinasiens Gesandte nach Sardes und boten Cyrus ihre Unterwerfung zu denselben Bedingungen an, wie sie früher Untertanen des Krösus gewesen waren. Doch nun war es zu spät! Cyrus hatte nicht vergessen, was sie ihm geantwortet hatten, als er sie um Hilfe gegen Krösus gebeten hatte. Zur Antwort erzählte er den Gesandten folgende Fabel: „Es war einmal ein Flötenspieler. Als er die Fische im Meer sah, fing er an zu spielen, in der Hoffnung, daß sie ans Land kommen würden. Als er sich aber in seiner Hoffnung getäuscht sah, nahm er ein Netz, fing damit einen Haufen Fische und zog sie ans Land. Als er sie dann zappeln sah, sagte er: Jetzt braucht ihr mir nichts vorzutanzen, nachdem ihr nicht habt tanzen wollen, als ich Flöte spielte." Die Griechen verstanden, wie das gemeint war, und rüsteten sich, um der drohenden Gefahr zu begegnen. Aber dem Cyrus vermochten sie natürlich ebenso wenig zu widerstehen wie den Lydern.

*

In nicht ganz fünf Jahren hatte sich das kleine persische Königreich von Iran bis ans Mittelmeer ausgedehnt und war der mächtigste Staat der Welt geworden. Nun stand nur noch ein Land Vorderasiens außerhalb des persischen Weltreichs — Babylonien. Wir haben bereits gesehen, wie sich Cyrus im Jahre 539 v. Chr. auch dieses Land unterwarf (S. 312ff.). Bei Ausgrabungen in Babylon hat man in einem Palast einen

Tonzylinder mit einer Inschrift gefunden, die auf ihre Art erzählt, wie das babylonische Reich unterging. Es kam daher, daß Gott Marduk über die Gottlosigkeit des babylonischen Königs erzürnt war. Weil er nicht die gebührenden Opfer erhielt, hatte Marduk mit allen anderen Göttern Babyloniens zusammen das Land verlassen. Schließlich hatte er sich aber doch des Volkes erbarmt und für die Babylonier einen guten, gerechten König auserwählt, eben Cyrus. Marduk hatte diesen auf seinem Kriegszug gegen Babel begleitet und ihm so geholfen, daß er die Stadt ohne Schwertstreich einnehmen konnte. Weiterhin berichtet Cyrus selber, wie schonend er mit den Bewohnern Babels verfuhr: „Nicht bloß sie, sondern auch alle Mächtigen Babylons fielen vor ihm nieder und küßten ihm die Füße. Sie freuten sich seiner Herrschaft, und ihre Gesichter strahlten."

Die Inschrift ist offenbar auf Cyrus' Befehl von einem Mardukpriester in Babel verfaßt. Die Übertreibungen sind augenfällig.

Mit Babylonien fiel auch Syrien an das persische Reich. Auch hier verfolgte Cyrus wie anderwärts den unterworfenen Völkern gegenüber eine wohltuende Politik der Versöhnung, indem er ihre religiösen Gebräuche achtete und auch auf ihre Handelsinteressen Rücksicht nahm. Sein Bestreben, auf diese Weise die Bevölkerung Syriens für sich zu gewinnen, stand in engem Zusammenhang mit seinen Angriffsplänen gegen das Nachbarland Syriens, gegen Ägypten. Der Schlußstein dieser Versöhnungspolitik war sein Verhalten gegenüber dem Volke, das in der babylonischen Gefangenschaft lebte und mehr als irgendein anderes an Heimweh litt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der staatskluge Perserkönig die Stimmung der in Babel lebenden Juden bereits vor seinem Angriff auf die Stadt ausnützte, und sie werden ihm dann bei seinem Eindringen in die babylonische Hauptstadt wesentliche Dienste geleistet haben. Als Dank für diese Hilfe wird es eine der ersten Regierungshandlungen des Eroberers gewesen sein, den Juden die Rückkehr in ihre heilige Stadt zu erlauben, um ihren Tempel wieder aufzubauen. Und nicht genug damit, daß die Wiederherstellungsarbeit auf seine Kosten erfolgen sollte: Cyrus gab auch den

Juden die heiligen goldenen und silbernen Gefäße zurück, die Nebukadnezar aus dem Tempel Salomos hatte entwenden lassen.

Die Versöhnungspolitik des Cyrus hinderte nicht, daß seine Staatskunst auch den Grundsatz: divide et impera befolgte (sichere dir die Herrschaft, indem du Zwietracht säst). Er hütete sich wohl, sich in die Streitigkeiten zu mischen, die wegen des

Grab des Cyrus bei Pasargadä. Das Grab wurde zur Zeit Alexanders des Großen, zwei Jahrhunderte nach Cyrus' Tod, geöffnet. Damals fand man darin den vergoldeten Sarkophag und daneben Waffen und Schmuck des Helden. Später wurde das Grab von Räubern erbrochen und geplündert.

Tempelbaues zwischen den daheimgebliebenen und den aus der Gefangenschaft zurückkehrenden Israeliten ausbrachen, und ließ beide Parteien sich um die Gunst und Unterstützung des Großkönigs bemühen: bei dem geplanten Feldzug gegen Ägypten konnte es von Nutzen sein, über beide zu verfügen. Aus demselben Grunde schürte Cyrus den alten Neid zwischen Sidon und Tyrus, indem er jetzt Sidon bevorzugte, und die unruhige Bevölkerung der griechischen Kolonien Kleinasiens hielt er in Schach, indem er die Sonne seiner Gnade wechselweise über einigen Stadtfürsten und gewissen Adelsfamilien leuchten ließ.

Nach Babylons Fall sollte eigentlich Ägypten an die Reihe kommen; aber Cyrus scheint vollauf genug mit den wilden

Nomadenvölkern jenseits des Flusses Jaxartes zu tun bekommen zu haben, die von dort aus den Kulturoasen Nordpersiens unliebsame Besuche abstatteten. Die Vorbereitungen für den ägyptischen Feldzug überließ er daher seinem Sohne Kambyses.

*

Noch ein Jahrzehnt regierte Cyrus nach der Unterwerfung des babylonischen Reiches. Der Sage nach fiel er auf einem Kriegszug gegen die Massageten, ein tapferes Nomadenvolk, das in den Steppen östlich vom Kaspischen Meer hauste. Über dieses Unternehmen berichtet Herodot: „Über die Massageten herrschte damals nach dem Tode ihres Gemahls die Königin Tomyris. Zu ihr schickte Cyrus Gesandte und hielt um ihre Hand an. Tomyris aber begriff sehr wohl, daß es bei der Werbung nicht auf sie, sondern auf die Herrschaft über die Massageten abgesehen war, und wies ihn ab. Da also mit List nichts zu erreichen war, eröffnete er den Feldzug gegen die Massageten." Anfangs soll Cyrus Erfolg gehabt haben. Durch List gelang es ihm, den Sohn der Tomyris gefangenzunehmen und einen großen Teil des Kriegsheeres der Massageten niederzumachen. Der junge Prinz nahm sich in der Verzweiflung selber das Leben, Tomyris aber soll, als sie dies erfuhr, dem Cyrus einen Brief geschrieben und ihn aufgefordert haben, ihr Land zu verlassen. „Wenn du das nicht tust," schrieb sie, „so schwöre ich dir bei der Sonne, der Gottheit der Massageten, daß ich dich Unersättlichen mit Blut sättigen werde."

Ihre Drohung ging auch in Erfüllung. Cyrus wurde geschlagen und fiel mit den meisten seiner Krieger. „Tomyris füllte nun einen Ledersack mit Menschenblut und suchte unter den gefallenen Persern nach Cyrus' Leichnam. Als sie ihn gefunden hatte, steckte sie seinen Kopf in den Sack, höhnte die Leiche und sprach: Du hast mir mein Leben zerstört, indem du durch Verrat meinen Sohn gefangen nahmst. Dafür sättige ich dich jetzt mit Blut, wie ich dir angedroht habe."

*

Einer unserer besten Kenner der persischen Geschichte faßt sein Urteil über den ersten König der Perser etwa folgendermaßen zusammen: Cyrus verdient den Beinamen Der Große. Als Er-

oberer hat er alle babylonischen, assyrischen und ägyptischen Herrscher weit übertroffen und ein lebenskräftiges Weltreich geschaffen. Einen Staatsmann seinesgleichen hat es vor ihm nicht gegeben. Er besaß politischen Weitblick. Im Gegensatz zu alter Überlieferung ließ er den unterworfenen Ländern eine gewisse Selbständigkeit; war diese auch nur scheinbar, so schmeichelte sie doch den besiegten Völkern. Und welcher Unterschied zwischen seiner Art und der der früheren Sieger, die religiösen Gefühle der unterjochten Völker zu behandeln! Die assyrischen Herrscher mordeten und verstümmelten zur höheren Ehre des Gottes Assur; welchen unerhörten Fortschritt bedeutet demgegenüber die aufgeklärte Toleranz des Cyrus gegenüber dem Glauben anderer Völker! In Babel opferten er und sein Sohn dem Marduk, in Jerusalem half er den Juden beim Wiederaufbau von Jahves Tempel. Endlich gebührt Cyrus auch ein Ehrenplatz als Gesetzgeber neben solchen Männern wie dem Babylonier Hammurapi und dem Griechen Solon. In seinen Bemühungen um die Humanisierung des Rechts besteht der größte Fortschritt darin, daß er die Selbstrache verbot und die Strafe in die Hand des vom Staat eingesetzten Richters legte.

## Kambyses

Unter Cyrus' Sohn und Nachfolger Kambyses kam die Reihe an den dritten der mächtigen Staaten, die sich verbündet hatten, um das Vordringen der Perser nach Westen aufzuhalten. Als Kambyses mit seinen Rüstungen fertig war, drang er in das Nildelta ein, wo damals die Hauptstadt Ägyptens lag (S. 144). An einer der Nilmündungen kam es zu einer blutigen Feldschlacht, die mit der Niederlage und Flucht des ägyptischen Heeres endete.

Memphis fiel nach kurzer Belagerung. Der letzte Pharao, Psammetich III., wurde gefangengenommen. Die Ägypter erkannten im Jahre 525 v. Chr. Kambyses als Herrscher an. Währenddessen hatte eine aus Kriegsschiffen der phönizischen Städte und der griechischen Kolonien Kleinasiens bestehende persische Flotte die ägyptische in Schach gehalten.

Seine Erfolge hatte Kambyses nicht nur durch Waffengewalt errungen — Verräterei in Heer und Flotte der Ägypter hatte

auch eine große Rolle gespielt, und an diesen geheimen Abmachungen waren auch die Araber der Halbinsel Sinai beteiligt; sie versahen nämlich das persische Heer auf seinem Marsch durch die Wüste mit dem Wichtigsten: mit Wasser.

Nach der Eroberung Ägyptens unternahm Kambyses einen Feldzug nach Süden, gegen das Land, das die „langlebigen Äthiopier" bewohnten. Sie wurden als ungewöhnlich stattliche und kräftige Menschen geschildert, die hundertzwanzig und mehr Jahre alt wurden und den Stattlichsten und Stärksten zum König zu wählen pflegten. Das Unternehmen kostete die Perser schwere Verluste.

Nach Herodot bereitete Kambyses den Feldzug in der Weise vor, daß er Gesandte nach Äthiopien schickte, die dem Könige Geschenke überbringen und bei dieser Gelegenheit im Lande spionieren sollten. Als sie vor den König geführt wurden, sagten sie: „Kambyses, der König der Perser, hegt den Wunsch, dein Freund und Verbündeter zu werden, und hat uns deshalb mit diesen Geschenken zu dir geschickt." Der Äthiopier aber ließ sie nicht darüber im Unklaren, daß er den Zweck ihres Besuches durchschaute, und fuhr dann fort: „Der König der Perser ist kein rechtschaffener Mann; sonst würde er nicht nach anderen Ländern Verlangen tragen, und nicht Menschen, die ihm nichts getan haben, in seine Gewalt zu bringen suchen. Bringt ihm diesen Bogen und sagt ihm: ‚Der König der Äthiopier rät dem Könige der Perser, erst dann mit überlegener Heeresmacht gegen die langlebigen Äthiopier zu Felde zu ziehen, wenn die Perser einen Bogen von dieser Größe so leicht wie ich zu spannen vermögen. Bis dahin aber möge er den Göttern danken, wenn sie den Kindern der Äthiopier nicht den Gedanken eingeben, zu ihrem eigenen auch noch fremdes Gebiet zu erwerben'."

Als die Spione nach ihrer Rückkehr dem Kambyses Bericht erstatteten, wurde er so wütend und zugleich so neugierig, daß er sofort aufbrach und sich nicht einmal die Zeit nahm, den nötigen Proviant zusammenzubringen. „Wie ein Rasender, der den Verstand verloren hat, unternahm er den Zug, sobald er den Bericht der Spione vernommen hatte. Aber schon bevor das Heer den fünften Teil des Weges zurückgelegt hatte, gingen ihm die Lebensmittel aus. Solange die Soldaten etwas auf dem Felde

fanden, fristeten sie ihr Leben mit Gras und Kräutern. Als sie aber in die Wüste kamen, halfen sich manche auf entsetzliche Weise. Sie losten unter sich den zehnten Mann aus und fraßen ihn auf. Als Kambyses das hörte, entsetzte er sich und gab das Unternehmen gegen die Äthiopier auf. Er trat den Rückzug an und kehrte, nachdem er viel Volk verloren hatte, nach Memphis zurück."

In diesem Falle hat sich Herodot, wie auch sonst öfter, etwas aufbinden lassen. Wir haben nämlich Beweise dafür, daß der Zug nach Äthiopien gar nicht so planlos unternommen wurde; im Gegenteil hatte Kambyses Vorratskammern anlegen lassen, und zwar bis zum dritten Katarakt. Wahr ist, er mußte den Rückzug antreten, aber nicht wegen der Schwierigkeiten, auf die er in Äthiopien stieß, sondern weil in Persien eine gefährliche Empörung ausgebrochen war.

Als Kambyses nach Memphis zurückkehrte, feierte man dort gerade ein großes Freudenfest, weil die ägyptischen Priester einen neuen Apis entdeckt hatten. In den Straßen drängte sich eine frohe, festlich gekleidete Menge. Kambyses aber, der durch das Mißgeschick, das ihn betroffen, aus dem Gleichgewicht gekommen war, glaubte, die Ägypter freuten sich über seinen Mißerfolg. Außer sich vor Wut ließ er die Apispriester rufen. Sie klärten ihn darüber auf, daß das Volk jubelte, weil sich ihnen ihr Gott wiederum offenbart hatte. Da befahl er den Priestern, ihm ihren Gott vorzuführen, und sie holten den Apis. „Als die Priester ihm den Apis vorführten," erzählt Herodot, „zog Kambyses in blinder Wut sein Schwert und wollte es dem Apis in den Bauch stoßen, traf ihn aber in den Schenkel. Da lachte er und sagte zu den Priestern: ‚Ihr Schafsköpfe! Sind das Götter, die Fleisch und Blut haben und vom Stahl verletzt werden können? Einen solchen Gott können auch nur die Ägypter haben!' Darauf ließ er die Priester auspeitschen und verbot den Ägyptern bei Todesstrafe, das Fest weiterzufeiern. Der Apisstier verblutete an seiner Wunde und wurde von den Priestern in aller Stille begraben."

Herodot hat diese Angaben von Ägyptern erhalten. Ihr Wahrheitsgehalt hat dank den Funden, die Mariette auf dem Friedhof der Apisstiere gemacht hat (S. 200), in unserer

Zeit nachgeprüft werden können. Man hat dort zwei Grabinschriften auf heilige Stiere aus der Zeit des Kambyses gefunden. Daraus geht hervor, daß der eine Stier gestorben ist, während Kambyses in Äthiopien war, und daß der unmittelbare Nachfolger dieses Apis den Kambyses überlebt hat. Auf dem Grabstein des einzigen Apis, der unter Kambyses Regierung starb, wird berichtet, daß Kambyses selber das heilige Tier feierlich begraben ließ, und der König ist darauf abgebildet, wie er den Apis anbetet. Eine weitere Widerlegung der Darstellung Herodots liefert der Grabstein des Mannes, der zur Zeit des Kambyses Hoherpriester von Sais war. Der Stein befindet sich jetzt in Rom im Vatikanischen Museum. Die Grabschrift, die der Mann bei seinen Lebzeiten einmeißeln ließ, ist ein Zeugnis dafür, daß Kambyses die religiösen Gebräuche der Ägypter mit Achtung behandelt hat. Sollte er ein so empörendes Verbrechen, wie es nach ägyptischer Auffassung der Mord eines Apis war, begangen haben, so hätte ihm der Hohepriester sicherlich ein ganz anderes Zeugnis ausgestellt. Die Geschichte von diesem und anderen schändlichen Verbrechen des Kambyses stammt offenbar aus gewissen ägyptischen Kreisen, die gegen den Eindringling erbittert waren. So hat eine gehässige Tradition bis in unsere Zeit hinein den Kambyses in der Geschichte als einen grausamen, mit den schändlichsten Untaten belasteten Tyrannen erscheinen lassen. Er soll seinen Bruder ermordet, den Bruder seines besten Freundes getötet und im Zorn seine Gemahlin so mißhandelt haben, daß sie an einer Fehlgeburt starb. Gräber und Tempel soll er auch geschändet und immer höhnisch gelacht haben, wenn er eine rechte Schurkerei begangen hatte.

Was wir tatsächlich von der Apisgeschichte wissen, muß uns allen diesen Beschuldigungen gegenüber mißtrauisch machen. Das Bild, das Herodot von Kambyses in seinen letzten Stunden entwirft, ist übrigens wesentlich anders als das seines Lebens. Da spricht nicht die Stimme des blutbesudelten Tyrannen, sondern die des fürsorglichen Landesvaters.

Seinen Bruder hat er freilich aus dem Wege räumen lassen. Aber der Hingerichtete war ein Empörer, und mit denen machte man in jenen Zeiten kurzen Prozeß.

Daß aber Kambyses eine härtere und despotischere Natur war

als Cyrus, geht aus seiner Innenpolitik hervor, die deutlich darauf abzielte, durch einen Machtspruch die früher selbständigen Reiche, aus denen das Perserreich bestand, zu einem Einheitsstaat zusammenzuschweißen, für den der Wille des Großkönigs oberstes Gesetz sein sollte. Zentralisation der Verwaltung und unbeschränkte Alleinherrschaft waren seine Ziele. Es ist auch bezeichnend, daß die Perser den Cyrus „Vater" nannten, den Kambyses aber „Herrscher".

## Darius I.

Kambyses regierte nur sieben Jahre. Da er keine Kinder hinterließ, fiel die Krone nach seinem Tode einem vornehmen Perser namens Darius zu, der einem jüngeren Zweig der Familie des Cyrus angehörte. Mit ihm bestieg den persischen Thron einer der größten Staatsmänner der Weltgeschichte.

Zunächst schlug er die Aufruhrversuche nieder, die unter Kambyses während des äthiopischen Feldzuges begonnen hatten und immer noch hier und da in verschiedenen Teilen des Reichs aufflackerten. Diese Siege über die Thronprätendenten hat Darius auf dem Behistunfelsen (S. 336 f.) verewigen lassen, wo die Aufständischen unter der Bezeichnung „Die neun Lügenkönige" abgebildet werden. Darius war nun Herr eines Weltreichs, das sich vom zweiten Nilkatarakt bis zum Schwarzen Meer und von der Mittelmeerküste bis zum Indus und Jaxartes erstreckte. Aber die vielen Aufruhrversuche hatten ihn belehrt, daß ein durch Waffenmacht geschaffenes Reich nicht ohne weiteres von Dauer ist; dazu bedurfte es offenbar einer Umgestaltung von Grund aus.

Darius ist der große Organisator des persischen Reichs. Cyrus und Kambyses waren zu sehr von Kriegen in Anspruch genommen worden, als daß sie die schwere Aufgabe hätten lösen können, die großen Reiche, die in so rascher Folge vereinigt waren, zu einem Einheitsstaat zusammenzuschweißen. Es ist nicht zu leugnen, daß die assyrischen Könige mit all ihrer Grausamkeit und Härte denen vorgearbeitet hatten, die die Reichseinheit herzustellen bestrebt waren, genau so wie wiederholt in der Geschichte das Schwert des Vaters einer milderen Sammlungs-

politik vorgearbeitet hat, die der Sohn im Zeichen der Versöhnlichkeit betrieb.

Die Mittel, die Darius anwandte, waren Humanität und im Verein damit organisatorische Kraft, beides im Geiste des großen Cyrus. Er bewies eine vollendete Meisterschaft in der Fähigkeit, die persischen Vasallenstaaten für sich zu gewinnen, dank stetiger Berücksichtigung ihrer nationalen und religiösen Überlieferungen. Den Ägyptern gegenüber trat er als Ägypter auf, den Babyloniern gegenüber als Babylonier, den Griechen gegenüber als Grieche. Unter seiner staatsklugen Führung nahm Persien kulturell und materiell einen Aufschwung ohnegleichen.

Darius gab seinem mächtigen Reiche Halt durch eine fest geordnete Verwaltung. Zu diesem Zweck teilte er es in zwanzig Statthalterschaften oder Satrapien, deren jede einem Satrapen unterstand. Damit diese Herren sich nicht zu viel herausnehmen und der Reichseinheit nicht gefährlich werden sollten, gab er ihnen nur zivile Gewalt und stellte ihnen einen Befehlshaber der Truppen zur Seite, der seine Befehle unmittelbar vom Großkönig erhielt. Außerdem behielt er seine Satrapen beständig im Auge durch Kundschafter, die im Lande umherreisten, bald hier, bald da auftauchten und nach altägyptischem Beispiel die „Augen und Ohren des Königs" hießen. Sobald sich etwas Verdächtiges ereignete, erstatteten sie dem Großkönige Bericht, der nach Belieben seine Maßnahmen treffen, seine Satrapen ohne Richterspruch und Untersuchung absetzen und hinrichten lassen konnte.

Eine der wichtigsten Aufgaben der Satrapen war es, die Steuern zu erheben, die teils in Geld, teils in Naturalien eingingen. Die gesamte Steuersumme in barem Geld betrug für das ganze Reich jährlich etwa 80—90 Millionen Goldmark, für jene Zeit ein riesiger Betrag. Die Perser waren nach Herodots Angaben von Steuern befreit. Zu den Geldsteuern kamen noch die Naturalleistungen. Zum Beispiel hatten die Meder beizutragen 100 000 Schafe, 4000 Maulesel und 3000 Pferde, die Armenier 30 000 junge Pferde. Die Äthiopier erlegten alle drei Jahre 40 kg Gold, 200 Ebenholzstämme, zwanzig Elefantenzähne und fünf äthiopische Knaben. Aus dem Land der Kolchier am Schwarzen Meer gingen jährlich 26 000 kg Weihrauch ein.

Fries am persischen Königspalast in Susa. Speerbewaffnete Bogenschützen der Leibwache des Großkönigs.

Den Zusammenhang zwischen den verschiedenen Landesteilen förderte Darius durch den Bau ausgezeichneter Landstraßen. An bestimmten Stellen dieser Straßen standen Tag und Nacht Kuriere bereit, die auf schnellen Rennern wichtige Briefe zum und vom König beförderten, und auch die Untertanen des Königs zogen ihren Nutzen aus dem schnellen Postverkehr zwischen den verschiedenen Teilen des Reichs.

So schweißte Darius, mit scharfem Blick für die Aufgaben eines Staatsmannes, sein Reich zu dem größten und festesten Staatsgebilde zusammen, das die Welt bisher gesehen hatte. Und weiterhin suchte er dieses Reich durch Eroberungen zu erweitern. Sein Blick ging nach Westen, und seine Politik führte die große Auseinandersetzung zwischen Morgen- und Abendland herbei, die für alle Zeiten für die Entwicklung der Menschheit entscheidend werden sollte. Um aber diesen Kampf verfolgen und seine Bedeutung beurteilen zu können, müssen wir die Geschichte der Griechen kennen.

Vorher jedoch wollen wir zusammenfassend festzustellen versuchen, welches die größten Leistungen sind, die wir den Persern neben den anderen morgenländischen Völkern für die Weltentwicklung verdanken. Das Beste, was die Perser zu leisten vermocht haben, zeigt sich in Persönlichkeiten wie Zarathustra, Cyrus und Darius I. Cyrus und Darius sind beide Träger der Idee des Imperialismus, eines bewußten Strebens nach einer Weltherrschaft. Die Idee selber übernahmen sie von babylonischen und assyrischen Herrschern, zu ihrer Verwirklichung aber schlugen sie glücklichere Wege ein als die blutbesudelten assyrischen Tyrannen. Die persischen Großkönige haben zum erstenmal das Streben nach Weltherrschaft vereint mit Humanität gegenüber den unterworfenen Völkern.

Zu der ebenso klugen wie edeln Politik, die Cyrus einleitete, tritt als zweite große Leistung persischer Staatskunst das organisatorische Talent, das Darius bewies, als es ihm gelang, andauernd unter Anwendung humaner Mittel, die verschiedenen Landesteile seines Reichs zu einem einheitlichen Staate zusammenzuschweißen.

So ist das erste Auftreten der indoeuropäischen Völker auf dem geschichtlichen Schauplatz gekennzeichnet durch ein weit

höheres Maß organisatorischer, staatsmännischer Begabung ihrer Führer, als die Herrscher der hamitischen und semitischen Völker bewiesen haben. Doch darf nicht vergessen werden, daß früher in Ägypten die großen Pharaonen und in den Euphratländern solche Herrscher wie Hammurapi auf kleinerem Gebiet ein starkes Staatsgefühl zu wecken und zu festigen verstanden haben. In diesen beiden Stromländern ist indessen, wie wir gesehen haben, die Staatseinheit und das Staatsgefühl

Rekonstruktion des Königspalastes in Susa.

schließlich eine Schöpfung der Natur selber, während die Weltherrschaft des Cyrus und des Darius durchaus die Frucht einer höheren Intelligenz und eines persönlichen Willens ist.

Die humane Lebensauffassung dieser beiden Herrscher beruht zweifellos auf dem hohen religiösen Standpunkt, auf den Zarathustra die Perser erhob. Jener Großkönig, der in der griechischen Literatur zu einer Idealgestalt wurde und in den Augen der Juden sich beinahe wie ein Messias ausnahm, wäre dies sicherlich nicht geworden, wenn er nicht wirklich von einer edeln, menschenfreundlichen Lebensanschauung erfüllt gewesen wäre.

Welch himmelweiter Unterschied zwischen dem bluttriefenden Assurkult, der Grausamkeit gegen andere Völker zu einer religiösen Pflicht machte, und der Botschaft, die die aufbauende

Kulturarbeit im Dienste des Guten als Ziel des Menschen hinstellt! Damit haben die iranischen Völker eine Kulturleistung vollbracht, die man mit der der Israeliten vergleichen kann, wenn man auch in diesem Zusammenhang die großen ägyptischen Weisheitslehrer und die monotheistischen Reformbestrebungen Echnatons nicht vergessen darf.

Bei den Ägyptern, Assyriern und Babyloniern treten die großen Persönlichkeiten nicht so scharf als Kulturträger hervor wie bei den Persern. Ein wesentlicher Teil der Kulturleistungen jener Völker vollzieht sich auf Gebieten, wo viele Kräfte zusammengewirkt haben. In erster Linie gehören ja die Ägypter und Babylonier zu den Lehrmeistern der Menschheit auf dem Gebiete des Ackerbaues, die Babylonier auch zu den Lehrmeistern in der Kunst, Geschäfte im großen zu treiben, womit auch die Leistungen dieses Volkes auf juristischem Gebiet zusammenhängen. In der Schiffahrt hatten die Phönizier die Führung. Kunst und Kunsthandwerk erreichten in Ägypten frühzeitig eine erstaunliche Höhe, und dort blühten auch einige Literaturzweige. Dort haben wir vermutlich die Urheimat unserer Buchstabenschrift zu suchen, und dort wurde das erste Papier hergestellt. In wissenschaftlicher Beziehung haben wir Ägyptern und Babyloniern viel zu verdanken. Sie haben die Grundlagen der Astronomie, der Mathematik und der Medizin geschaffen. Unter anderem stammt ja von ihnen unser Kalender.

Auf keinem dieser Gebiete gingen die Perser voran. Ihre Architektur — das einzige Gebiet, auf dem wir ihr künstlerisches Schaffen kennen — verrät starke Einwirkungen der assyrisch-babylonischen, später, nachdem die persischen Eroberungen sich nach Westen ausgedehnt haben, der ägyptischen und der griechischen Kunst. Charakteristisch aber für die persische, wie für alle orientalische Architektur ist die Neigung zum Kolossalen. Erst die griechischen Künstler sollten Maßhalten und Harmonie zum künstlerischen Ideal machen.

Weder auf dem Gebiet der Kunst und Wissenschaft, noch auf dem der materiellen Kultur sind die Perser Bahnbrecher gewesen; doch sind sie deswegen nicht für diese Gebiete menschlichen Fortschritts bedeutungslos geblieben. Dank dem ebenso fest wie rücksichtsvoll zusammengefaßten Staatsgebilde, das sie geschaffen

haben, sind nämlich die verschiedenen Völker einander gleichsam nähergekommen. Hierzu trug auch in hohem Maße das ausgezeichnete Straßennetz bei, das die Perserkönige anlegten und erhielten. Sicherer und schneller als je zuvor konnte der Handelsmann jetzt von Land zu Land reisen, und zwischen den verschiedenen Kulturen entstand eine für die Entwicklung fruchtbare Wechselwirkung.

# Die ägäische Kultur

Unser heutiges Wissen vom ältesten Kulturaustausch zwischen Morgen- und Abendland verdanken wir vor allem zwei Archäologen, einem deutschen und einem englischen, Heinrich Schliemann und Arthur J. Evans.

Schliemann entdeckte Mitte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts jene Kulturepoche, die wir nach der Stadt Mykenä im nordöstlichen Peloponnes die mykenische zu nennen pflegen. In den Ruinen dieser Stadt machte man nämlich die erste genauere Bekanntschaft mit jener Periode der Menschheitsgeschichte, die etwa 1600 Jahre vor unserer Zeitrechnung begonnen haben mag. Ein Vierteljahrhundert nach Schliemann begann der Engländer Evans in der alten Stadt Knossos an der Nordküste Kretas den Palast des Königs Minos auszugraben. Evans hatte vorher schon auf der Balkanhalbinsel, in Italien und in Lappland sowie in anderen Gegenden Kretas archäologische und ethnographische Forschungen betrieben. Jetzt war es ihm vergönnt, Denkmäler aus einer Kulturepoche ans Tageslicht zu fördern, die noch älter war als die mykenische, nämlich aus der ihr verwandten kretischen. Diese beiden Kulturen werden nach dem Ägäischen Meer unter dem gemeinsamen Namen ägäische Kultur zusammengefaßt.

## Kreta als Kulturbrücke

In unserer früheren Darstellung der morgenländischen Kultur ist schon einige Male die Insel Kreta aufgetaucht. Die Forschungen von Evans und einigen anderen amerikanischen und italienischen Archäologen haben uns gelehrt, daß diese Insel dereinst eine für unsere Kultur hochwichtige Rolle gespielt hat. Man kann geradezu sagen: hier hat die Wiege der griechischen und damit zugleich der abendländischen Kultur gestanden. Früher als irgendeine andere Gegend Europas hat Kreta an der morgenländischen Kultur teilgenommen. Durch ihre Lage war die Insel auch wie geschaffen zur Kulturbrücke zwischen Morgen- und Abendland. Kreta mußte den Verkehr von den Nil-

mündungen, von Kleinasien sowie von Phönizien über Cypern an sich ziehen. Auch hier wurden wie in Babylonien und in Phönizien die Voraussetzungen für eine hohe Kultur durch den Handelsaustausch geschaffen. Mit Ägypten, Syrien und Kleinasien einerseits, den Ländern am Schwarzen Meer, Griechenland und Italien anderseits, unterhielten die betriebsamen Kreter lebhafte Geschäftsverbindungen.

## Die Sage von Theseus und seiner Befreiung aus dem Labyrinth

Auf Kreta herrschte in uralter Zeit ein mächtiger König namens Minos. Seine Hauptstadt war weithin berühmt durch den kunstvollen Bau des Labyrinths, aus dessen Irrgängen sich keiner wieder herausfand, der einmal hineingeraten war. Im Innern des Labyrinths hauste der furchtbare Minotaurus, ein Ungeheuer mit Tierkopf und Menschenleib. Alle zwei Monate mußte diesem Ungetüm ein Mensch zugeführt werden; sonst kam es herausgestürzt und richtete in der Umgegend fürchterliche Verwüstungen an.

König Minos hatte einen Sohn, der seine Freude und sein Stolz war; aber dieser wurde eines Tages von athenischen Jünglingen aus Eifersucht erschlagen, als er bei den Wettspielen alle ihre Landsleute besiegt hatte.

Als Minos erfuhr, wie alles zugegangen war, erfaßte ihn bittere Trauer und furchtbarer Rachedurst. In größter Eile rüstete er ein Kriegsheer und führte es gegen Athen, das auf den Angriff nicht vorbereitet war und deshalb keinen kräftigen Widerstand leisten konnte. Bald sahen sich die Athener genötigt, um Frieden zu bitten.

Minos empfing die Gesandten mit finsterer Miene: „Ihr habt meinen Sohn erschlagen, die Hoffnung meines Alters, und ich habe geschworen, furchtbare Rache zu nehmen. Wohlan, ich will euch Frieden schenken, doch nur unter der Bedingung, daß Athen alle neun Jahre sieben Jünglinge und sieben Jungfrauen nach Kreta schickt, die mit ihrem Blut die Ermordung meines Sohnes sühnen sollen." Und noch furchtbarer klangen seine Worte, als

er hinzufügte, daß diese jungen Athener dem Minotaurus geopfert werden sollten.

Die Besiegten mußten die Forderungen des Minos annehmen. Nur ein Zugeständnis vermochten sie ihm abzuringen: gelang es einem athenischen Jüngling, den Minotaurus zu töten und den Ausweg aus dem Labyrinth zu finden, so sollten nicht nur er und seine Kameraden am Leben bleiben, sondern auch die Athener fürderhin dem Minos nicht mehr tributpflichtig sein ...

Als zum dritten Male das Schiff mit den schwarzen Trauersegeln abgehen sollte, trat Theseus vor, der einzige Sohn des Königs, und erklärte sich bereit, freiwillig sein Leben dem Staate zu opfern.

Theseus hatte schon viele Heldentaten vollbracht. Die korinthische Halbinsel hatte er von allen Riesen und Missetätern gereinigt, die die Straßen unsicher machten. Einer der berüchtigtsten pflegte seine Opfer an die Wipfel zweier junger Fichten zu binden, die er zur Erde herabgebogen hatte. Dann ließ er die Bäume schnell wieder los, und die Unglücklichen wurden in Stücke gerissen. Zur Strafe hatte Theseus ihn auf dieselbe Weise behandelt, wie er mit seinen armen Opfern verfuhr. Womöglich noch unmenschlicher war ein Riese namens Prokrustes; er pflegte seine Opfer auf ein Bett zu legen, das für sie zu lang war, das sogenannte Prokrustesbett, und ihre Glieder so lange zu zerren und zu dehnen, bis sie in das Bett paßten. Auch ihn behandelte Theseus auf dieselbe Weise. Und nun wollte er sich für sein Volk opfern. Vergebens bat ihn sein Vater Aegeus, von seinem Vorhaben abzustehen.

War sein Vater vom Schmerz überwältigt, so zeigte sich der Jüngling gutes Muts und versuchte ihn zu beruhigen. Er werde schon mit dem Ungeheuer fertig werden, sagte er und vereinbarte mit Aegeus, wenn ihm dies gelungen sei, werde er bei der Heimfahrt weiße Segel setzen.

Ein paar Tage darauf landete das Schiff in Kreta, und die jungen Athener wurden in einem abseits gelegenen Hause gefangen gehalten. Ihr Gefängnis war aber von einem Garten umgeben, der an einen Park stieß, in dem die Töchter des Königs, Ariadne und Phädra, zu lustwandeln pflegten. Eines Tages wurde Theseus heimlich zu Ariadne gerufen. Sie wollte ihm

helfen, den Minotaurus zu töten. „Nimm dieses Garnknäuel," sagte sie, „und befestige, wenn du zu Minotaurus hineingehst, das eine Ende des Fadens am Eingang des Labyrinths. Wickle dann beim Weitergehen das Knäuel ab, dann hast du bei der Rückkehr einen Leitfaden, an dem du den Ausweg finden wirst." Damit übergab sie ihm ein Garnknäuel und außerdem drei schwarze Kugeln. „Diese Kugeln," sagte sie, „wirf eine nach der anderen dem Minotaurus in den Rachen, wenn er dich verschlingen will. Er wird sie mit großem Behagen verzehren und dann in einen tiefen Schlaf fallen. Darauf bediene dich schnell des Schwerts, das ich dir jetzt gebe, und du bist gerettet." Beim Abschied aber sagte sie noch mit zitternder Stimme: „Ich rette dich mit Gefahr meines eigenen Lebens. Wenn mein Vater erfährt, wer dir geholfen hat — furchtbar wird dann sein Zorn sein. Willst du dann mich retten?" „Ich werde dich retten," rief Theseus gerührt. „Jüngling!" flüsterte sie, „täusche mein Vertrauen nicht! Leb wohl!" Damit war sie verschwunden. Theseus barg das Garnknäuel, die drei Kugeln und das Schwert unter seinem Mantel und eilte in das Gefängnis zurück.

Am folgenden Morgen wurde der Königssohn nach dem Labyrinth gebracht. Er zog das Garnknäuel hervor, befestigte das Ende des Fadens an der Mauer und ließ ihn beim Weiterschreiten abrollen. Plötzlich aber wurde die tiefe Stille durch ein dumpfes Brüllen unterbrochen, das von einem rasenden Stier herzukommen schien. Der Laut kam immer näher, aber Theseus setzte mutig seine Wanderung fort und stand bald in einer großen Halle vor Minotaurus, dem Ungeheuer, das halb Stier, halb Mensch war. Mit wütendem Gebrüll stürzte es sich auf den Jüngling, und so furchtbar war sein Anblick, daß Theseus beinahe die Besinnung verloren hätte. Zu seinem Glück fiel ihm aber noch rechtzeitig ein, daß er dem Ungeheuer eine von den schwarzen Kugeln in den Rachen werfen sollte.

Als Minotaurus diese auf der Zunge schmeckte, blieb er plötzlich stehen und kaute mit solchem Behagen, daß Theseus sich vom ersten Schreck erholte. Als der Stier wieder den Rachen aufriß, warf er ihm die zweite Kugel hinein und schließlich auch die dritte. Da sank das Ungetüm langsam zu Boden, sein Atem ging immer kürzer, und bald lag der gefürchtete Minotaurus

vor Theseus' Füßen in tiefem Schlaf. Da bohrte ihm der Königssohn sein Schwert ins Herz.

So hatte Theseus mit Hilfe der Ariadne nicht nur das eigene und das Leben seiner Kameraden gerettet, sondern auch seine Vaterstadt von ihrer Tributpflicht befreit. Bevor aber der junge Held Kreta verließ, um nach Athen zurückzukehren, nahm er insgeheim Ariadne und Phädra an Bord. Auf der Heimfahrt geriet jedoch das Schiff in einen Sturm und mußte bei der Insel Naxos landen. Als das Unwetter vorüber war und die Fahrt fortgesetzt werden sollte, wurde Ariadne vermißt. Man suchte sie überall, schrie ihren Namen nach allen Windrichtungen; nirgends war sie zu finden. Schließlich mußte man sie verloren geben und weiterfahren.

Ariadne aber hatte sich nur in einem dichten Hain verirrt. Vom Umherirren ermüdet, hatte sie sich schließlich schlafen gelegt. Erst als das Schiff schon in weiter Ferne war, erwachte sie aus ihrem tiefen Schlummer. Sie rief, sie weinte. Vergebens! Sie rang die Hände, raufte das Haar, bis sie wieder ermattet hinsank. Sie erwachte vom Jubel eines Festzuges, der mit Flötenspiel und Zimbelklang immer näherkam. Bald tauchte ein von zahmen Löwen gezogener goldener Wagen auf und auf diesem ein herrlicher Jüngling, dessen Locken mit Weinlaub und Efeu bekränzt waren. Ein zahlreiches Gefolge von Männern und Frauen umgab seinen Wagen. In den Händen trugen sie weinlaub- und efeuumwundene Stäbe; sie tanzten und jubelten: „Evoë! Evoë!" (Heil! Heil!)

Auf einen Wink des Jünglings verstummten die Jubelrufe. „Ich bin Bacchus," sagte er zu Ariadne, „der Gott, der den Menschen die Freuden des Weins schenkte. Dein Schicksal kenne ich. Du bist eines höheren Glückes würdig, als dir das Leben unter den Sterblichen schenken kann. Werde mein Weib, und ich will dich unsterblich machen." Ariadne reichte ihm die Hand, und er hob sie in seinen Wagen und führte sie in seine ewige Wohnung . . .

Währenddessen hatte in Athen große Sorge geherrscht. Als man das Schiff von Kreta zurückerwarten konnte, ging der alte König Tag für Tag ans Meer hinab und schaute in die Ferne, ob nicht etwa das Schiff käme, das die Freude seines Lebens

und die Hoffnung seines Alters trug. Eines Tages tauchte das Schiff auch wirklich am Horizont auf. Aber mit schwarzen Segeln! Man hatte das vereinbarte Zeichen vergessen. Da packte den Alten Verzweiflung. Er stürzte sich in die See und blieb von Stund an verschwunden. Nach ihm wurde das Meer das Ägäische genannt.

Später heiratete Theseus Phädra und wurde ein mächtiger König, dessen Heldentaten noch heute im Gedächtnis der Menschen fortleben.

Ein Teil des sogenannten Thronsaals in Knossos mit rekonstruierten Wandmalereien. In ihrer Mischung von Naturalismus und dekorativem Stil ist diese Malerei typisch für den sogenannten Palaststil dieser Epoche.

## Die kretische Kultur

Man nimmt an, daß Evans in Knossos die Ruinen des prachtvollen Königspalastes des Minos ausgegraben hat: ein gewaltiges Labyrinth von Sälen und Zimmern, offenen Burghöfen und Korridoren, in denen sich der Archäologe auch heute noch verirren kann. Der Palast hatte mehr als zweihundert Höfe und Zimmer.

Seit Schliemann in Mykenä das Grab Agamemnons gefunden hatte, hat keine archäologische Entdeckung auf griechischem Boden die Phantasie so beschäftigt wie die Ergebnisse von

Evans' Grabungen in Knossos. Der Minotaurus, das Labyrinth — welche wunderbaren Sagenmotive!

Fayencestatuette mit Falbelkleid aus Knossos. Da die Frau eine Schlange in der Hand hält, ist sie wahrscheinlich Priesterin einer Schlangengöttin. Die Schlange wurde an mehreren Orten, unter anderen in Syrien, als heiliges Tier verehrt. Das Falbelkleid ist typisch für die kretische Damenmode.

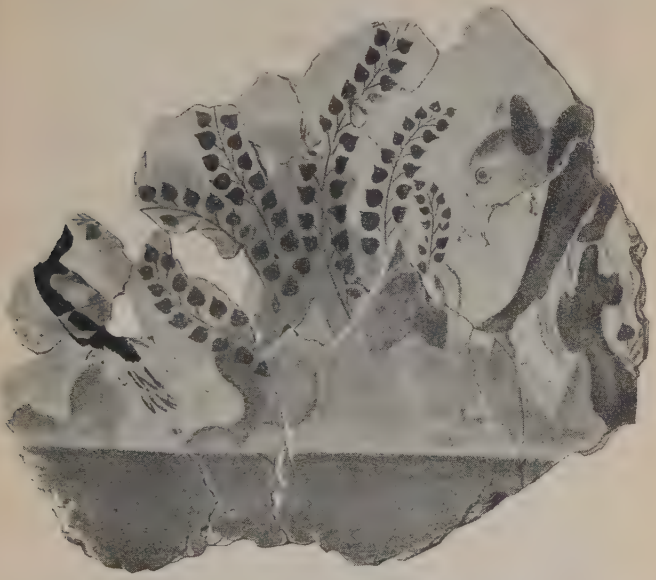
Mehr als eine Hypothese ist es natürlich nicht, daß man den Palast des Minos entdeckt habe; für ihre Wahrscheinlichkeit spricht aber die Tatsache, daß man bei den Grabungen mehrere

Siegelabdrücke in Ton mit Bildern von Ungeheuern gefunden hat, die halb Mensch, halb Tier sind. Und eine Erinnerung an das Labyrinth kann man vielleicht auch in einigen Wandmalereien des Königspalastes erblicken. Andererseits wäre es auch möglich, daß die griechische Sage vom Labyrinth unter dem Eindruck der gewaltigen Ruinen des Königspalastes entstanden ist.

Wandmalerei aus Knossos. Man beachte die kokette Haartracht mit über die Stirn herabfallender Locke und die stark geschminkten Lippen. Die Unregelmäßigkeiten dieses Gesichts geben ihm einen pikanten Reiz, etwas wie mutwillige „Lebensbejahung".

Daß der Königspalast, der sich einst hier erhob, in seiner Ausschmückung hohen künstlerischen Ansprüchen genügt hat, das zeigen die Reste, die von der Einrichtung und von Wandmalereien noch vorhanden sind. Auf den Wandbildern bewegen sich Damen, die mit ihren schlanken Taillen und ihren ausgeschnittenen Falbelkleidern einen merkwürdig modernen Eindruck machen. So verfeinert ist einmal das Leben hier gewesen. Andere Wandbilder

zeigen Pflanzen und Tiere in bewundernswert naturgetreuer Wiedergabe: fliegende Fische, die aus dem Wasser springen und sich munter tummeln, Tintenfische, Seesterne, Algen und andere Meerpflanzen, die auf den Wellen schaukeln — eine ganz impressionistische Kunst. Geniale kretische Künstler, deren Namen



Wandmalerei aus einem kretischen Palast. Ein Meisterwerk. Man sieht geradezu die Katze heranschleichen, um ihr Opfer, den schönen Fasan hinter dem Strauch, nicht aus seiner behaglichen Ruhe aufzuscheuchen. Man hat das Gefühl: im nächsten Augenblick wird sich das Raubtier mit wohlberechnetem Sprung auf seine ahnungslose Beute stürzen.

vergessen sind, hatten die Schönheitswerte der Tier- und Pflanzenwelt des Meeres entdeckt und benutzten sie zu dekorativen Zwecken auf Wänden und Ziervasen. Ein Fayencerelief mit saugendem Zicklein zeugt gleichfalls von feinster Naturbeobachtung. Die Kunstwerke zeigen im Vergleich mit der ägyptischen Skulptur und Malerei eine Frische und Freiheit, die unwillkürlich vermuten lassen, daß die ägyptische Kunstrichtung, die Echnaton

Ein beinahe einen Meter langes, ungewöhnlich kostbares Brett, vermutlich ein Spielbrett aus goldbeschlagenem Elfenbein mit eingelegtem Bergkristall, Silber und blauem Glas. Aus Knossos.

beschützte, aus Kreta kam und von kretischen Künstlern stammte. Vielleicht haben diese einer Generation angehört, die Kreta verlassen mußte, als das große Verderben über die Kultur der Insel hereinbrach.

In mehreren Sälen des Minospalastes waren die Wände unten mit Alabasterfliesen geschmückt wie in den assyrischen Palästen, die viele hundert Jahre später erbaut wurden.

Fliegender Fisch aus Fayence. Kreta.

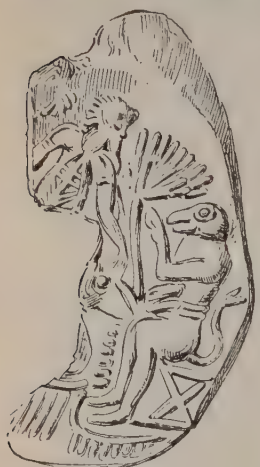
Auch die hygienischen Forderungen sind genau beachtet worden. Der Palast war mit einem System von Abflußkanälen versehen, das einen Begriff von dem hohen Stand der Baukultur jener Zeit gibt, verglichen mit der des Mittelalters. Die größeren Kloaken waren mannshoch und sorgfältig aus Stein gebaut, die schmaleren be-

Steinziege mit Jungen. Fayencerelief aus Knossos. Die feingliedrigen Tiere mit den elegant gebogenen Hörnern finden sich noch heute in den Gebirgen Kretas.

Kameen aus Knossos mit Bildern von Tiermenschen (Minotaurusbildern).

standen aus Röhren aus gebranntem Ton, die so konstruiert waren, daß das Schmalende des einen Rohrs in das weitere Ende eines anderen Rohrs hineingeschoben werden konnte.

Die ältesten Funde, die man auf Kreta gemacht hat, gehen bis tief in die Steinzeit zurück, die im dritten Jahrtausend vor Christus ihr Ende gefunden haben soll. Darauf folgte eine Kupferzeit und weiter eine Bronzezeit, die bis etwa 1200 vor Christus währte.



Kretisches Fragment eines Siegelabdrucks in Ton, einen Mann darstellend, der sich gegen ein sitzendes Ungeheuer wendet, das halb Tier, halb Mensch ist.

Ihre Glanzzeit erlebte die kretische Kultur in der Zeit zwischen 2000 und 1040 vor Christus. Den Beginn dieses Abschnittes bezeichnet der Bau des stolzen Palastes in Knossos. Zwei andere Paläste hat man an der Südküste Kretas ausgegraben. Sie waren mit Knossos durch eine breite Fahrstraße verbunden. Außerdem hat man im Osten Kretas an vielen Stellen Ruinen von Burgen, stadtähnlichen Orten, Dörfern und Begräbnisplätzen gefunden. Die kretischen Paläste lehren, daß die Kultur hier, wie in Ägypten und Babylonien, unter mächtigen Herrschern gedieh. Doch hat die Kultur eines

Inselvolkes nicht dieselbe Festigkeit wie die Zivilisation von Binnenländern; sie hat, sagt ein Schriftsteller, „nicht den fetten Ackerboden als solide Grundlage, sondern muß auf dem treulosen Meer und den wechselnden Handelskonjunkturen bauen". Sie hat auch etwas von der Unruhe der Wellen im Blute. Unglaublich schnell erhebt sie sich zu erstaunlicher Höhe, sinkt aber ebenso schnell ins Meer der Vergessenheit hinab.

Tongefäß aus Knossos. Das Motiv der Dekoration macht einen merkwürdig modernen Eindruck. Die weiße Zeichnung auf dunkelm Grunde ist bezeichnend für den Stil der ersten Glanzzeit des Knossospalasts.

Was uns die Ausgrabungen über die religiösen Verhältnisse in der kretisch-mykenischen Kulturwelt gelehrt haben, ist von besonderem Interesse, weil hier die Wurzeln der religiösen Vorstellungen der Griechen in geschichtlicher Zeit bloßgelegt werden. Es gibt nämlich kaum ein Gebiet menschlichen Lebens, auf dem eine so zähe Tradition herrscht wie auf dem religiösen. Viele von den mykenischen Kultstätten wurden auch noch in geschichtlicher

Zeit heilig gehalten. Auf der Akropolis Athens, dem vornehmsten Heiligtum der Stadt, konnten Schichten von Opfergaben und Weihgeschenken in ununterbrochener Reihenfolge bis in die mykenische Zeit zurückverfolgt werden. Wieweit freilich die griechische Religion in der kretisch-mykenischen wurzelt, das ist eine schwierige Frage, die noch lange nicht gründlich erforscht ist.

Kretische Vase mit einem sehr lebenswahren und dekorativen Tintenfischmotiv.

Was man aber weiß, deutet darauf hin, daß auch auf diesem Gebiet die Kreter Kulturvermittler zwischen Morgen- und Abendland gewesen sind, daß sie religiöse Vorstellungen aus Ägypten wie aus Asien übernommen, sie auf ihre besondere Art umgebildet und viele von ihnen den Hellenen vererbt haben. Auf Kreta kann man die hellenische Religion bis ins Fetischstadium zurückverfolgen, wo man gewisse Tiere, Holzfiguren und eigentümlich geformte Steine heilig gehalten hat. Auf der Akropolis Athens gab es in geschichtlicher Zeit einen heiligen Olivenbaum, der

allem Anschein nach ein so hohes Alter hatte, daß er aus mykenischer Zeit stammte.

Die Götter wurden in kretischer Zeit ursprünglich in Höhlen und auf Berggipfeln verehrt. Später bauten die Kreter Heiligtümer für Opferhandlungen und andere religiöse Gebräuche.

Bemalte Tonvase aus Kreta.

Bemalte kretische Vase mit modern anmutendem Lilienmuster.

Auf kretisch-mykenischen Altertümern findet man eine Menge Abbildungen von Opferszenen, wie sie in den Homerischen Gedichten geschildert werden. Oft ist auf solchen Funden eine Doppelaxt abgebildet. Diese Waffe war nämlich auf Kreta ein religiöses Symbol. In Knossos befand sich eine besondere Kapelle mit dem Doppelaxt-Symbol. Der älteste bekannte Name der

Doppelaxt ist labrys, und man nimmt an, daß das Labyrinth seinen Namen daher erhalten habe, daß der Bau ein Labrysheiligtum enthalten habe.

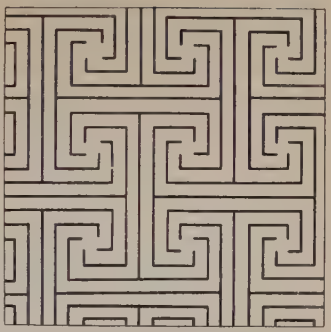
In der Glanzzeit Kretas kam auf der Insel die Schreibkunst in Gebrauch. In Knossos hat man ein Archiv von mehr

Elfenbeinstatuette aus Knossos.

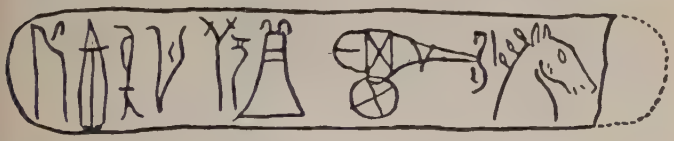
Goldring aus Mykenä mit Doppelaxt und Palladium. Das Palladium ist, wie die Doppelaxt, ein hochinteressantes religiöses Symbol. Man erkennt es links oben in der Mitte zwischen den beiden Frauenköpfen. Das Palladium stellt einen Schild dar, dessen Form an eine 8 erinnert; dies hier ist aber mit Beinen, Armen und Kopf versehen und hält einen Herrscherstab in der Hand. Hier haben wir wohl den Urtypus der Palladien vor uns, jener berühmten Bilder der schildtragenden Göttin Pallas Athene, die als der sicherste Schutz für die Wohlfahrt mehrerer Städte des Altertums angesehen wurde. Man nahm an, daß diese Bilder der Göttin vom Himmel herabgefallen seien.

als fünfzehnhundert Tontafeln gefunden. Eine Fülle von Inschriften besitzt man auch auf Tongefäßen und Wänden eines Palastes an der Südküste Kretas. Die Kreter schrieben erst mit einer Art hieroglyphenähnlicher Figuren, später mit Zeichen, die an die syrischen Buchstaben erinnern; beide Arten sind aber leider für die Sprachforscher noch ein Rätsel, obwohl man sich seit der Jahrhundertwende eifrig um ihre Deutung bemüht hat.

Welcher Rasse mögen wohl die Träger der kretischen Kultur angehört haben? Klar ist nur, daß sie nicht Indoeuropäer waren, und daß sie zu derselben Rasse gehört haben, die das griechische Festland bevölkerte, bevor dort die indoeuropäischen Hellenen einwanderten. Einige Rassenmerkmale deuten darauf hin, daß das kretische Kulturvolk ein Volkselement in sich aufgenommen hatte, das mit den Hethitern Kleinasiens verwandt war. Der Schlüssel zur Lösung der Frage nach dem Ursprung der alten Kreter liegt vermutlich im Palastarchiv von Knossos.



Wandmalerei aus dem Palast von Knossos, aus einem Labyrinthmuster bestehend.



Inschrift aus Knossos, die die Entwicklung der kretischen Schrift aufzeigt. Rechts haben wir Bilderschrift: einen Pferdekopf und einen zweirädrigen Wagen mit Sterz und Joch. Links dagegen ist die Schrift schon ziemlich buchstabenähnlich.

## Die mykenische Kultur

Durch seine erfolgreichen Ausgrabungen in Troja, in Kleinasien sowie in Mykenä und dem benachbarten Tiryns auf dem Peloponnes hat Heinrich Schliemann eine ganze Kulturepoche von den Toten auferweckt.

Schliemann wurde 1822 in Mecklenburg geboren, wo sein Vater Pastor war. Schon seit seiner Knabenzeit war es sein sehnlichster Wunsch, einmal die Schauplätze der Lieder Homers kennenzulernen und nachzuforschen, ob noch etwas von der alten Herrlichkeit vorhanden war.

Ganz erfüllt von seinem großen Plan, begann er im Herbst 1871 im äußersten Nordwesten Kleinasiens Ausgrabungen auf dem Hügel Hissarlik, wo nach seiner Ansicht das alte, von Homer besungene Troja gelegen haben mußte. Sein bester Arbeitskamerad war seine Frau, eine Griechin, die die opferwillige Begeisterung ihres Mannes teilte.

Ausgrabungen in Troja. Die sechste Stadt.

Schliemann war ja auf dem Gebiete der Archäologie nur ein Dilettant, und seine Arbeitsmethoden ließen anfangs vom wissenschaftlichen Standpunkt aus viel zu wünschen übrig. Er ließ auf gut Glück hier und da tiefe Schächte in den Ruinenhügel hineintreiben und zerstörte auf diese Weise an mehreren Stellen vollständig den Zusammenhang zwischen den verschiedenen Stadtablagerungen. Glücklicherweise fand er später einen unschätzbaren Helfer in seinem Landsmann Dörpfeld, einem Führer der modernen Archäologie, der nach Schliemanns Tode die Ausgrabungen mit anderen Gelehrten zusammen fortsetzte.

Schliemann grub sich bei Hissarlik durch die Überreste von nicht weniger als neun sogenannten Städten hindurch, d. h.

eigentlich Burgen mit zugehörigen Dörfern, von denen immer die neue auf den Ruinen der früheren errichtet worden war. Die letzte hatten die Römer angelegt; sie war spätestens bei dem Einfall der Türken ums Jahr 1300 zerstört worden. Die Ruinenstädte lagen auf einem fünfunddreißig Meter hohen Hügel, der durch die Kulturschichten, die sich auf ihm gehäuft hatten, um nicht weniger als zehn Meter in die Höhe gewachsen war.

Goldschmuck aus dem Schatze des Priamus. Museum für Völkerkunde, Berlin.

In der zweiten dieser „Städte" meinte Schliemann die Ruinen Trojas gefunden zu haben. Im zweiten Jahr der Grabungen machte er in den Ruinen der Burg, die er für die des Priamus hielt, einen stattlichen Fund von Hausgerät und Schmuck aus Gold, Silber und Kupfer, darunter gegen neuntausend goldene Ohrringe und andere ähnliche kleine Gegenstände aus Gold. Es waren schwere goldene Becher, große silberne Kannen und goldene Diademe, Armbänder und Ketten aus Tausenden von Goldgliedern. Das größte Diadem besteht aus mehr als sechzehntausend kleinen Goldstücken, teils Ringen, teils Blättern. So viel Gold und Silber konnte nur ein mächtiger Fürst besessen haben. Was Homer besungen, das meinte nun der glückliche Entdecker in den Händen zu halten. Er habe den Schatz des

Königs Priamus gefunden, jubelte er und verkündete es überglücklich der ganzen Welt. Den Schatz schenkte er dem Berliner Museum für Völkerkunde, dessen größter Stolz er noch heute ist.

Sicher ist jedoch die „Stadt", in der Schliemann seinen großen Fund machte, viel älter als das homerische Troja — sie muß schon im dritten Jahrtausend vor Christus bewohnt gewesen sein, gehört also einer Zeit an, aus der wir in unserem Erdteil sonst nur unbedeutende Altertümer kennen. Das Troja jedoch, das die Griechen einst belagerten und ums Jahr 1200 vor Christus zerstörten, ist, wie sich herausgestellt hat, die sechste Stadt, von unten gerechnet, und gerade diese hatte Schliemann unabsichtlich zum Teil zerstört. Erst im Jahre 1890, kurz vor Schliemanns Tod, kam das erste Gebäude aus der Schicht der sechsten Stadt mit Vasen aus mykenischer Zeit ans Tageslicht; in den unteren Schichten hatte man solche nicht gefunden. Nun grub man erst Teile von Ilions Königsburg aus, der von Homer besungenen, mit Ringmauer und festen Türmen. Die Bauwerke dieser Schicht zeichnen sich vor allen anderen durch ihre Festigkeit und ihre gewaltigen Größenverhältnisse aus.

Goldschmuck aus dem Schatz des Priamus. Museum für Völkerkunde, Berlin.

Die stattliche Burg selbst ist von Feindeshand und Feuer bis auf den Grund zerstört worden. Besser hat die vier bis fünf Meter dicke Ringmauer mit ihren riesigen Steinblöcken dem Verderben getrotzt. Daß in der sechsten Stadt so auffallend wenig Gegenstände aus Bronze und edeln Metallen erhalten sind, besonders im Vergleich mit der zweiten Stadt von unten, deutet darauf hin, daß die Stadt von den Feinden gründlich ausgeplündert worden ist. Dörpfeld hat sich darauf beschränkt, nur so viel von der Stadt auszugraben, als notwendig war, um über alle wesentlichen Fragen Klarheit zu schaffen. Die

übrige Arbeit hat er für Archäologen späterer Zeiten aufgespart, die über feinere technische Hilfsmittel verfügen.

Daß das homerische Troja lange bestanden hat, bevor es von den Griechen zerstört wurde, kann man aus zwei Tatsachen erschließen. Einmal ist alles Mauerwerk, das über dem Erdboden lag, solange die Burg bestand und blühte, stark verwittert, und dann ist gleichzeitig der Erdboden zwischen den einzelnen Bauwerken an mehreren Stellen stark durch Ablagerungen erhöht.

Goldene Gefäße aus dem Schatz des Priamus. Museum für Völkerkunde, Berlin

Daß an dem Ort, der jetzt Hissarlik heißt, zu verschiedenen Zeiten reiche, mächtige Städte emporwachsen konnten, erklärt sich aus seiner günstigen Lage. Troja war ein Schlüssel zum Schwarzen Meer mit seinen kornreichen Küstenländern. Sicherlich war diese beneidenswerte Machtstellung den Griechen schon lange ein Dorn im Auge gewesen, als sie beschlossen, die Stadt zu vernichten. Die Zeit dazu war gekommen, als ein größerer Teil der griechischen Stämme unter dem Szepter des mykenischen Herrschers vereinigt worden war. Er rief nun seine Vasallen auf und zog mit einer Flotte gegen Troja. Der Krieg galt in Wirklichkeit der Herrschaft über den Hellespont — die Sage ließ ihn den Raub der schönen Helena rächen. Es muß den Griechen als lockendes Ziel vor Augen gestanden haben, unbehindert in das reiche Wunderland am Schwarzen Meer eindringen zu können. Der Krieg dauerte zehn Jahre, und Troja konnte nur durch List erobert werden — wenigstens berichtet so die Sage.

*

Im Jahre 1876 begann Schliemann Ausgrabungen in Mykenä und Tiryns. Nachdem er seiner Meinung nach die Wohnung des Priamus mit ihren Schätzen entdeckt hatte, hoffte er nun auch in der Burg des mächtigsten Feindes des trojanischen Königs verborgene Reichtümer zu finden, in Agamemnons „goldreichem Mykenä", wie die Stadt in den Homerischen Gedichten genannt zu werden pflegt. Sie war nun in einen braunen Ruinenhügel zwischen kahlen Bergen verwandelt.

Die alten Städte Griechenlands bestanden in der Regel aus einer hochgelegenen, dem Feinde schwer zugänglichen Oberstadt, einer Akropolis, die mit Mauern umgeben war, und einer Unterstadt am Fuße der Akropolis. In der Oberstadt wohnte der König mit seinen Beamten und seinen Dienern in einer festen Burg. In unruhigen Zeiten zogen sich auch die Bewohner der Unterstadt hinter die schützenden Mauern der Akropolis zurück. In der Oberstadt von Mykenä befanden sich Magazine, in denen Vorräte für unruhige Zeiten aufbewahrt werden konnten, und aus großen, in den Fels gegrabenen Zisternen konnten sich die Belagerten dann mit Wasser versorgen. Ähnlich wie die kretischen Paläste waren auch die mykenischen mit Abflußkanälen versehen.

Die interessantesten Funde, die man in der Unterstadt gemacht hat, sind die riesigen bienenkorbähnlichen Kuppelgräber, die für die mykenische Kulturepoche bezeichnend sind. In dem größten glaubte Schliemann das Grab Agamemnons gefunden zu haben. Es war freilich schon längst geplündert. Aber in den Ruinen der Gräber und Gebäude der Oberstadt fand er massenhaft Waffen und Geschmeide aus Bronze, Silber, Gold und Elfenbein. Der Name „das goldreiche Mykenä" war also kein leeres Wort, sondern entsprach buchstäblich der Wirklichkeit! Einige Tote waren förmlich in Gold begraben. Gold wurde in solcher Fülle gefunden, daß schon der Metallwert allein genügt hätte, alle Ausgrabungskosten zu decken. Zu den merkwürdigsten Gräberfunden gehören Gesichtsmasken aus dünnem getriebenen Gold, die an die ägyptischen Totenmasken erinnern.

Wiederum hatte Schliemann der Geschichte und Kunst eine neue Welt erschlossen. Anderseits aber tat er in Tiryns — „dem mauerumgürteten", wie es bei Homer heißt — einen seiner

schlimmsten Fehlgriffe. Wohl verhinderte es Dörpfeld noch in letzter Stunde, daß er die Mauern der Burg rasieren ließ, weil er sie „nur" für römische oder mittelalterliche Bauwerke hielt, aber außerordentlich wertvolle Wandmalereien, die er der byzantinischen Zeit zuschreiben wollte, wurden doch zerstört. Später haben deutsche Gelehrte Schliemanns Fehler einiger-

Mykenisches Kuppelgrab, das sogenannte Schatzhaus des Atreus.

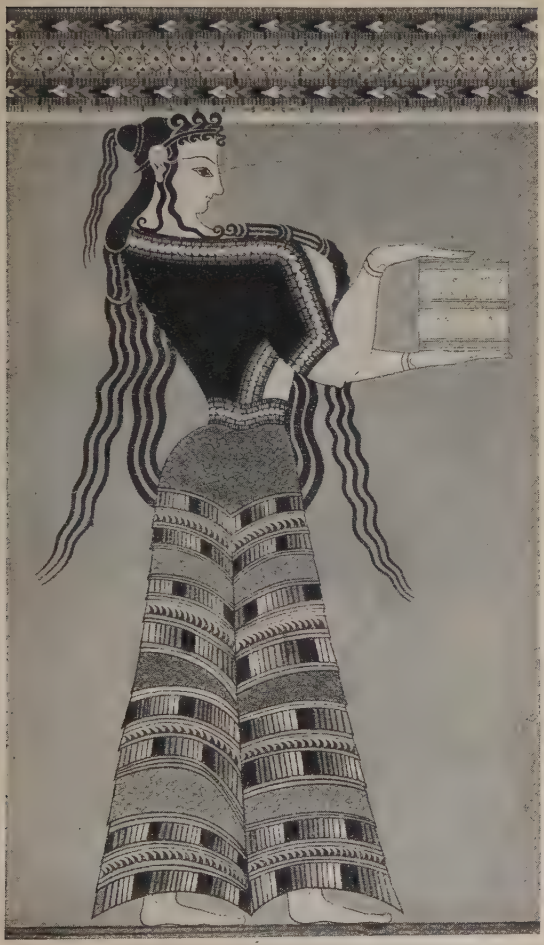
maßen wieder gutgemacht, indem sie aus den herumliegenden Abfällen mit unerhörter Sorgfalt kleine Stücke dieser Malereien auffammelten und wieder zusammensetzten. Auf diese Weise hat man Fragmente mykenischer Wandmalereien zusammengebracht, die erstaunlich lebendig und frisch in der Farbe wirken und deutlich auf kretische Vorbilder hinweisen. Seine mykenischen Funde hat Schliemann dem athenischen Nationalmuseum geschenkt.

Die im goldreichen Mykenä aufgestapelten Schätze sind sicherlich nicht in friedlichem Handelsverkehr erworben worden; sie waren Kriegsbeute, heimgebracht von Kaperfahrten, die namentlich das blühende Kreta heimsuchten. Von den Kostbarkeiten Mykenäs stammen viele augenscheinlich von der Insel des

Mykenische Totenmaske aus Goldblech.

Minos. Städte und Paläste forderten ja dort zur Plünderung heraus, da sie, im Gegensatz zu den mykenischen, unbefestigt waren.

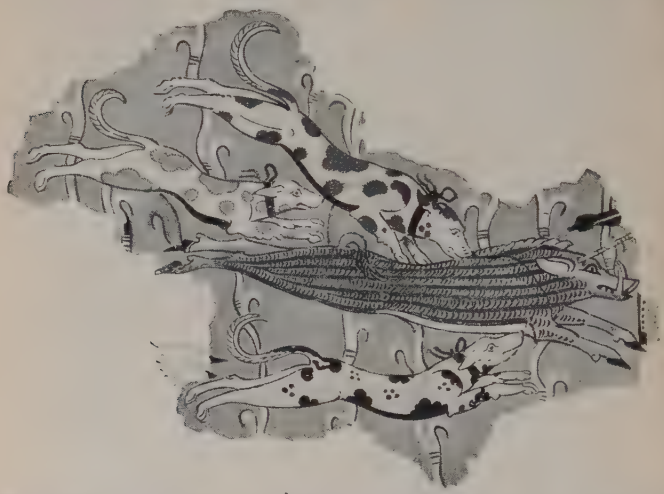
Nach Schliemanns Tode hat sich unsere Kenntnis der mykenischen Kultur noch sehr erweitert. An vielen Orten des griechischen Festlandes und der Inselwelt hat man Altertümer dieser



Wandmalerei aus Tiryns. Die Rekonstruktion ist dadurch ermöglicht worden, daß man Bruchstücke von mindestens acht solchen Frauenfiguren fand, die wahrscheinlich eine Prozession zu Ehren einer Gottheit darstellen. In der Hand halten sie eine Elfenbeindose, die man sich mit Räucherwerk angefüllt denken muß. Die Haarlocken, die entblößten Brüste, der geschnürte Leib, das Falbelkleid — alles ist nach kretischer Mode.

Art in Massen gefunden. Aus derselben Periode stammt auch, wie gesagt, die sechste auf Hissarlik ausgegrabene Stadt.

Wie ist nun diese Kultur entstanden? Offenbar unter kretischem Einfluß. Man nimmt an, daß die Träger der mykenischen Kultur die Jonier gewesen sind, jener hellenische Volksstamm, der zuerst nach dem heutigen Griechenland kam und



Wildschweinjagd zwischen hohen, biegsamen Sumpfpflanzen bei Tiryns. Wandmalerei aus Tiryns. An der Hand der unbedeutenden Fragmente das lebensvolle Bild zu rekonstruieren, ist dadurch ermöglicht worden, daß man Reste von mindestens fünf anderen solchen Wildschweingruppen gefunden hat, die zusammen ein über sieben Meter langes Jagdbild bildeten.

sich dort ansiedelte. Ihnen folgten später die beiden anderen Hauptstämme der Hellenen, zuerst die Achäer (= Aoler), dann die Dorer. Ein großer Teil des zweiten Jahrtausends v. Chr. wird von Völkerwanderungen größten Stils ausgefüllt. Die für unsere Kultur bedeutungsvollste Verschiebung war die Einwanderung der Hellenen in das heutige Griechenland. Man hat vermutet, daß sie aus den Steppen nördlich und östlich des Schwarzen Meeres gekommen sind, nachdem sie sich von den sprachverwandten Völkern getrennt hatten, die nach Westen und Osten zogen.

Die Jonier waren um die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. auf der Balkanhalbinsel bis ins mildere Klima des Ägäischen Meeres vorgedrungen. Dort haben sie wohl zunächst nach Seeräuberart Kreta und andere Inseln heimgesucht. Der erste Einfluß der Hellenen auf die abendländische Kultur war also nicht aufbauender, sondern zerstörender Art. Allmählich nahm aber der Verkehr der Eindringlinge und der anderen

Bild der auf S. 498 abgebildeten Wildschweinjagd, das zeigt, wie die Rekonstruktion ausgeführt wurde. Die aufgefundenen Fragmente sind durch Grenzlinien hervorgehoben.

ägäischen Völker einen friedlicheren Charakter an, und die Jonier eigneten sich die Kultur, mit der sie in Berührung kamen, an, soweit sie mit ihrem Wesen harmonierte. So entstand die Kultur, die wir die mykenische nennen.

Sind also auch die Jonier bei den Kretern in die Schule gegangen, so haben doch die Schöpfungen der mykenischen Kultur ihr eigenes Gepräge, das sie deutlich von den Erzeugnissen der kretischen Kultur unterscheidet. Für den mykenischen Baustil ist bezeichnend eine Neigung zum Massiv-Kolossalen, die im Gegensatz steht zu der graziösen, schließlich beinahe über-

mäßig verfeinerten kretischen Kultur. Diese Geschmacksrichtung hat u. a. ihren Ausdruck in den aus gewaltigen Steinblöcken aufgeführten Burgmauern von Mykenä gefunden. Spätere Geschlechter konnten sich nicht vorstellen, daß diese mächtigen Bauwerke von Menschenhand errichtet sein sollten, und hielten sie für Werke von Riesen, der Zyklopen; daher die Bezeichnung *zyklopischer Baustil*.

Auch in der Raumanordnung ist die Architektur der mykenischen Königsburg grundverschieden von der kretischen. Die myke-

Mykenische Vase mit stilisiertem Tintenfischmotiv.

nische Burg bestand aus einem Knäuel von Häusern, deren jedes nur einen großen Hauptraum mit wärmendem Herd in der Mitte enthielt, dazu noch eine oder ein paar kleinere Kammern. Im kretischen Palast gruppierten sich die Zimmer um einen großen offenen Lichthof in der Mitte. Während also hier alles darauf angelegt war, Luft und Kühle in das Haus hereinzulassen, war die mykenische Bauart mit dem Herd als Mittelpunkt des Hauses vor allem auf Wärme bedacht. Da tritt der Gegensatz zutage zwischen dem, was im kalten Norden, und was im warmen Süden zu behaglichem Wohnen erforderlich ist. Die Griechen haben wahrscheinlich ihre Hausform aus der alten Heimat im Norden mitgebracht und auch in südlicheren Gegenden daran festgehalten. Näher verwandt ist die Keramik

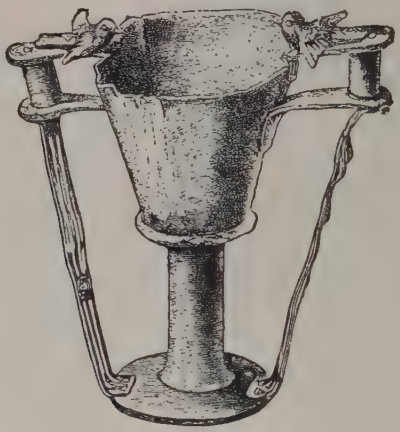
der beiden Kulturen. Augenscheinlich ist die kretische Kunst in hohem Maße für die mykenische vorbildlich gewesen. Einige myke-

Das Löwentor in Mykenä.

nische Gefäße aus dieser Zeit könnten sehr wohl von kretischen Künstlern dekoriert worden sein, die nach dem Festland ver-

zogen waren; andere sind wohl Arbeiten einheimischer Handwerker, die sich deren Erzeugnisse zum Vorbild nahmen.

Was die herrlichen Goldschmiedearbeiten anlangt, so ist man sich jetzt darüber im klaren, daß ihre Mehrzahl nicht von mykenischen Kunsthandwerkern verfertigt sein können, sondern kretischen Ursprungs sein müssen. Die mykenische Skulptur, wie sie uns in dieser Zeit auf den Grabsteinen der Fürsten entgegentritt, steht auf einer niedrigen Stufe. Diese Reliefbilder von Königen, die in ihren Streitwagen stehen, erscheinen, an den



Der Nestorbecher.

gleichzeitigen kretischen Kunstwerken gemessen, wie täppische kindliche Versuche. Sie erinnern mehr an die hethitische Skulptur (siehe S. 121). Besteht vielleicht ein Zusammenhang zwischen dieser Kunst und der mykenischen? Manches deutet ja darauf hin, daß zwischen den Hethitern und der ägäischen Kulturwelt ein lebhafter Verkehr bestanden hat. So hat z. B. vor einigen Jahren ein schwedischer Archäolog in Mykenä eine hethitische Inschrift gefunden, die aus dem 13. vorchristlichen Jahrhundert stammt.

Eine höhere Stufe in der Entwicklung der mykenischen Kunst zeigt das Haupttor der Burgmauer, die den mykenischen Königs-

palast umgibt, das bekannte Löwentor, das seinen Namen von dem Relief zweier aufrechtstehender Löwen erhalten hat. Hier haben wir eine wirklich monumentale Skulptur vor uns, die die ausdrucksvolle Kraft der großen griechischen Kunst ankündigt.

Die mykenische Kultur ist deshalb von besonderem Interesse, weil die Altertumsfunde aus dieser Zeit uns gleichsam Bilder zur Welt Homers geben. In den homerischen Beschreibungen

Die Akropolis von Asine mit der Unterstadt auf dem Abhang unten.

von Waffen, besonders von prachtvollen Schilden, erkennen wir jetzt Kunstschmiedearbeiten der mykenischen Zeit wieder. Und eines der in Mykenä gefundenen Kunstwerke ist geradezu ein Abbild des von Homer erwähnten Bechers des Nestor mit den pickenden Tauben auf den Henkeln. —

Solange die kretischen Schriftzeichen uns noch ein Rätsel sind, haben wir von der ägäischen Kultur keine andere schriftliche Überlieferung als die aus späterer Zeit stammende in den Homerischen Gedichten und teilweise auch in den Dichtungen des Hesiod. Diese sind aber als kulturgeschichtliche Quellen mit großer Vorsicht zu verwerten. Als die Homerischen Gedichte verfaßt wurden,

war nämlich die Kultur im Begriffe, sich in eine jüngere Kulturform, die griechische oder hellenische, umzuformen. Die Homerischen Dichtungen stammen also aus einer Übergangszeit. Manches in der Ilias und Odyssee ist naturgetreue Schilderung altägäischer Zustände, während anderes den Kulturzustand späterer Zeiten spiegelt. So sind z. B. die Helden immer mit dem „grausamen Kupfer" bewaffnet, während in der Zeit, als die Gedichte entstanden, allgemein das Eisen in Gebrauch war.

Die Akropolis von Asine mit dem Aufgang.

Ältere und jüngere Kulturstufen in den Homerischen Gedichten zu scheiden, ist eine Aufgabe, zu deren Lösung die Sprachforscher und Literarhistoriker der Hilfe des Spatens bedürfen, „des bescheidenen, aber wahrheitliebenden Spatens".

*

Von den Ausgrabungen der letzten Jahre haben die in Asine und Dendra bedeutendes Interesse. Schon Schliemann hatte die Absicht, in Asine, das nur zehn Kilometer von Tiryns entfernt ist, zu graben, kam aber nie dazu. Seine Absicht haben nun in den Jahren 1922 bis 1926 schwedische Archäologen aufgenommen und mit glänzendem Erfolg durchgeführt.

Auch Asine bestand aus einer Oberstadt mit starker, schützender Burg und einer Unterstadt am Fuße der Akropolis. In der Umgegend wiesen Massen von überall verstreuten Tonvasenscherben auf eine alte Besiedelung hin, und die Ergebnisse der Ausgrabungen haben dies auch bestätigt. Überreste von Wohnhäusern und Gräbern sind zutage gefördert worden. Auch

Goldhalsband aus Dendra.

sonst hat man vereinzelte schöne und wertvolle Funde gemacht, besonders von Keramik, aber auch von Statuetten, Gefäßen, Waffen aus Bronze und Silber und Schmuckgegenständen aus Gold, Halbedelsteinen, Elfenbein, Bernstein und Glas. In einem Grabe fand man ein Bronzegefäß, das zweihundertfünfzig Goldperlen enthielt und über vierhundert Perlen aus blauem und grünem Glas, die von vier Halsketten herrührten. In einem anderen Grab fand man einen Silberring mit eisernem Siegel

— ein weiterer Beweis dafür, daß in mykenischer Zeit das Eisen kostbarer war als edle Metalle.

Dank der Arbeit der schwedischen Archäologen kann man sich eine klare Vorstellung von den Schicksalen Asines in den Jahrtausenden vom Anfang der Bronzezeit bis zum Ende der Vorzeit bilden. Am bedeutendsten sind die reichen Funde aus der Zeit vor der mykenischen Kulturperiode, zumal da man nur selten umfassendere wissenschaftliche Untersuchungen von Wohnplätzen dieser Zeit vornehmen konnte. Das Endergebnis dieser Ausgrabungen ist noch längst nicht abgeschlossen. Unter anderem

Goldschale aus Dendra.

hofft man, durch Messung und Studium der aufgefundenen Schädel der Lösung des Problems der vorgeschichtlichen Einwanderung wenigstens *näherzukommen*.

Daß ein lebhafter Verkehr zwischen dem griechischen Festland und den Inseln schon vor der mykenischen Periode bestanden hat, ist durch die Funde in Asine bestätigt worden. Steinsiegel und Siegelabdrücke in Ton liefern neue Beweise für den Handelsverkehr mit Kreta, und eine Menge kleine Geräte aus Obsidian zeugen von Handelsverbindungen mit Melos (vgl. S. 508f.), die früh angefangen und lange angehalten haben.

*

Im Frühjahr 1926 entdeckte man in Dendra, nicht weit von Asine, ein eingestürztes Kuppelgrab.

In der Sonnenhitze begann eine Rodearbeit, die viel Schweiß kostete. Das 3300 Jahr alte Grab war übel zugerichtet. Die Kuppel war eingestürzt, und beim Reuten des umliegenden Ackerfeldes waren eine Masse Steine in das Loch hineingeworfen worden. Man stelle sich das freudige Erstaunen der schwedischen

Der Becher von Vafio.

Forscher vor: nachdem sie sich durch eine Lehmschicht von fast Manneshöhe hindurchgearbeitet hatten, stießen sie unter den Steinplatten auf dem Boden des Grabes auf das Skelett einer jungen Frau, prachtvoll mit einer Halskette, mit Goldrosetten und anderem Schmuck ausgestattet! Ein anderes Frauenskelett hielt zwischen Brust und rechtem Arm einen goldenen, außen mit Silber überzogenen Becher, und in das Silber waren Tierköpfe in Gold und Bronze eingelegt. Dieses Prachtstück wurde aber noch weit übertroffen von einer goldenen Schale, die auf der Brust eines männlichen Skeletts stand. Hier ist in getriebener Arbeit das Leben in der Meerestiefe dargestellt. Man

findet die Lieblingsmotive der kretischen Kunst wieder: zwischen Korallen und Schnecken tummeln sich Delphine und große Tintenfische mit gewundenen Fangarmen. Das ist ein Prachtstück kretischer Kunst, das nur noch vom Vasiobecher übertroffen wird. In der Schale lagen Ringe und geschnittene Steine. Außerdem fand man Geschmeide und Bronzewaffen mit Goldornamenten in solcher Zahl, daß der Dendrafund als der größte in seiner Art bezeichnet werden muß, seit Schliemann die goldreichen Königsgräber von Mykenä entdeckte. Die Funde von Asine und Dendra sollen im Museum der benachbarten Stadt Nauplia bleiben.

## Der Weltverkehr in der kretisch-mykenischen Zeit

Unsere bisherigen Betrachtungen haben schon ahnen lassen, wie lebhaft in der Zeit der kretisch-mykenischen Kultur der überseeische Handelsverkehr gewesen sein muß. Segelschiffe finden wir denn auch ziemlich oft auf mykenischem Geschmeide, auf Siegelabdrücken und Vasen usw. abgebildet. Mit welchen Waren man Handel trieb, ist natürlich jetzt schwer festzustellen. Durch einen Zufall wissen wir aber, daß die Millionen von Tonkrügen, die nach verschiedenen Mittelmeergegenden verfrachtet wurden, wenigstens zum Teil Wein und Olivenöl enthielten. Die kunstvoller ausgeführten und bemalten Tongefäße sind aber auch ihres Kunstwertes wegen verkauft worden.

Besonders wichtige Handelsartikel waren natürlich in dieser Zeit Kupfer und Bronze. In der jüngeren Steinzeit und auch am Anfang der Kupferzeit war das Mineral Obsidian sehr gesucht. Das ist ein hartes, glasähnliches, dunkles Gestein vulkanischen Ursprungs, das in diesem Teil der Welt dieselbe Rolle spielte wie der Feuerstein bei den Steinzeitmenschen des Nordens. Noch leichter als Feuerstein läßt sich Obsidian in dünne, scharfkantige Scheiben spalten. Er war daher ein sehr brauchbares Material für Messer — auch Rasiermesser —, Pfeilspitzen und andere scharfe Waffen und Werkzeuge. Fast alles Obsidian in der ägäischen Kulturwelt stammte von der Insel Melos, dem

einzigen Ort, wo das Gestein in größerer Menge vorkommt. Dort befinden sich uralte Steinbrüche und große Haufen von Abfallscherben, dort hat man auch eine uralte Werkstatt entdeckt, in der Geräte und Waffen aus Obsidian hergestellt wurden. Die vielen Obsidianmesser und Obsidianpfeilspitzen, die man so gut wie überall in der kretisch-mykenischen Kulturwelt und auch in Ägypten gefunden hat, sind fast alle in Melos angefertigt. Auch nach Beginn der Bronzezeit wurde der Obsidian noch viel verwendet.

Kretische Vase mit einem stilisierten Seestern und Purpurschnecken.

Als das Kupfer im kretisch-mykenischen Kulturgebiet in Gebrauch kam, wurde Cypern Hauptlieferant für alle Länder des östlichen Mittelmeergebiets, nachdem die Sinaigruben erschöpft waren. Zinn bezog man wahrscheinlich aus Spanien, ebenso Silber, das aber auch auf Sardinien vorkam. Nach den Funden zu schließen, müssen die ägäischen Völker für ihr Geschmeide und ihre Prunkgefäße bedeutende Mengen Gold verbraucht haben. Das edle Metall kam aus Ägypten und Nubien und wurde dann von kretischen und mykenischen Künstlern und Kunsthandwerkern verarbeitet.

In Mykenä und in anderen Orten des griechischen Festlandes wurde auch viel Bernstein zu Geschmeiden verwendet. Interessant ist, daß man durch Materialuntersuchungen hat feststellen können, daß der Bernstein wahrscheinlich von den Ostseeküsten stammte. Es ist auch so gut wie bewiesen, daß in späterer Zeit die Etrusker ihren Bernstein aus den Ostseeländern bezogen. Natürlich darf man aus dieser Tatsache nicht schließen, daß zwischen den Völkern am Ägäischen Meer und den Ostseeländern direkte Handelsverbindungen bestanden; man muß viel-

mehr damit rechnen, daß dazwischen wohnende Völker den Handelsverkehr vermittelten.

Aus Afrika stammt das in der kretisch-mykenischen Kulturwelt sehr beliebte Elfenbein. Form und Verzierung der Elfenbeingegenstände beweisen, daß ihre Bearbeitung auf Kreta oder in Mykenä erfolgt sein muß.

Bemalte Tonvase aus Melos.
Museum für Völkerkunde, Berlin.

Eine Handelsware, die die Kreter wohl oft gegen Gold und Lebensmittel austauschten, waren Sklaven. Die Phönizier waren nicht die einzigen, die mit Menschen handelten.

Für die Handelsverbindungen der kretisch-mykenischen Welt mit Ägypten zeugt der Umstand, daß man auch ägyptische Erzeugnisse im ägäischen Kulturgebiet gefunden hat. Auf Kreta und in Mykenä hat man Skarabäen und andere ägyptische Gegenstände mit den Namen von Amenhotep III. und Teje angetroffen.

Die ältesten ägyptischen Funde auf Kreta bestehen aus einigen Bruchstücken von Steingefäßen im Palast von Knossos. Da aber Steingefäße sehr haltbar sind, so können sie schon mehrere Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtausende in Gebrauch gewesen sein, bevor sie auf Kreta landeten. Deshalb muß man sehr vorsichtig sein, wenn man sie Zeitberechnungen zugrunde legen will.

Fliegende Fische. Wandmalerei von der Insel Melos.

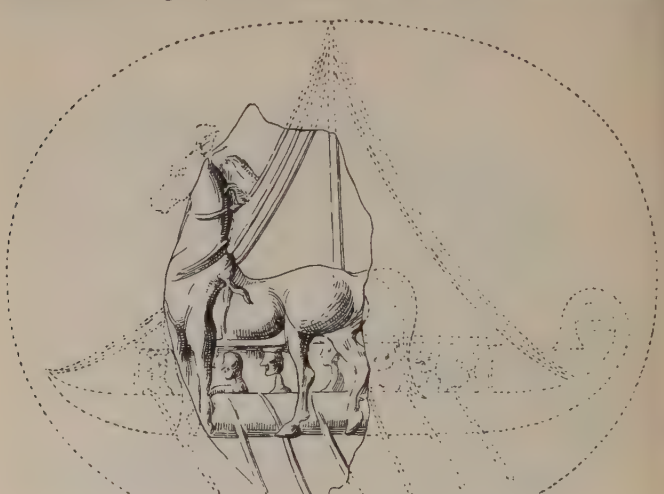
Die leicht zerbrechlichen, kurzlebigeren Fayencegefäße geben einen sichereren Maßstab für die Datierung kretischer Altertümer.

Viel größere Bedeutung für solche Zwecke haben jedoch die weit zahlreicheren Funde ägäischer Altertümer in Ägypten. Sie ermöglichen dank der ziemlich feststehenden ägyptischen Chronologie eine sicherere Zeitbestimmung in der ägäischen Kulturperiode.

Die meisten ägäischen Funde in Ägypten stammen aus der Zeit der 18. Dynastie, unter deren kraftvollen Herrschern die überseeischen Handelsverbindungen Ägyptens lebhafter waren denn je zuvor. In El Amarna hat man Tausende von kretischen Tonscherben gefunden. Ein direkter Handelsverkehr zwischen

dem griechischen Festland und Ägypten hat aber wohl kaum bestanden; dieser ist sicher von Kreta vermittelt worden.

Auf lebhafte Handelsverbindungen zwischen dem Lande des Nils und der ägäischen Inselwelt läßt u. a. eine Inschrift



Siegelabdruck aus Knossos, ein Pferd an Bord eines Fahrzeugs darstellend. Eine der ältesten kretischen Bilddarstellungen. Das unverhältnismäßig große Pferd ist an dem Takelwerk festgebunden; man muß also annehmen, daß es sich an Bord befindet. Wahrscheinlich die Darstellung eines der ersten Pferdetransporte nach Kreta, ein Ereignis, das natürlich großes Aufsehen erregen mußte. Der Transport kam entweder aus Kleinasien oder vom griechischen Festland, wo die ältesten bekannten Pferdebilder in mykenischen Gräbern gefunden worden sind. Wahrscheinlich haben die Griechen, als ein indoeuropäisches Volk, das Pferd mit nach dem Peloponnes gebracht. Tatsache ist jedenfalls, daß sie dies Haustier schon vor ihrer Einwanderung kannten.

schließen, auf der Totmes III. damit prahlt, daß die Fürsten von Keftu und „die Inseln im großen Meere" ihm Tribut entrichten. Damit sind Kreta und die Zykladen gemeint. Mit den „Tributen" verhielt es sich aber wahrscheinlich ebenso wie mit den „Tributen" aus Punt zur Zeit des Hatschepsut: in beiden Fällen handelte es sich einfach um Warenaustausch. Höchstens können die „Tribute" der Kreter Geschenke bedeuten,

die sie dem Pharao darbrachten, um unbehindert in Ägypten ihren einträglichen Handel treiben zu können, also um eine primitive Art von Zöllen. Ägypten verfügte ja in dieser Zeit über keine Kriegsflotte und konnte daher unmöglich eine Oberherrschaft über die Bevölkerung der Inselwelt des Ägäischen Meeres ausüben.

Aus einer späteren Zeit besitzen wir die merkwürdigen Malereien im Palaste Echnatons mit ihrem stark naturalistischen

Kretische Vase von Anibe in Nubien.

und impressionistischen Einschlag, die kretischen Einfluß verraten. Es ist sehr wohl möglich, daß dieser Pharao mit seinem weltumspannenden Interesse für alles Neue und Ungewöhnliche zur Ausschmückung seines neuen Schlosses kretische Künstler herangezogen hat.

Anderseits spürt man zuweilen ägyptischen Einfluß auf die kretisch-mykenische Kunst in der Wahl der Motive. Ein Beispiel dafür ist die umseitig abgebildete mykenische Dolchklinge.

Ostwärts sind die kretischen Vasen bis nach Palästina und Syrien gekommen. Mykenische Vasen hat man längs der Küste von ganz Kleinasien gefunden und im Westen in Sizilien und Sardinien, in Marseille und in Spanien.

# Der Untergang der ägäischen Kultur

Um das Jahr 1400 v. Chr. nahm die reiche Blütezeit der kretischen Kultur ein jähes Ende. Ein fremdes Volk — wahrscheinlich kam es aus dem Peloponnes — landete auf Kreta, eroberte einen Teil der Insel und zerstörte nicht nur den Palast in Knossos, sondern auch die beiden anderen Fürstenschlösser.

Bronzene Dolchklinge mit kunstvoll eingelegten verschiedenfarbigen Metallplatten. Aus einem mykenischen Grabe. Man beachte, daß die beiden Katzen ganz links und ganz rechts einander zugekehrt sind. Das Bildmotiv deutet auf ein ägyptisches Vorbild. Die Szene mit den beiden Wildkatzen oder Jagdleoparden, die zwischen den Papyrusbinsen Enten jagen, erinnert lebhaft an solche ägyptische Bilder, wie das auf S. 253 wiedergegebene. Die Bewegungen der Tiere sind aber nicht in dem Geiste der ägyptischen, sondern der kretisch-mykenischen Kunst aufgefaßt. Die Katzenkörper sind aus Gold, die Enten aus Gold mit silbernen Flügeln. Der Fluß ist aus Silber, die Fische aber kupferrot.

Diese Katastrophe ist mit der zweiten der drei großen hellenischen Völkerwanderungen, mit der achäischen, in Zusammenhang gebracht worden. Man nimmt an, daß die Jonier an vielen Stellen neuen Eindringlingen Platz machen mußten und dann über die ägäischen Inseln bis nach Kleinasien auswanderten. Auf dieser Wanderung stießen sie aber immer wieder auf andere seßhafte Völker, die nun ihrerseits entweder die Eindringlinge hinderten, sich in ihrem Lande festzusetzen, oder selber auswandern mußten. So entstanden die Unruhen und die Völkerverschiebungen im ägäischen Kulturgebiet, deren Wirkungen wir u. a. in dem Ansturm der „Seevölker" gegen die ägyptischen Besitzungen zur Zeit Ramses III. kennengelernt haben (vgl. S. 139). In diese Zeit hat man auch die Ansiedlung der Philister in Palästina verlegen wollen. Manche Gelehrte halten die Philister für ein ägäisches Volk. In ägyptischen Inschriften

werden sie pulasata genannt, woher das ganze Land seinen Namen erhalten hat; denn Palästina bedeutet nichts anderes als „Land der Pulasata". Die Philister waren ja auch lange das mächtigste Volk im Lande, wie man u. a. aus mehreren Stellen des Alten Testaments ersehen kann. Man hat auch die interessante Frage aufgeworfen, ob die Philister nicht vielleicht mit den Pelasgern identisch sind, die die Hellenen selber für die Ureinwohner Griechenlands hielten.

Erst an den Küsten des ägyptischen Reiches wurden die Wellen des ägäischen Völkermeers gebrochen und teilweise bis nach Italien zurückgeworfen. Eine solche zurückgeworfene Brandung war vielleicht jener ägäische Volksstamm, der an der Westküste Italiens eine Zuflucht fand und dort, nach Vermischung mit anderen Völkern, das eine Zeitlang so mächtige etruskische Reich gründete, das den Römern auf ihrem Wege zur Herrschaft über die apenninische Halbinsel den gefährlichsten Widerstand leisten sollte. Die etruskische Kultur verrät von Anfang an einen starken ägäischen Einschlag. Auffällig ist z. B., wie oft das Minotaurusmotiv verwendet wird. Die Etrusker scheinen übrigens ihre Verbindungen mit Griechenland niemals abgebrochen zu haben. Bilder aus dem Trojanischen Krieg und aus mancher griechischen Sage erscheinen öfter auf den Wänden etruskischer Gräber.

*

Nach dem Untergang der kretischen Kultur herrschte in der ägäischen Welt die mykenische Kultur vor, deren Beginn in die Zeit um 1600 v. Chr. verlegt wird; sie erreichte nun ihren Höhepunkt. Um 1100 v. Chr. erhielt sie ihrerseits den Todesstoß durch die dritte der großen hellenischen Völkerwanderungen, die dorische. Um 1100 drangen die Dorer von Norden her in Griechenland ein, wie früher die ihnen stammverwandten Jonier und Achäer. Die Wikingerfahrten, die die Achäer nach allen Küsten des östlichen Mittelmeers unternahmen, hatten ihre Volkszahl in Griechenland stark vermindert, und der leere Raum, den dieser Stamm hinterließ, sog nun sozusagen die neuen Einwanderer an. Die Dorer waren ein kräftiges, unzivilisiertes Volk, und ihr Vordringen mußte natürlich wiederum Kämpfe mit den

bisherigen Bewohnern Griechenlands hervorrufen, so nahe verwandt diese auch mit den Eindringlingen waren.

Ein Beispiel von diesen Völkerverschiebungen geben die Arkadier. Die Sage berichtet, der letzte Herrscher von Mykenä, Agamemnons Sohn Orestes, habe in das Innere des Peloponnes, auf die Hochebene von Arkadien flüchten müssen. Ferner wird überliefert, daß eine Verwandtschaft zwischen den Arkadiern und den Bewohnern von Cypern und Pamphylien bestehe. Die Wahrheit dieser Überlieferung haben in unseren Tagen Dialektforschungen bestätigt. Dies erklärt sich durch die dorische Völkerwanderung. Als die Dorer in den Peloponnes eindrangen, wurde die alte Bevölkerung nach zwei Richtungen verjagt; die einen zogen in das Innere Arkadiens, die anderen über das Meer nach Cypern und nach den in der Nähe liegenden Teilen Kleinasiens.

Das Ende der mykenischen Periode fällt mit dem der Bronzezeit zusammen. Vereinzelte eiserne Gegenstände sind schon aus früherer Zeit vorhanden, aber damals war das Eisen eine solche Kostbarkeit, daß man Bronzegegenstände außer mit Gold auch mit Eisen überzog. In dem großen Grabe in Dendra fand man drei Ringe aus dünnen übereinanderliegenden Metallscheiben: zuunterst eine aus Silber, dann der Reihe nach Scheiben aus Blei, Kupfer und oben Eisen. Blei, Kupfer und Eisen zusammen erzeugen elektrische Ströme. Vielleicht hat man dies schon in mykenischer Zeit bemerkt und deshalb einem solchen Ringe magische Bedeutung zugeschrieben. Der sogenannte Gichtring, der noch vor einem Menschenalter eine große Rolle spielte, bestand auch aus Eisen, Kupfer und Blei. Die Silberschicht der mykenischen Ringe sollte gewiß verhindern, daß das Blei auf dem Finger abfärbte. Praktische Verwendung fand das Eisen erst in der allerletzten Zeit der mykenischen Periode. Aus dieser Zeit stammt das erste bekannte eiserne Schwert, oder wenigstens die Bruchstücke eines solchen Schwerts.

Den Künstlern der kretisch-mykenischen Kulturperiode standen keine Eisenwerkzeuge zur Verfügung. Aber die ältere ägyptische und assyrisch-babylonische Kunst zeigt uns ja, daß der schönheitsdurstige Menschengeist nicht einmal der Bronze bedarf, um den

Widerstand der Materie zu überwinden und aus dem harten Stein bewundernswerte Kunstschöpfungen herauszuholen.

Aber Eisenzeit und Dorer — diese beiden Begriffe passen zueinander. Die Dorer treten mit Schwerterklirren auf, und ihren Weg bezeichnen Ruinen. Jetzt hat nicht nur ein Volk dem anderen Platz zu machen — jetzt wird auch die Bronze vom Eisen besiegt. Die langen, schweren, eisernen Schlachtschwerter wüten nun mit der gleichen Grausamkeit in Griechenland wie vor zwei Jahrhunderten im Osten, als die Hethiter mit ihren eisernen Waffen gegen das Bollwerk der ägyptischen Kultur anstürmten. Was konnte gegen sie das kurze Bronzeschwert ausrichten, mit dem man bloß stoßen und stechen, aber nicht zuhauen konnte!

Das Eisen war auch billig und leicht zu bearbeiten, wenn man erst hinter die Kunst des Schmelzens gekommen war. Es war ja auch fast überall vorhanden, während Kupfer und Zinn von weit her nach Griechenland eingeführt werden mußten. Eiserne Waffen und Werkzeuge konnte sich nun jeder wehrhafte Mann verschaffen, und daher konnte sich nun so ziemlich jeder sein Fahrzeug bauen und mit seinen Kameraden auf Abenteuer ausziehen.

Als sich das plündernde, raubende Eisenzeitvolk aber am sonnigeren Mittelmeer in einem günstigen Klima angesiedelt hatte, ging es ihm ebenso wie vorher den Joniern und Achäern: auch die Dorer wurden von der Kultur beeinflußt, die einmal in Kreta geblüht hatte, und sie konnten ihrerseits die bewundernswerte hellenische Kultur neu befruchten.

Bevor aber die Kultur hellenisch werden konnte, mußte sie erst ägäisch werden. Die ägyptische und babylonische Kultur waren von Kretern und Phöniziern vom Festlande auf ein leicht zugängliches, inselreiches Meer hinausgetragen worden. Überall wo Menschen wohnen, locken die bläulichen Umrisse einer nahen Insel zu Fahrten, um den eigenen Überfluß gegen mangelnde Güter einzutauschen. So auch in dem inselreichen östlichen Becken des schönsten von allen Meeren der Welt, das zugleich das segensreichste für die Ausbreitung der Kultur gewesen ist. Wieder einmal wurde in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit das Wasser eine kulturschaffende und kulturverbreitende Macht. Die

ägäische Kultur wurde wie ihre Erbin, die hellenische, eine meerumspannende Kultur.

Doch auch unter solchen Voraussetzungen wäre die ägäische Kultur nie zustandegekommen, wenn die Völker, die am Ägäischen Meer wohnten, nicht aus der alten Kultur Nutzen zu ziehen verstanden und selber angeborene kulturschaffende Fähigkeiten besessen hätten. Das war, wie bei den alten Kretern, auch bei ihren Erben, den Hellenen, der Fall. Die Kreter besaßen etwas Höheres als die Erwerbslust der Phönizier, einen ausgeprägten ästhetischen Sinn, eine angeborene künstlerische Schaffensfreude und ein Bedürfnis, das Dasein durch Kunstwerke und Erzeugnisse des Kunsthandwerks zu verschönern. Deshalb strahlt die Kulturepoche, die die Ausgrabungen auf Kreta und an anderen Orten zutage gefördert haben, auch in einem eigentümlichen Glanze. Ein genialer französischer Gelehrter, den der kulturverwüstende Weltkrieg aus seiner Lebensarbeit gerissen hat, Adolf Reinach, hat diese Kulturerscheinung einem „leuchtenden Meteor" verglichen, „das spurlos verschwand, aber mit einem Funken das heilige Feuer auf dem griechischen Herde entzündete".

Wie die europäische Kultur unserer Tage für viele ihrer besten Kräfte immer noch Nahrung aus dem hellenischen Geiste zieht, so sind auch ihre ältesten Wurzelfasern mit denen der Hellenen verwachsen. Die griechische und die germanische Kultur sind Zweige desselben Stamms. Als einst die Zeit der Griechen als der ersten Kulturträger der Welt vorüber und das Weltreich ihrer Erben, der Römer, für den Untergang reif war, da kam die Reihe an die Germanen, die indoeuropäische Kultur fortzuführen. Und in der Renaissance, der Wiedergeburt der antiken Kultur in Europa, wuchsen die beiden Stämme zu einem zusammen. Auf diese Weise geht die hellenische wie unsere germanische Kultur auf die ägäische zurück.

*

Überblicken wir nun, was wir von dieser Kultur wissen, so fällt uns auf, wie unpersönlich sie wirkt, verglichen mit der Geschichte älterer und jüngerer Völker. Wir stoßen auf keine einzige lebendige Persönlichkeit. Kein Menschenherz hören wir schlagen

wie in den Briefen der Bücherei Assurbanipals. Kein Sänger sagt uns, was des Menschen Seele bewegt, und kein Märchenerzähler kündet uns die Wege, die die Volksphantasie einschlug. Wirklich lebendig können für uns die Menschen dieser Entwicklungsperiode nur dann werden, wenn es uns gelingt, ihre Sprache zu deuten.

Für die mykenische Kultur genügt aber auch das noch nicht; denn sie hat uns keine nennenswerten Inschriften hinterlassen. Nirgends hat man in den Fürstenwohnungen des Festlands eine Spur von einem Archiv, ähnlich dem des kretischen Königspalastes, entdeckt. Das braucht nicht zu bedeuten, daß die Vorfahren der Griechen weniger schreibkundig gewesen sind als die Kreter — es kann auch darauf beruhen, daß sie vergänglicheres Schreibmaterial benutzten. Tatsache ist, daß gerade in der Blütezeit der mykenischen Kultur in Syrien die bisher gebräuchlichen Tontafeln von dem ägyptischen Papyrus verdrängt wurden. Da die Verbindungen zwischen Griechenland und Ägypten in dieser Zeit sehr lebhaft waren, ist es nicht ganz unmöglich, daß der Papyrus auch in Hellas in Gebrauch gekommen ist. Und leider ist das Klima Griechenlands, im Gegensatz zum ägyptischen, der Erhaltung dieses Schreibmaterials nicht günstig.

# Literaturverzeichnis

(Nach den Abschnitten des Buches geordnet)

## Anfänge der Kultur


Hermann Klaatsch, Der Werdegang der Menschheit und die Entstehung der Kultur.

Marcellin Boule, Les hommes fossiles.

Arthur Keith, The Antiquity of Man. 2 Bde.

Hugo Obermayer, Der Mensch der Vorzeit.

R. Verneau, L'homme de la Barma-Grande.

Martin Ramström, Der Piltdown-Fund.

Derselbe, Der Java-Trinil-Fund Pithecanthropus.

Hans Weinert, Pithecanthropus erectus. (Ztschr. für Anatomie und Entwicklungsgesch. 1928.)

Martin P:n Nilsson, Primitiv kultur.


## Die Ägypter

### Das Nilland


Eduard Meyer, Geschichte des Altertums, Bd. I, 2 u. II, 1.

G. Maspero, Histoire ancienne de l'Orient classique. 3 Bde.

James Henry Breasted, Geschichte Ägyptens.

Derselbe, Ancient Records of Egypt.

Carl Woermann, Geschichte der Kunst, Bd. 1.

E. A. Wallis Budge, A short History of the Egyptian People.

W. v. Bissing, Die Kultur des alten Ägyptens.

Jean Capart, La place de l'Egypte dans l'histoire de la civilisation.

Adolf Erman und Hermann Ranke, Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum.

Friedrich Kayser und Ernst M. Roloff, Ägypten einst und jetzt.

Camille Lagier, A travers la haute Egypte.

Derselbe, L'Egypte monumentale et pittoresque.

Peter Lugn, Egypten i fynd och forskning. 2 Teile.

Alexander Scharff, Grundzüge der ägyptischen Vorgeschichte (Morgenland Heft 12).

Hermann Kees, Totenglauben und Jenseitsvorstellungen der alten Ägypter.

Günther Roeder, Urkunden zur Religion der alten Ägypter.
G. Maspero, Causeries d'Egypte.
Georg Steindorff, Ägypten der Vergangenheit und Gegenwart.
A. Wiedemann, Das alte Ägypten.

### Das Land der Toten

Alfred Wiedemann, Die Toten und ihre Reiche im Glauben der alten Ägypter. (Der alte Orient 1910.)
Derselbe, Die Amulette der alten Ägypter. (Der alte Orient 1910.)
Heinrich Brugsch, Die ägyptische Gräberwelt.
Adolf Erman, Die Literatur der Ägypter.

### Die historischen Perioden des Nillandes. Die Urzeit und das Alte Reich

Ludwig Borchardt, Die Pyramiden, ihre Entstehung und Entwicklung.
G. Maspero, Art in Egypt.
Jean Capart, L'art égyptien.
Derselbe, Primitive art in Egypt.
Derselbe, Leçons sur l'art égyptien.
Frederik Poulsen, Ägyptens Kunst.
H. Schäfer, Von ägyptischer Kunst.
L. Curtius, Die antike Kunst. Ägypten und Vorderasien.
W. Max Müller, Athiopien. (Der alte Orient 1904.)
H. Fechheimer, Plastik der Ägypter.
Derselbe, Ägyptische Kleinplastik.
Georg Steindorff, Die Kunst der Ägypter.

### Das Mittlere Reich

A. M. Blackmann, Luxor and its temples.
R. H. Brown, The Fayum and Lake Moeris.
H. G. Evers, Staat aus dem Stein. 2 Bde.

### Das Neue Reich

Walter Wreszinski, Atlas zur altägyptischen Kulturgeschichte.
Georg Steindorff, Die Blütezeit des Pharaonenreichs.
W. Max Müller, Die alten Ägypter als Krieger und Eroberer in Asien. (Der alte Orient 1903.)
Jörgen Alexander Knudtzon, Die El-Amarna-Tafeln. 2 Teile.
Carl Niebuhr, Die Amarna-Zeit. (Der alte Orient 1902.)
Arthur Weigall, Echnaton, König von Ägypten und seine Zeit.
H. Schäfer, Religion und Kunst von El Amarna.
Eduard Meyer, Reich und Kultur der Chetiter.
Albrecht Götze, Das Hethiterreich. (Der alte Orient 1928.)

Hugo Winckler, Nach Boghasköi! (Der alte Orient 1913.)
Johannes Friedrich, Die hethitische Sprache.
Derselbe, Aus dem hethitischen Schrifttum. (Der alte Orient 1925.)
E. Forrer, Die Inschriften und Sprachen des Hattireiches.
Günther Roeder, Ägypter und Hethiter. (Der alte Orient 1919.)
F. Rossi et W. Pleyte, Papyrus de Turin.

### Das Wiederhergestellte Reich. Wie die ägyptische Vorzeit wieder lebendig wurde

Kurt Sethe, Die Ägyptologie. (Der alte Orient 1921.)
H. Hartleben, Champollion, sein Leben und sein Werk. 2 Bde.
Jean Capart, Le centenaire du déchiffrement des hieroglyphes.
Adolf Erman, Die Hieroglyphen.
G. Steindorff, Die Hieroglyphenschrift.
Wilhelm Spiegelberg, Die Schrift und Sprache der alten Ägypter. (Der alte Orient 1907.)
A. H. Gardiner, Egyptian Grammar.

### Wie unersetzliche Altertümer zerstört und Tote wieder ans Tageslicht gebracht wurden

G. Belzoni, Narrative of the Operations and recent Discoveries in Egypt and Nubia.
Ludwig Borchardt, Ausgrabungen der deutschen Orientgesellschaft bei Abusir 1901/02.
H. Carter und A. C. Mace, Tutenchamun, ein ägyptisches Königsgrab. 2 Bde.

### Gesetz und Recht

W. M. Flinders Petrie, Social Life in ancient Egypt.
Wilhelm Spiegelberg, Studien und Materialien zum Rechtswesen des Pharaonenreiches der Dynastien XVIII—XXI.

### Die Tierverehrung der alten Ägypter

Adolf Erman, Die ägyptische Religion.
Heinrich Brugsch, Religion und Mythologie der alten Ägypter.
Alfred Wiedemann, Der Tierkult der alten Ägypter. (Der alte Orient 1912.)
Theodor Hopfner, Der Tierkult der alten Ägypter.
Friedrich Zimmermann, Der ägyptische Tierkult.
Lortet et Gaillard, La faune momifiée de l'ancienne Egypte.
Otto Keller, Die antike Tierwelt. 2 Bde.

### Literatur und Lebensanschauung der alten Ägypter

Alexander Scharff, Ägyptische Sonnenlieder.
Max Pieper, Die ägyptische Literatur.

Adolf Erman, Die Literatur der Ägypter.
Henrik Schück, Världslitteraturens historik, I. Teil.
Adolf Erman, Eine ägyptische Quelle der Sprüche Salomos.
Ernst Sellin, Die neugefundene Lehre des „Amenemope".
Hugo Greßmann, Die neugefundene Lehre des Amen-em-ope.
H. O. Lange, Egyptiska myter och sagor.
Hermann Kees, Ägyptische Kunst.
Schäfer-Andrae, Die Kunst des alten Orients. (Propyläen-Kunstgeschichte Bd. 2.)
Gaston Maspero, Contes populaires de l'Egypt ancienne.
Friedrich Vogelsang, Kommentar zu den Klagen des Bauern.
W. Max Müller, Die Liebespoesie der alten Ägypter.
E. A. Wallis Budge, The Literature of the ancient Egyptians.
Alfred Wiedemann, Die Unterhaltungsliteratur der alten Ägypter. (Der alte Orient 1903.)
Jules Baillet, Le régime pharaonique dans ses rapports avec l'evolution de la morale en Egypte.

### Die wissenschaftlichen Leistungen der Ägypter

Hermann Schneider, Kultur und Denken der alten Ägypter.
Alfred Wiedemann, Magie und Zauberei im alten Ägypten. (Der alte Orient 1905.)
Georg Ebers, Papyrus Ebers, 2 Teile.

### Das Erwerbsleben im alten Ägypten

Heinrich Brugsch, Wanderung nach den Türkis-Minen und der Sinaihalbinsel.
W. M. Flinders Petrie, Researches in Sinai.
Georg Schweinfurth, Auf unbetretenen Wegen in Ägypten.

### Der erste Streik der Weltgeschichte

Wilhelm Spiegelberg, Arbeiter und Arbeiterbewegung im Pharaonenreich unter den Ramessiden (ca. 1400—1100 v. Chr.).

## Die Assyrier und Babylonier

### Das Geschenk der Schwesterströme

Bruno Meißner, Babylonien und Assyrien. 2 Bde.
Derselbe, Könige Babyloniens und Assyriens.
Fritz Hommel, Geschichte Babyloniens und Assyriens.
C. Bezold und C. Frank, Ninive und Babylon.
Robert William Rogers, A History of Babylonia and Assyria. 2 Bde.
A. H. Sayce, Babylonians and Assyrians. Life and Customs.

C. P. Tiele, Babylonisch-assyrische Geschichte. 2 Teile.
Hugo Winckler, Geschichte Babyloniens und Assyriens.
F. E. Peiser, Skizze der babylonischen Gesellschaft.
Fr. Kaulen, Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen.
Friedrich Delitzsch, Im Lande des einstigen Paradieses.
S. Landersdorfer, Die Kultur der Babylonier und Assyrier.
Otto Weber, Die Literatur der Babylonier und Assyrier.
Eberhard Schrader, Keilinschriftliche Bibliothek. 6 Bde.

### Das älteste babylonische Reich

J. Kohler und F. E. Peiser, Aus dem babylonischen Rechtsleben.
Bruno Meißner, Aus dem altbabylonischen Recht. (Der alte Orient 1905.)
Derselbe, Altbabylonische Gesetze.
Derselbe, Beiträge zum altbabylonischen Privatrecht.
C. H. W. Johns, Babylonian and Assyrian Laws, Contracts and Letters.
Arnold Walther, Das altbabylonische Gerichtswesen.
Paul Haupt, Die sumerischen Familiengesetze.
Friedrich Ulmer, Hammurabi, sein Land und seine Zeit. (Der alte Orient 1907.)
J. Kohler, F. E. Peiser und A. Ungnad, Hammurabis Gesetz. 3 Bde.
Hugo Winckler, Die Gesetze Hammurabis.
Johannes Jeremias, Moses und Hammurabi.
L. W. King, The Letters and Inscriptions of Hammurabi and of other Kings of the first Dynasty of Babylon. 3 Bde.
F. Thureau-Dangin, Lettres et contrats de l'époque de la première dynastie babylonienne.
Gottfried Nagel, Die Briefe Hammurabis am Sinidinnam.
Arthur Ungnad, Babylonische Briefe aus der Zeit der Hammurabi-Dynastie.

### Das assyrische Reich

Johannes Hunger, Heerwesen und Kriegführung der Assyrer auf der Höhe ihrer Macht. (Der alte Orient 1911.)
Ernst Klauber, Assyrisches Beamtentum.
J. Kohler und A. Ungnad, Assyrische Rechtsurkunden.
V. Scheil, Recueil des lois assyriennes.
Knut Tallqvist, Old Assyrian Laws.
O. Schroeder, Keilschrifttexte aus Assur verschiedenen Inhalts.
Friedrich Delitzsch, Assurbanipal und die assyrische Kultur seiner Zeit. (Der alte Orient 1910.)

Maximilian Streck, Assurbanipal und die letzten assyrischen Könige. 3 Bde.
Christopher Johnston, The epistulary Literature of the Assyrians and Babylonians.
Cornelis van Gelderen, Ausgewählte assyrisch-babylonische Briefe.
Ernst Klauber, Keilschriftbriefe. Staat und Gesellschaft in der babyl.-assyr. Briefliteratur. (Der alte Orient 1911.)
Samuel Alden Smith, Die Keilschrifttexte Assurbanipals.
C. J. Gadd, The Fall of Niniveh.
A. Billerbeck und J. Jeremias, Der Untergang Ninives.

### Das neubabylonische Reich

R. Campbell Thompson, Late Babylonian Letters.

### Wie wir Kunde über die Vorzeit Assyriens und Babyloniens bekommen haben

Austen Henry Layard, The Monuments of Niniveh.
George Smith, Assyrian Discoveries.
H. V. Hilprecht, Die Ausgrabungen in Assyrien und Babylonien.
Derselbe, Die Ausgrabungen der Universität von Pennsylvania im Bel-Tempel zu Nippur.
Albert T. Clay, Documents from the Temple Archives of Nippur. 2 Bde.
Friedrich Delitzsch, Babylon.
Robert Koldewey, Das wiedererstehende Babylon.
Derselbe, Das Ischtartor.
Leopold Messerschmidt, Die Entzifferung der Keilschrift. (Der alte Orient 1910.)
Derselbe, Zur Technik des Tontafelschreibens.
Friedrich Delitzsch, Die Entstehung des ältesten Schriftsystems.
Eckhard Unger, Babylonisches Schrifttum.
J. Flemming, Sir Henry Rawlinson und seine Verdienste um die Assyriologie.

### Das Erwerbsleben im Zweistromland

Bruno Meißner, Assyrische Jagden. (Der alte Orient 1911.)
Friedrich Delitzsch, Handel und Wandel in Altbabylonien.
H. Ranke und A. Poebel, Babylonian legal and Bussiness Documents from the Time of the first Dynasty of Babylon.
Albert T. Clay, Legal and commercial Transactions, dated in the Assyrian-Babylonian and Persian Periods, chiefly from Nippur.
Walter Schwenzner, Das geschäftliche Leben im alten Babylonien. (Der alte Orient 1916.)

Bruno Landsberger, Assyrische Handelskolonien in Kleinasien aus dem 3. Jahrtausend. (Der alte Orient 1925.)

### Soziale Verhältnisse in Babylonien

Friedrich Delitzsch, Beiträge zur Erklärung der babylonisch-assyrischen Briefliteratur.
H. V. Hilprecht and Albert T. Clay, Bussiness Documents of Muraschu Sons of Nippur.
Victor Marx, Die Stellung der Frauen in Babylonien.
Eduard Meyer, Die Sklaverei im Altertum.
Karl Bücher, Die Entstehung der Volkswirtschaft.

### Ein religiöses Volk

Alfred Jeremias, Handbuch der altorientalischen Geisteskultur.
Bruno Meißner, Die Kultur Babyloniens und Assyriens.
Hugo Winckler, Die babylonische Geisteskultur.
Hermann Schneider, Kultur und Denken der Babylonier und Juden.
Morris Jastrow, Die Religion Babyloniens und Assyriens. 2 Bde.
P. Dhorme, La réligion assyro-babylonienne.
Arthur Ungnad, Die Religion der Babylonier und Assyrer.
Franz Cumont, Den astrala religionen i forntiden.
Alfred Jeremias, Die Panbabyloniſten.
Derſelbe, Monotheiſtiſche Strömungen innerhalb der babyloniſchen Religion.
Arthur Ungnad, Die Deutung der Zukunft bei den Babyloniern und Aſſyrern. (Der alte Orient 1909.)
R. Campbell Thompson, The Devils and evil Spirits of Babylonia. 2 Bde.
Derselbe, The Reports of the Magiciens and Astrologers of Niniveh and Babylon in the British Museum.
Ludwig Dennefeld, Babyloniſch-aſſyriſche Geburtsomina.
Chriſtliebe Fichtner-Jeremias, Der Schickſalsglaube bei den Babyloniern.
Leonard W. King, Babylonian Magie and Scorcery.
François Lenormant, Die Magie und Wahrſagekunſt der Chaldäer.
Otto Weber, Dämonenbeſchwörungen bei den Babyloniern und Aſſyrern. (Der alte Orient 1906.)
Emil Behrens, Aſſyriſch-babyloniſche Briefe kultiſchen Inhalts aus der Sargonidenzeit.
Friedrich Delitzſch, Mehr Licht.
Walther Schrank, Babyloniſche Sühnriten.

Heinrich Zimmern, Babyloniſche Hymnen und Gebete. (Der alte Orient 1905 u. 1911.)
Hugo Radau, Sumerian Hymns and Prayers to God Nin-ib from the Temple Library of Nippur.
Carl Wilhelm Belſer, Babyloniſche Inſchriften.

### Sittlichkeit und Lebensweisheit

Martin Jaeger, Aſſyriſche Rätſel und Sprüchwörter.

### Die Toten

Alfred Jeremias, Hölle und Paradies bei den Babyloniern.

### Babyloniſche Mythen und Heldenſagen

P. Jenſen, Aſſyriſch-babyloniſche Mythen und Epen.
Derſelbe, Die Kosmologie der Babylonier.
Hermann Uſener, Die Sintflutſagen.
S. Langdon, Le poème sumerien du paradise, du déluge et de la chute de l'homme.

### Die Geburtsſtätte der Aſtronomie

Franz Xaver Kugler, Sternkunde und Sterndienſt in Babel.
A. H. Sayce, The Astronomy and Astrology of the Babylonians.
Ernſt F. Weidner, Handbuch der babyloniſchen Aſtronomie.
Alfred Jeremias, Das Alter der babyloniſchen Aſtronomie.
H. V. Hilprecht, Mathematical, metrological and chronological Tablets from the Temple of Nippur.
F. X. Kugler, Im Bannkreis Babels.
Hugo Winckler, Die babyloniſche Kultur in ihren Beziehungen zur unſrigen.
C. F. Lehmann, Babyloniens Kulturmiſſion einſt und jetzt.
Martin P:n Nilsson, Tideräkningens uppkomst.
Nat. Beckman, Tideräkning och historia.

### Die babyloniſche Heilkunſt

Friedrich Küchler, Beiträge zur Kenntnis der aſſyriſch-babyloniſchen Medizin.
Felix v. Oefele, Keilſchriftmedizin in Parallelen. (Der alte Orient 1904.)

## Iſraeliten und Phönizier

### Die Iſraeliten

Rud. Kittel, Geſchichte des Volkes Iſrael. 2 Bde.
Derſelbe, Geſtalten und Gedanken in Iſrael.
Frants Buhl, Det israelitiske Folks Historie.

H. Greßmann, A. Ungnad und H. Ranke, Altorientalische Texte und Bilder zum Alten Testament. 2 Teile.
E. F. Lehmann-Haupt, Israel. Seine Entwicklung im Rahmen der Weltgeschichte.
Eduard Meyer, Die Israeliten und ihre Nachbarstämme.
Johannes Pedersen, Israel.
Erik Stave, Israels historia.
P. Volz, Die biblischen Altertümer.
J. Wellhausen, Israelitische und jüdische Geschichte.
Alfred Jeremias, Das Alte Testament im Lichte des alten Orients.
E. Schrader, H. Zimmern und H. Winckler, Die Keilinschriften und das Alte Testament.
T. Eric Peet, Egypt and the Old Testament.

### Die Phönizier

George Rawlinson, Phoenicia.
Richard Pietschmann, Geschichte der Phönizier.
Wilhelm v. Landau, Die Phönizier. (Der alte Orient 1903.)
Derselbe, Die phönizischen Inschriften. (Der alte Orient 1907.)
F. C. Movers, Die Phönizier. 3 Teile.
C. Autran, Phéniciens.
August Köster, Schiffahrt und Handelsverkehr des östlichen Mittelmeeres im 3. und 2. Jahrtausend v. Chr.
Ernest Renan, Mission de Phénicie.
Hugo Winckler, Zur phönizisch-karthagischen Geschichte.
Frederik Carl Eiselen, Sidon. A Study in oriental History.
J. Krall, Tyrus und Sidon.
Wallace B. Fleming, The History of Tyre.
Otto Meltzer und Ulrich Kahrstedt, Geschichte der Karthager. 3 Bde.

### Die Entstehung des Alphabets

Kurt Sethe, Der Ursprung des Alphabets. (Nachr. Ges. d. Wiss. Göttingen 1916.)
Flinders Petrie, The Formation of the Alphabet.
Alan H. Gardiner and Eric Peet, The Inscriptions of Sinai.
Alan H. Gardiner, Der ägyptische Ursprung des semitischen Alphabets. (Ztschr. d. deutschen morgenl. Ges. 1923.)
Hubert Grimme, Althebräische Inschriften von Sinai.
Kurt Sethe, Die wissenschaftliche Bedeutung der Petrieschen Sinaifunde. (Ztschr. d. deutschen morgenl. Ges. 1926.)
Daniel Völter, Die althebräischen Inschriften vom Sinai und ihre historische Bedeutung.

## Die Meder und Perser

### Die Urheimat der Indoeuropäer

Justin V. Prašek, Geschichte der Meder und Perser bis zur makedonischen Eroberung. 2 Bde.
Holger Pedersen, Språkvetenskapen under nittonde århundradet.
O. Schrader, Die Indogermanen.

### Meder und Perser

Eduard Meyer, Geschichte des Altertums.
J. B. Bury, The Cambridge ancient History.
Ferdinand Justi, Geschichte des alten Persiens.
Derselbe, Geschichte Irans bis zum Ausgang der Sassaniden.
Clément Huart, La Perse antique et la civilisation iranienne.
Georg Hüsing, Der Zagros und seine Völker. (Der alte Orient 1908.)
A. V. Williams Jackson, Persia past and present.
Derselbe, Zoroaster, the Prophet of ancient Iran.
Derselbe, Die iranische Religion. (Geiger-Kuhn, Grundriß II.)
M. A. Dieulafoy, L'art antique de la Perse.
J. Darmesteter, Le Zend-Avesta.
Karl F. Geldner, Avesta. 3 Bde.
Derselbe, Avesta-Literatur. (Geiger-Kuhn, Grundriß II.)
Edvard Lehmann, Zarathustra.
James Hope Moulton, Early Zoroastrianism.
Dosabhai Framji Karaka, History of the Parsis. 2 Bde.
Victor Henry, Le parsisme.
Justin V. Prašek, Kyros der Große. (Der alte Orient 1912.)
Derselbe, Kambyses. (Der alte Orient 1913.)
Derselbe, Dareios I. (Der alte Orient 1914.)
Adolf Bauer, Die Kyros-Sage und Verwandtes.
Victor Floigl, Cyrus und Herodot nach den neugefundenen Keilinschriften.
Rudolf Schubert, Herodots Darstellung der Cyrussage.
O. E. Hagen, Keilinschriftsurkunden zur Geschichte des Königs Cyrus. (F. Delitzsch und P. Haupt, Beiträge zur Assyriologie II.)
E. A. Wallis Budge, The Sculptures and Inscriptions of Darius the Great on the Rock of Behistun.
F. Sarre und E. Herzfeld, Iranische Felsreliefs.
F. Sarre, Die Kunst des alten Persien.
Perrot-Chipiez, Histoire de l'art, Bd. V.

## Die ägäiſche Kultur

### Die kretiſche Kultur

H. Lamer, Griechiſche Kultur im Bilde.
Diedrich Fimmen, Die kretiſch-mykeniſche Kultur.
René Dussaud, Les civilisations préhelléniques dans le bassin de la mer Egée.
H. R. Hall, Aegean Archaeology.
Gustave Glotz, La civilisation égéenne.
R. v. Lichtenberg, Die ägäiſche Kultur.
Oscar Montelius, La Grèce préclassique.
Frederik Poulsen, Den kretisk-mykeniske Kunst.
Emil Smith, Hellas for Homer.
K. Friis Johansen, De förhistoriska tiderna i Europa. 2 Bde.
Arthur J. Evans, The Palace of Minos at Knossos. 2 Bde.
H. Th. Boſſert, Alt-Kreta. Kunſt und Handwerk in Griechenland während der Bronzezeit.
Ronald M. Burrows, The Discoveries in Crete.
L. P. Lagrange, La Crète ancienne.

### Die mykeniſche Kultur

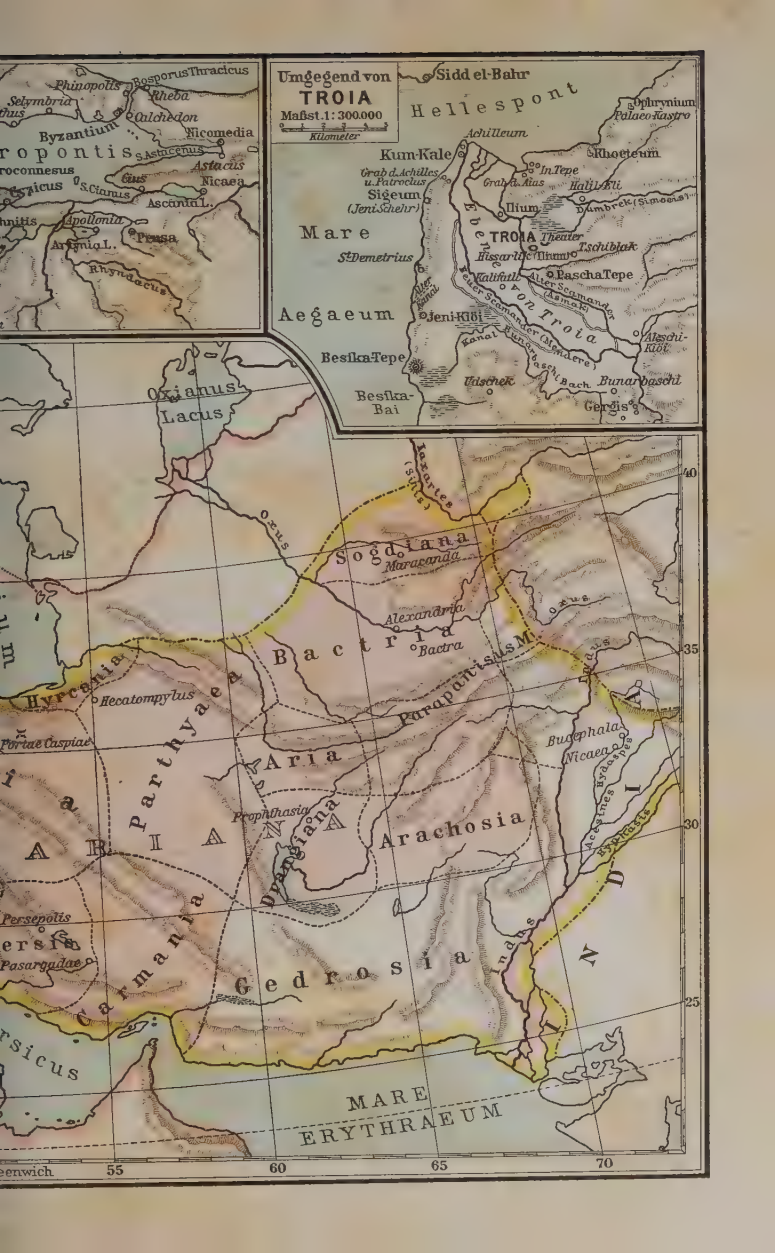
Wilhelm Dörpfeld, Troja und Ilion. 2 Bde.
Henry Schliemann, Troja.
Heinrich Schliemann, Mykenä.
Derſelbe, Tiryns.
Carl Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos und auf Ithaka.
Heinrich Schliemanns Selbſtbiographie, herausgegeben von Sophie Schliemann.
Chrestos Tsountas and Irving Manatt, The mycenaean Age.
Andrew Lang, World of Homer.
Otto Frödin et A. W. Persson, Rapport préliminaire sur les ‚fouilles d'Asiné' 1922—1924.
A. W. Persson, Kungagraven i. Dendra.

### Der Weltverkehr in der kretiſch-mykeniſchen Zeit

R. v. Lichtenberg, Einflüſſe der ägäiſchen Kultur nach Ägypten und Paläſtina. (Mitt. d. vorderaſiatiſchen Geſellſchaft 1911.)
Auguſt Köſter, Das antike Seeweſen.

DAS
SÜDWESTLICHE ASIEN
und
ÄGYPTEN
Babylonisches Reich
Ägyptisches Reich
Grenze des Reichs
Alexanders d. Großen
Medisches Reich
Lydisches Reich
Grenze des Perserreichs
Persische Königsstraße
Griechische Kolonien sind unterstrichen
Maßstab 1 : 20.000.000
Kilometer
PROPONTIS
Maßst. 1:5.000.000
Kilometer
Aenus
Calliupolis
Sestus
Abydus
Helles
Ilium
Tenedos
Assus
SCYTHAE
Ister
Thracia
Macedonia
PONTUS EUXINUS
Byzantium
Sinope
Paphlagonia
Bithynia
Propontis
Ilium
Mysia
Pergamum
Galatia
Gordium
Halys
Pontus
Trapezus
Colchis
Caucasus Mons
Cyrus
Euphrates
ARMENIA
Araxes
Sardes
Lycaonia
Cappadocia
Taurus M.
Caria
Pisidia
Lycia
Pamphylia
Cilicia
Issus
Tarsus
Rhodus
Creta
Cyprus
Salamis
Antiochia
Carchemisch
Circesium
MESOPOTAMIA
Gaugamela
Ninus
Arbela
ASSYRIA
MARE INTERNUM
Sidon
Tyrus
Phoenice
Libanus M.
SYRIA
Palmyra
Damascus
Megiddo
Samaria
Hierosolyma
Palaeolina
Canopus
Alexandria
Cyrenaica
Nauctratis
Sais
Pelusium
Memphis
Moeris L.
Ammonium
AEGYPTUS
Nilus
Sinai
Thebae
Syene
Libya Deserta
AETHIOPIA
Sinus Arabicus
Hauara
ARABIA
Arabia Deserta
Babylon
Euphrates
Chaldaei
Tigris
Cunaxa
Seleucia
BABYLONIA
Ecbat
Ost

Grimberg I.



Umgegend von
TROIA
Maßst. 1: 300.000
Kilometer
Sidd el-Bahr
Hellespont
Ophrynium
Palaeo-Kastro
Achilleum
Kum-Kale
Rhoeteum
Grab d. Achilles u. Patroclus
Sigeum (Jeni-Schehr)
In Tepe
Grab d. Aias
Halil-Eli
Ilium
Dumbrek (Simoeis)
Mare
TROIA
Theater
Tschiblak
Hissarlik (Ilium)
St. Demetrius
Kalifatli
Pascha Tepe
Alter Scamander (Asmak)
Aegaeum
Jeni-Kiöi
Alter Kanal
Alter Scamander (Mendere)
Kanal
Bunarbaschi (Bach)
Besika-Tepe
Besika-Bai
Udschek
Bunarbaschi
Gergis
Alschi-Kiöi
Phinopolis
Bosporus Thracicus
Selymbria
Rheba
Calchedon
Byzantium
Nicomedia
S. Astacenus
Astacus
Gius
Nicaea
S. Cianus
Ascania L.
Apollonia
Prusa
Arginia L.
Rhyndacus
Oxianus
Lacus
Oxus
Iaxartes (Sihlis)
Sogdiana
Maracanda
Alexandria
Bactria
Bactra
Parapanisus M.
Hyrcania
Hecatompylus
Parthyaea
Portae Caspiae
Aria
Prophthasia
Drangiana
Arachosia
Bucephala
Nicaea
Hydaspes
Acesines
Hyphasis
Indus
Persepolis
Pasargadae
Carmania
Gedrosia
MARE
ERYTHRAEUM
40
35
30
25
55
60
65
70